AGB
N 65/3

RIJKSMUSEUM
VOOR
VOLKENKUNDE
LEIDEN

N 65/3

Philosophische Untersuchungen über die Römer.

In drei Bänden.

K. GYMNAS: BIBLIOTHEK BAMBERG

Von

Friedrich Buchholz.

Dritter Band.

Berlin 1819.
Bei Theodor Christian Friedrich Enslin.
(Breite Straße No. 23.)

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Kapitel. Seite

Constantin der Große 3

Zweites Kapitel.

Wie bildete sich das Christenthum zu einer Staatsreligion aus, ehe es vorherrschend wurde? 34

Drittes Kapitel.

Schicksale und Untergang des Flavischen Geschlechts . 53

Viertes Kapitel.

Die Periode von Jovian bis auf Theodosius den Großen 106

Fünftes Kapitel.

Theodosius der Große 159

Sechstes Kapitel.

Letzter Kampf des Polytheismus mit dem Christenthume 195

Siebentes Kapitel.

Arcadius und Honorius 222

Achtes Kapitel.

Theodosius der Zweite und Valentinian der Dritte . 275

Inhalt.

Neuntes Kapitel. Seite

Die letzten zwanzig Jahre des weströmischen Reiches . 324

Zehntes Kapitel.

Betrachtungen über den Verfall und Zusammensturz des westlichen Römerreiches 367

Die

Monarchie.

Zweite Abtheilung.

Erstes Kapitel.

Constantin der Große.

(Von 324 bis 337.)

Der Beiname des Großen wird nur von solchen Regenten erworben, die, indem sie durch ihre persönlichen Eigenschaften die ganze Gesellschaft mit sich fortreißen, bleibende Wirkungen hervorbringen, welche als eben so viele Denkmäler ihres Ruhmes dastehen. Nichts kann also weniger usurpirt werden, als dieser Beiname; und wenn die Kritik nach Jahrhunderten Einwendungen gegen die Rechtmäßigkeit eines solchen Besitzes macht, so kann dies nur daher rühren, daß sie sich nicht gehörig in die Zeiten versetzt, worin er erworben wurde. Zugegeben, daß ein Unterschied Statt findet unter den Regenten, welche in der Geschichte den Beinamen der Großen führen: so rührt dieser Unterschied doch niemals von den Mitteln her, welche sie angewendet haben, das Gebäude ihrer persönlichen Größe aufzuführen; denn diese Mittel sind wenigstens in so fern dieselben, als sie die Geneigtheit Anderer, sich ihnen unterzuordnen, nach ihrem ganzen

Vermögen benutzten, um in dem Urtheil der Welt als die einzigen Achtbaren dazustehen.

Was den Imperator Constantin betrifft, so vergessen Die, welche, durch Anführung minder lobenswerther Handlungen, seiner Monarchengröße Abbruch thun möchten, daß diese Größe auf einer dreifachen Schöpfung beruhet, die in den Zeiten, wo sie zu Stande gebracht wurde, gewiß höchst bewundernswerth war. Diese dreifache Schöpfung war: 1. die Gründung einer neuen Hauptstadt; 2. die Einführung einer in sich selbst zusammenhangenden Verfassung, wie das römische Reich sie vor ihm nie gehabt hatte; 3. die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Dies alles hat die wichtigsten Folgen gehabt: Folgen, welche noch jetzt fortdauern, und Constantins Namen den entferntesten Jahrhunderten eben so zuführen werden, wie sie ihn dem unsrigen zugeführt haben; Folgen, die seine großen persönlichen Eigenschaften in einem solchen Glanze darstellen, daß die einzelnen Flecken derselben nicht in Betrachtung kommen. Eben deswegen nun wird es nöthig seyn, bei diesen einzelnen Momenten von Constantins Größe zu verweilen.

1. Es ist im letzten Kapitel des zweiten Bandes dieser Untersuchungen auseinander gesetzt worden, weshalb Rom nicht der Sitz der Regierung seyn konnte, wenn diese sich mit einiger Freiheit bewegen wollte; die großen Schwierigkeiten, welche der Depositär der Einheit zu Rom fand, seinen Willen als den allge-

meinen auszubringen, mußten um so mehr entscheiden, da sie seit beinahe zwei Jahrhunderten durch die geflissentliche Entfernung, worin sich die Imperatoren von Rom gehalten hatten, und durch das, in der engsten Verbindung damit stehende, moralische Versinken des römischen Adels erhöhet waren. Es fanden für Constantin in dieser Hinsicht eben die Beweggründe Statt, welche Peter den Großen bestimmten, Moskau zu verlassen, und den Sitz der Regierung nach Petersburg zu verlegen. Bedenklich war die Sache allerdings: sie war es vorzüglich durch den Umstand, daß, da das römische Reich mehr Länge als Breite hatte, vor allen Dingen untersucht werden mußte, was weniger gefährlich sey, der Andrang der östlichen, oder der der nördlichen Völker; es läßt sich auch nicht leugnen, daß durch die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Byzanz den letzteren ein bedeutender Vortheil gestiftet wurde: ein Vortheil, aus welchem alle die Veränderungen hervorgegangen sind, denen Europa seine gegenwärtige Gestalt verdankt. Allein es läßt sich eben so wenig leugnen, daß, wenn Rom der Sitz der Regierung geblieben wäre, die zunehmende Kraftlosigkeit der Regierung jene Umwälzung, von welcher sie bedrohet war, höchstens aufgehalten, nicht hintertrieben haben würde. Im Leben besteht die Weisheit sehr oft darin, daß man von zwei Übeln das kleinste wählt; und darf der Erfolg entscheiden, so ist man berechtigt zu der Behauptung, daß Constantin, in der vollen Überzeugung, daß die Integrität des Römerreichs sich nicht länger behaupten

lasse, es nur auf Rettung Dessen angelegt habe, was sich noch retten ließ.

In dieser Hinsicht war die Wahl des Orts, den er zum Sitze der Regierung bestimmte, in der That bewundernswerth. Gelegen in dem ein und vierzigsten Grade der Breite, beherrschte die neue Residenz von ihren sieben Hügeln die entgegenstehenden Ufer Europens und Asiens. Das Klima war gesund und mild, der Boden fruchtbar, der Hafen sicher und geräumig, und der Zugang vom festen Lande her von geringer Ausdehnung und leichter Vertheidigung. Den Bosporus und den Hellespont kann man als die beiden Thore von dem gegenwärtigen Constantinopel betrachten. Wer in dem Besitz derselben war, konnte sie leicht gegen alle Angriffe zu Wasser verschließen, und sie eben so leicht den Handelsflotten öffnen; und da die den Pontus Euxinus umwohnenden Barbaren alle die Rüstungen einstellten, welche sie in einer früheren Periode nicht selten durch den Hellespont in das mittelländische Meer geführt hatten: so ist zu glauben, daß Constantins politischer Blick die vorzüglichste Ursache dieser Erscheinung, so wie der Erhaltung des östlichen Römerreiches bis zur Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, gewesen sey. Waren die Thore des Bosporus und des Hellespont verschlossen, so fehlte es der Hauptstadt noch immer nicht an den Mitteln, welche das Bedürfniß, oder auch den Luxus ihrer zahlreichen Bewohner befriedigen konnten: die Seeküsten von Thracien und Bithynien bieten noch jetzt, wo türkische Willkür über ihnen waltet, den

Anblick üppiger Weinberge und reicher Kornfelder dar; und die Propontis ist von jeher berühmt gewesen wegen ihrer unerschöpflichen Fülle an Fischen, die zu gewissen Jahreszeiten ohne Mühe und Arbeit gefangen werden. Dem Handel geöffnet, führten die beiden Meerengen aus dem Norden und Süden alle natürlichen und künstlichen Erzeugnisse herbei, ohne welche eine Hauptstadt nicht das volle Leben gewinnen kann, das zu ihrem Wesen gehört. Mit Einem Worte: wie die Lage von Constantinopel einzig ist, war der Gedanke, es zur Hauptstadt des römischen Reiches zu erheben, umfassend und groß.

Die Schwierigkeiten, welche Constantin zu überwinden hatte, ehe er als Sieger dastand, scheinen ihn erzeugt zu haben; denn, obgleich der Wunsch, der römischen Regierung einen festen Sitz zu geben, gewiß schon früher in seiner Seele war, so hing die Erfüllung dieses Wunsches doch unstreitig mit den Ansichten zusammen, welche der längere Aufenthalt in diesen Gegenden gewährte. Mit sich selbst darüber im Reinen, daß er der Gründer einer neuen Hauptstadt werden müsse, setzte Constantin Alles daran, seinen Zweck in der möglichkürzesten Zeit zu erreichen. Um die Gemüther für seinen Plan zu gewinnen, trug er kein Bedenken, denselben das Werk einer göttlichen Eingebung zu nennen; und obgleich er selbst sich nicht weiter darüber erklärte, so fehlte es doch nicht an Personen, welche aussagten, der Imperator habe, als er zum ersten Male in den Mauern von Byzanz geschlafen, eine Erscheinung gehabt, nämlich die des Schutzgeistes dieses Orts, der

sich vor seinen Augen aus einer bejahrten und schwächlichen Matrone in eine blühende Jungfrau verwandelt habe.*) Der Imperator selbst, an der Spitze einer feierlichen Procession, bestimmte den Umfang und die Gestalt der Stadt, so, wie beide noch jetzt sind, wenn man die Vorstädte Pera und Galata abrechnet. Constantinopel erhielt dreizehn Abtheilungen, von welchen zwölf ausgebauet, die dreizehnte mit Feigenbäumen bepflanzt wurde. Erleichtert wurde der Bau durch die Nähe der Materialien, indem die Wälder, welche die Ufer des Pontus Euxinus beschatten, das Holz, die Steinbrüche der kleinen Insel Proconnesus den Marmor lieferten. Mühe hatte Constantin, in dem großen Römerreiche so viele Baumeister zu finden, als nöthig waren, seine Ungeduld zu befriedigen: ein sicherer Beweis von dem Verfalle des gesellschaftlichen Zustandes in diesem Reiche. Einen Maaßstab für die Kosten, welche das große Werk erforderte, giebt die, auf die Erbauung der Mauern, Säulengänge und Wasserleitungen verwendete Summe von ungefähr funfzehn Millio-

---

*) Dies ist indeß nur die Aussage späterer Schriftsteller. Theophanes und Cedrenus, welche den Zeiten am nächsten lebten, erklären sich über die göttliche Eingebung nur in allgemeinen Ausdrücken. Unstreitig kannte Constantin sein Zeitalter. Für dasselbe galten solche Beweggründe als wahr, und die Bemerkung des Livius, „daß die Vorzeit das Vorrecht habe, den Ursprung der Städte durch eine Vermischung des Göttlichen mit dem Menschlichen ehrwürdiger zu machen," vertrug sich noch mit voller Anwendung.

nen Thalern. Die Kunstschätze, welche die neue Hauptstadt erhielt, verdankten ihre Entstehung einer früheren Zeit; denn, da es unmöglich war, den Genius eines Phidias und Lysippus zum zweiten Male zu erzeugen, so blieb nichts anderes übrig, als die Städte Griechenlands und Asiens ihrer Zierden zu berauben. Hierbei nun ist nichts so merkwürdig, als die Gleichgültigkeit, womit sie sich von denselben trennten: eine Gleichgültigkeit, welche nur das Werk einer langen Unterdrükkung und der gänzlichen Trennung des bürgerlichen Rechts von dem Staatsrechte seyn konnte. Die Bildsäulen von Göttern und Heroen, von Helden, Dichtern und Philosophen, wanderten nach Constantinopel, wo sie theils auf öffentlichen Plätzen, theils in den Palästen der Großen aufgestellt wurden; und, nach der Bemerkung des Cedrenus, „fand sich in den Ringmauern dieser Stadt alles wieder, bis auf die Geister Derer, denen solche Denkmäler errichtet waren.“ Kein Wunder! Denn was einem großen Manne, wie Constantin war, auch immer gelingen möge, so kann ihm doch nichts von Dem gelingen, was sich nur im freien Aufschwunge der Gemüther erzeugt. Hundert Jahre nach Constantinopels erster Gründung zählte man daselbst ein Capitol (worunter ein Universitäts-Gebäude gedacht werden muß), einen Cirkus, zwei Theater, acht öffentliche und hundert und fünf und dreißig Privat-Bäder, zwei und funfzig Säulengänge, fünf Magazine, acht Wasserleitungen, vier geräumige Hallen, in welchen sich der Senat, oder die Gerichtshöfe versammelten, vierzehn Paläste, und viertausend dreihundert und acht und achtzig

Häuser, welche sich durch Größe und Schönheit von den Häusern gemeiner Bürger unterschieden; und diese Schöpfung war die unmittelbare Folge des von Constantin gegebenen Antriebes.

Außerordentliche Mittel mußten angewendet werden, um der Hauptstadt eine angemessene Bevölkerung zu geben, da Constantin seine Schöpfung genießen wollte. Nun fehlte es freilich nicht an Vornehmen, welche sich bereden ließen, ihren bisherigen Aufenthalt in einer von den großen Städten des Reiches gegen den von Constantinopel zu vertauschen; allein falsch ist die Behauptung, daß vorzüglich der römische Adel dem Imperator gefolgt sey: denn gerade in ihm war die Anhänglichkeit an der alten Hauptstadt des Reiches vorherrschende Neigung, und außerdem war dem Imperator an dessen Erwerbung gewiß das Wenigste gelegen. Nicht unbedeutend waren übrigens die Vortheile, die man durch eine Niederlassung in Constantinopel gewann; denn nicht genug, daß der Imperator seinen Lieblingen die von ihm erbauten Paläste schenkte, stattete er sie auch mit Ländereien oder Gehalten aus, ohne ihnen eine andere Bedingung aufzulegen, als die Erhaltung ihres Hauses in der Hauptstadt. Auf diese Weise kam ein großer Theil von den Staatsdomänen Asiens in die Hände der Vornehmen. Außer diesen aber wanderten aus allen Provinzen des Reiches viele Wohlhabende in Constantinopel ein, überzeugt, daß sie daselbst eines höheren Maaßes von Freiheit genießen würden, als in den Provinzial-Städten, wo sie der Willkür der Präfecten Preis gegeben waren. Unendlich war die Zahl

Derer, die keine andere Bestimmung kennen, als Erwerb und Gewinn: der Kaufleute, der Künstler, der Handwerker und der Bedienten; denn wo eine Regierung ihren Sitz aufschlägt, da geht ein großer Theil des öffentlichen Einkommens auf die arbeitende Classe über, welche eben deswegen in den Hauptstädten am besten gedeihet. Dies nicht gehörig erkennend, oder auch fortgerissen von dem Wunsche, seine Hauptstadt in der möglich-kürzesten Zeit aufblühen zu sehen, fügte Constantin seinen übrigen Wohlthaten auch noch die hinzu, daß er den jährlichen Korn-Tribut, welchen Ägypten bis dahin hatte an Rom entrichten müssen, seiner Schöpfung zuwendete: ein Verfahren, wodurch er der neuen Hauptstadt viele von den Gebrechen einimpfte, welche bisher nur der alten eigen gewesen waren. Am Tage der Einweihung erhielt das alte Byzanz die Benennung von Neu-Rom; ein Edict des Imperators, auf eine Säule von Marmor eingegraben, sollte diese Benennung verewigen. Gleichwohl wurde in der Folge die Stadt nach ihrem Erbauer benannt, indem die Dankbarkeit der Zeitgenossen den Ausschlag über seine Befehle gab.*)

2. In der neuen Hauptstadt beabsichtigte Constantin einen festen und bleibenden Sitz für die Regierung, nachdem eine zweihundertjährige Erfahrung gelehrt hatte,

---

*) Diese Benennung hat sich durch alle Jahrhunderte erhalten; denn das Stambul oder Istambul der Türken ist nur eine Abkürzung von εις την πολιν, wodurch Constantinopel bezeichnet wird.

daß Rom einen solchen nicht abgeben könne. Die Ausbildung der Regierung selbst schloß sich an die Erbauung dieser Hauptstadt an. Hierbei nun handelte es sich um nichts Geringeres, als der Monarchie eine Stätigkeit zu geben, welche sie bisher nicht hatte gewinnen können. Was auch Diocletian für diesen Zweck geleistet haben mochte, so hatte seine Schöpfung doch den Fehler in sich geschlossen, daß die ideelle Einheit in ihr nicht zur Wirklichkeit gediehen war; denn die wirkliche Einheit ist nur da vorhanden, wo alles, was Macht genannt zu werden verdient, in den Händen eines Einzigen zusammengeengt ist. Jener Fehler war dadurch fortgeschafft worden, daß Constantin, nach und nach, über alle seine Mitregenten und Nebenbuhler gesiegt hatte. Um ihn für immer zu verbannen, mußte man auf Mittel denken, dem Staats-Chef eine Stellung zu geben, worin er sich ohne große Mühe behaupten konnte; möglich aber war dies nur in so fern, als es eine Abstufung der Gewalt, eine Staats-Hierarchie gab, in welcher jedes Mitglied der Regierung einen Platz einnahm, der es eben so abhängig von dem Staats-Chef, als unschädlich, oder auch nützlich, für denselben machte.

Zu diesem Endzweck wurde vor allen Dingen das Reich in vier große Präfecturen getheilt, von welchen jede ihre Diöcesen hatte, die wiederum in Provinzen zerfielen. Die vier Präfecturen waren die des Orients, Illyricums, Italiens und Galliens. Von ihnen war die des Orients die bedeutendste; denn sie umfaßte fünf Diöcesen, welche, acht und vierzig Provinzen in sich schließend, von den Katarakten des Nil bis

zu den Ufern des Phasis, und von den Gebirgen Thraciens bis zu den Gränzen Persiens reichten, und die Benennungen der Diöcesen des Orients, Ägyptens, Asiens, des Königreichs Pontus und Thraciens führten. Die zweite Präfectur umfaßte die beiden Diöcesen Macedonien und Dacien, und zerfiel in elf Provinzen, welche zusammen Mösien, Macedonien, Griechenland und Creta in sich begriffen. Die dritte Präfectur hatte ihr Machtgebiet nicht bloß in Italien, sondern auch in Rhätien bis zu den Ufern der Donau, in den Inseln des mittelländischen Meeres, und in demjenigen Theile von Afrika, welcher zwischen den Gränzen von Cyrene und denen von Tingitana liegt; sie enthielt drei Diöcesen: nämlich Italien, Illyrien und Afrika, und in diesen neun und zwanzig Provinzen. Die vierte Präfectur endlich, Gallien, Britannien, Spanien und die balearischen Inseln umfassend, hatte drei Diöcesen, und in diesen neun und zwanzig Provinzen.

Vermöge dieser Eintheilung nahmen diejenigen Beamten, welche an die Spitze der Präfecturen gestellt waren, den ersten Rang nach dem Imperator ein; mit dem größten Rechte, da sie ehemalige Königreiche verwalteten. Sie führten den Titel von Präfecten der Leibwache (praefecti praetorio), waren aber von aller Militär-Gewalt geschieden und in sich selbst nur Civil-Guvernöre. Unabhängig von ihnen waren die Präfecten der beiden Hauptstädte Rom und Constantinopel, weil der Umfang derselben und die enge Berührung, worin alle Verhältnisse einer starken Bevölkerung liegen, dies mit sich brachte. Die Beschränkung

der Präfecten auf die Civil-Regierung hatte ihren Grund in dem Mißbrauche, welchen viele von ihnen, so lange sie das Militär mit dem Civil vereinigten, von ihrer Gewalt sich erlaubt hatten. Als Stellvertreter des Monarchen führten sie die Oberaufsicht über die Gerechtigkeitspflege und die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte. Die Münze, die Sicherheit der Heerstraßen, die Posten, die Vorrathshäuser, die Manufacturen, mit Einem Worte, alles, was die allgemeine Wohlfahrt anging, war ihrer Sorge vertraut. Dabei hatten sie das Vorrecht, die Edicte des Imperators zu erklären und, den Umständen nach, sogar abzuändern. Alle Appellationen von untergeordneten Behörden gelangten an sie, und sie entschieden in letzter Instanz. Ihr Gehalt entsprach ihrer Würde, und gefährlich konnten sie nur in so fern werden, als sie, vom Geldgeiz geleitet, ihren hohen Posten zur Bereicherung benutzten, vorzüglich indem sie sich bestechen ließen.

Nach ihnen kamen, der Rangordnung nach, die an die Spitze der Diöcesen gestellten Beamten. Sie führten den Titel der Vicarien oder Vice-Präfecten; und schon diese Benennung zeigt, daß sie den Präfecten untergeordnet waren. Da es im Reiche nur dreizehn Diöcesen gab; so gab es auch nur dreizehn Vicarien.

Auf sie folgten die Provinzial-Guvernöre unter verschiedenen Benennungen. Da das ganze Reich in hundert und sechzehn Provinzen getheilt war, so stand an der Spitze jeder einzelnen Provinz zwar ein Guvernör, aber in dreien führte er den Titel eines Procon-

suls, in sieben und dreißigen den eines Consularen, in fünfen den eines Correctors *), und in ein und siebzigen den eines Präsidenten. Die Mannichfaltigkeit dieser Titel hatte ihren Grund unstreitig in der Eifersucht und Prunkliebe der kaiserlichen Räthe. Zur Erhaltung des Friedens und der Ordnung waren die Guvernöre in den Provinzen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit bewaffnet; allein sie hatten weder das Recht, eine gefällte Sentenz zu mildern, noch dem verurtheilten Verbrecher die Wahl seiner Hinrichtung zu überlassen: dieser Vorzug gebührte den Präfecten, welche zugleich die schwere Geldstrafe von 50 Pfund Gold auflegen durften, während ihre Vicarien auf Geldstrafen von wenigen Unzen beschränkt waren. Allgemeines Gesetz für die Provinzial-Guvernöre war, daß sie nicht in der Provinz, an deren Spitze sie gestellt wurden, geboren seyn durften; und ein zweites Gesetz verbot ihnen und ihren Söhnen, sich mit einer Eingebornen zu vermählen und innerhalb des Umkreises ihrer Jurisdiction Sklaven, Ländereien und Häuser zu kaufen: Beschränkungen, deren Zweck nicht zu verkennen ist, die aber nie das Mindeste leisteten, weil die Geneigtheit zur Bestechlichkeit sich überall Bahn bricht, wo sie nicht durch die Achtung für die öffentliche Meinung gezügelt wird. Das Schrecklichste bei diesen Anordnungen war und blieb, daß die Idee des Vaterlandes gänzlich aufging in der Idee des Fürsten, und daß den ersten Staats-

*) Daher der noch jetzt in Spanien übliche Titel eines Corregidor.

beamten keine andere Tugend gestattet war, als die des blindesten Gehorsams gegen den Imperator.

Durch die Absonderung des Militärs vom Civil entstanden ganz neue Militär-Ämter. Es gab einen Generalissimus, der den Titel eines magister utriusque militiae führte. Unter diesem standen die magistri peditum und die magistri equitum, oder Generale des Fußvolks und der Reiterei. Anfangs beschränkte sich die Zahl derselben nur auf zwei; allein sie wurde erst verdoppelt und dann vervierfacht, weil die Beschützung der Gränzen am Rhein, an der Ober- und Nieder-Donau und am Euphrat dies zu erfordern schien. Unter diesen Generalen standen die comites und duces, welche, der Zahl nach fünf und dreißig, sehr ungleich vertheilt waren; denn drei von ihnen standen in Britannien, sechs in Gallien, Einer in Spanien, Einer in Italien, fünf an der Ober-, vier an der Unter-Donau, acht in Asien, drei in Ägypten und vier in Afrika. Der Titel comes hatte den Vorzug vor dem Titel dux, indem dieser schlechtweg einen Befehlshaber im Militär, jener hingegen einen von dem Imperator bemerkten und ausgezeichneten Befehlshaber bezeichnete.*) Auch unterschieden sich die comites von den ducibus theils durch einen goldenen Gürtel, theils durch eine Besoldung, die sie in den Stand setzte, hundert und neunzig Bediente und hundert und fünf und achtzig Pferde zu unter-

*) Auch diese Eigenthümlichkeit hat sich am längsten in Spanien erhalten, wo der Conde bis ins 17te Jahrhundert über dem Duque stand.

halten. Verboten war ihnen, sich in die Verwaltung der Justiz und des öffentlichen Einkommens zu mischen; dafür aber waren sie auch unumschränkt in dem Befehl über ihre Truppen.

Man sieht hieraus, daß für das Militär und für das Civil dieselbe Abstufung Statt fand. Die Rangordnung noch genauer zu bestimmen, wurden Benennungen geschaffen, die, ob sie gleich in der römischen Sprache begründet waren, einen Cicero zum Lachen bewogen haben würden. Dies waren die von Illustris, Spectabilis und Clarissimus: Prädicate, von welchen das erste den Präfecten und dem Generalissimus, das zweite den Vice-Präfecten und den Generalen des Fußvolks und der Reiterei, das dritte den Provinzial-Guvernören und den Comitibus und Ducibus zukam. Die Rangordnung selbst war das Fußgestell für den Imperator. Auf dem Forum von Constantinopel stand auf einer Unterlage von Marmor eine porphyrne Säule, welche aus zehn Stücken zusammengesetzt war, deren jedes zehn Fuß Höhe und ungefähr zwei und dreißig im Umfange hatte; und auf dem Gipfel dieser Säule, hundert und ein und zwanzig Fuß von der Erde, befand sich eine Colossal-Statue des Apollo, welche für ein Werk des Phidias galt, und den Gott des Tages mit dem Scepter in der Rechten, mit der Erdkugel in der Linken, und mit einer Strahlenkrone auf dem Haupte darstellte. Dies Kunstwerk versinnbildete die politische Schöpfung Constantins.

Die Sicherheit, welche für ihn aus der Trennung des Militärs vom Civil hervorging, wurde noch ver-

mehrt durch die Art und Weise sich zu umgeben. Diocletian hatte in dieser Hinsicht die Bahn gebrochen, indem er sein Muster von dem persischen Hofe entlehnt hatte. Constantin bildete Diocletians Schöpfung weiter aus, indem er seinen beständigen Aufenthalt zu Constantinopel zur Einführung morgenländischer Sitten benutzte. Sieben Minister, von welchen jeder das Prädicat Illustris führte, waren die unmittelbaren Werkzeuge des Imperators, und ihrer Treue waren sein Leben und seine Sicherheit empfohlen *).

Oben an stand der Comes S. Palatii, nach gegenwärtigem Sprachgebrauch der Oberkammerherr oder Oberhofmeister; er war ein Eunuch, der dem Imperator nie von der Seite wich und ein Heer von Officianten unter sich hatte, von denen die, welche für die Tafel und die Kleiderwehr des Imperators Sorge trugen, die Vornehmsten waren.

Auf ihn folgte der Magister Officiorum. Dieser empfing alle Appellationen von Personen, welche die Autorität gewöhnlicher Richter nicht anerkannten; und dabei führte er die Correspondenz zwischen dem Fürsten und dessen Unterthanen durch vier Büreaux oder so genannte Scrinia, in welchen hundert und acht und vierzig Schreiber arbeiteten, die von vier Directoren beschäftigt wurden. Die Correspondenz wurde in römischer und griechischer Sprache geführt, und unter

---

*) Offenbar die ἑπτα σκηπτουχοι der Perser, die einen langen Zeitraum hindurch auch in Deutschland fortgedauert haben, zuletzt in der Gestalt der sieben Kurfürsten

den Angestellten gab es Dolmetscher, welche gebraucht wurden, so oft die Abgesandten barbarischer Fürsten in Constantinopel erschienen. Doch war der magister officiorum am wenigsten durch die auswärtigen Angelegenheiten des Reiches beschäftigt; denn im vierten Jahrhundert gab es keine Spur von einem Gleichgewichts-System, das jeden Augenblick bewacht seyn will, wenn es fortdauern soll. Bei weitem mehr war seine Sorge auf die vielen Arsenale des Reiches gerichtet, weil in vier und dreißig Städten regelmäßige Compagnieen von Arbeitern unterhalten wurden, die unabläßig die Zeughäuser mit Waffen und Maschinen anfüllten.

Der dritte Minister führte den Titel eines Quästors, und sein Geschäft war, die Reden für den Kaiser aufzusetzen: ein Geschäft, welches ihn zum Urheber aller Edicte, zur Urquelle aller Civil-Jurisprudenz, und zum Vertreter der gesetzgebenden Macht erhob, um den Sprachgebrauch der Neueren anzuwenden. In mehr als Einer Hinsicht könnte man ihn mit einem modernen Kanzler vergleichen, wiewohl es am Hofe von Constantinopel noch kein großes Siegel gab.

Der Finanz-Minister am Hofe Constantins führte den Titel eines comes sacrarum largitionum; unstreitig, weil alle Zahlungen als etwas betrachtet wurden, das aus der freien Güte des Imperators abfließe. Sein Büreau zerfiel in elf Abtheilungen, und wurde von mehreren Hundert Personen bearbeitet: eine Zahl, welche in eben dem Maaße anschwoll, worin man zu der Einsicht gelangte, daß es weit bequemer sey, den Schatz leeren, als ihn füllen zu helfen.

Außer dem Verwalter des öffentlichen Schatzes gab es auch einen comes rei privatae principis, welcher die allgemeine Aufsicht über die Domänen des Staats-Chefs in allen Theilen des Reiches führte: Besitzungen, unter welchen die von Cappadocien von so großer Bedeutung waren, daß sie einen eigenen Comes beschäftigten.

Zuletzt in der Reihe der Minister kamen die beiden comites domestici, d. h. die Oberbefehlshaber der Haustruppen, welche zusammen dreitausend fünfhundert Mann ausmachten, und in sieben so genannte Schulen oder Corps zerfielen, die aus lauter Armeniern bestanden. Unter diesen Schulen gab es zwei, welche den Titel der beschützenden hatten, weil sie den Dienst in dem Innern des Palastes verrichteten und von Zeit zu Zeit in die Provinzen gesendet wurden, um die Befehle ihres Herrn mit Schnelligkeit auszuführen.

So verhielt es sich mit dem Organismus der Regierung von Constantinopel; und man bemerkt leicht, daß darin alles nur auf die Sicherheit des Monarchen, und auf die Unbeschränktheit des Antriebes berechnet war.

Auch Constantin schaffte das Consulat nicht ab, sey es aus Achtung für die alte Würde dieses ersten Staatsamts, sey es, um neben den Consuln desto herrlicher hervorzugehen. Wie Rom, aber zugleich auf Kosten Roms, erhielt auch Constantinopel jährlich seine beiden Consuln, nur daß sie keine andere Bestimmung hatten, als dem Jahre seine Benennung zu geben.

Der Imperator selbst ernannte sie. In einem purpurnen Gewande, das mit Gold und Seide gestickt war, erschienen sie, am Morgen des ersten Januar, in Begleitung der vornehmsten Beamten, auf dem Forum. Hier ließen sie sich nieder auf einen curulischen Sitz, welcher nach alter Form gearbeitet war; und nachdem sie einem vorgeführten Sklaven die Freiheit gegeben hatten, zogen sie sich in den Schatten des Privatlebens zurück, um, wenn sie wollten, ein ganzes Jahr hindurch eine leere Größe zu genießen.

Selbst das Patriciat wurde durch Constantin aufs Neue belebt, wenn gleich nicht als eine erbliche Würde, und als ein Mittel zur Beschränkung des Monarchen. Es wurde auf Lebenszeit ertheilt, und gewährte seinen Inhabern den Rang über alle Großbeamten des Reiches und einen freien Zutritt zu dem Imperator. In der Regel bekleideten abgelebte Minister diese Würde; und dies war unstreitig die Ursache, weshalb die Ableitung des Worts in einem so hohen Grade verkehrt wurde: denn man dachte sie sich als die adoptirten Väter des Imperators und der Republik. Was in Rom einen Sinn gehabt hatte, verlor denselben durch die Verpflanzung nach Constantinopel; allein wenn man den Geist verschiedener Jahrhunderte mit einander vergleicht, so macht man leicht die Entdeckung, daß in dem Bildungsgange des menschlichen Geschlechtes Erscheinungen vorkommen, welche denen nicht unähnlich sind, die man an Wesen weit tieferen Ranges wahrnimmt, wenn sie, von Verwandlung zu Verwandlung fortschreitend, zuletzt etwas ganz anderes werden, als sie in ihrem er-

sten Ursprunge gewesen sind. Aus wie manchem Polypengeschlecht mag in der Südsee im Verlaufe der Zeit eine bewohnbare Insel geworden seyn!

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch Constantins Schöpfung die letzten Keime der Anti-Monarchie ausgetilgt wurden. Da man aber zur Erhaltung des politischen Lebens weit mehr darauf bedacht seyn muß, die Gegenkraft zu regeln, als sie zu vernichten: so konnte es nicht fehlen, daß eben diese Schöpfung den Untergang des Reiches beschleunigte. Wie die Verlegung des Sitzes der Regierung nach Constantinopel dahin wirkte, ist oben bemerkt worden. Es wurde aber dieselbe Wirkung auf vielen anderen Wegen hervorgebracht. Die strenge Sonderung des Civils vom Militär hatte die traurige Folge, daß beide sich auf mannichfaltige Weise bekämpften; zum Verderben des Soldaten, der in eben dem Maaße unverschämter wurde, in welchem seine rechtmäßigen Forderungen unerfüllt blieben, *) und zum noch größeren Verderben des Bürgers, der, von der Last der Einquartierungen erdrückt, wo nicht die Lust zu leben, doch allen Patriotismus verlor. Nachtheiliger noch war die Verminderung der Legionen, die, nachdem sie sich so viele Jahrhunderte hindurch auf der Zahl von 6000 gehalten hatten, nicht auf ein Sechstel

---

*) Ammianus Marcellinus, dieser Tacitus seiner Zeit, schildert den römischen Soldaten des vierten Jahrhunderts sehr treffend mit den Worten: Ferox erat miles in suos et rapax, ignavus vero in hostes et fractus Lib. XXII. c. 4.

zurückgebracht werden konnten, ohne alles Selbstvertrauen einzubüßen. Bald wurde der Dienst so verhaßt, daß man sich durch Verstümmelungen von demselben zu befreien suchte. Die Aufnahme von Sklaven in denselben fand keine Schwierigkeiten mehr; ohne Bedenken aber nahm man Barbaren an, weil man fühlte, daß sie die meiste Sicherheit gewährten in einer Zeit, wo es unmöglich geworden war, für zwei und vierzig Goldstücke Den zu finden, durch welchen man sich zu ersetzen hoffte. Schon spielten Ausländer die ersten Rollen im römischen Militär; denn die Namen der Tribunen, der Comites und Duces, und selbst der Generale, verrathen einen barbarischen Ursprung, den man nicht mehr zu verhüllen sucht. Nicht selten mußten diese ihre eigenen Landsleute bekämpfen, welches sie immer nur mit halbem Herzen thun konnten, und nie ohne den Verdacht, sie eingeladen, oder auf ihrem Rückzuge verschont zu haben.

Allen diesen Ursachen des Verfalls kam eine erschöpfende Finanz-Verwaltung zu Hülfe. Die Bedürfnisse der Regierung nahmen in eben dem Maaße zu, in welchem sie alles umfassen, alles nach ihrem Willen leiten wollte. Ein allzu zahlreiches Personal in allen Zweigen der Verwaltung verzehrte also das Mark des Landes; das ganze römische Reich wurde in einen Officianten-Staat umgeschaffen; und mit dem Verschwinden aller der Freiheit, worauf vernünftige Wesen Anspruch machen dürfen, verschwand die Wohlhabenheit, um der Armuth Platz zu machen. Überall zeigte sich, daß die Regierung nicht für die Gesellschaft, sondern

diese für jene da seyn sollte. Eine feile Gerechtigkeitspflege vermehrte die Übel; und die Einführung der Folter tödtete den letzten Überrest von edler Gesinnung und Aufschwung des Gemüths. Nur die Größe des Reiches machte den Verfall desselben unsichtbarer, ohne daß er deshalb minder Statt gefunden hätte. Das einzige Belebende lag im Christenthum; und da Constantin sich um die Welt das bleibende Verdienst erworben hat, es zur Staats-Religion erhoben zu haben: so ist es Zeit, daß wir, in dieser Würdigung seiner Schöpfung, diesen wichtigen Punkt berühren.

3. Es scheint eine müßige Frage zu seyn: was den Imperator Constantin bewogen habe, sich erst zum Beschützer des Christenthums aufzuwerfen und, als unumschränkter Monarch, eben dieses Christenthum zur Staats-Religion zu erheben. Jedes Jahrhundert hat seinen eigenthümlichen Geist und Charakter; und nur derjenige Regent kann des Erfolges gewiß seyn, der diesem Geiste und Charakter gemäß handelt. Selbst wenn man annehmen wollte, Constantin sey gegen die Lehren des Christenthums persönlich gleichgültig gewesen: so würde seine Lage, als Suverän von Gallien, Britannien und Spanien, ihm nicht gestattet haben, in dieser Gleichgültigkeit zu verharren. Die Nothwendigkeit eines Anlehnungspunktes für einen Monarchen brachte es mit sich, daß Constantin sich einer Parthei annahm, die, nach dem Ausscheiden Diocletians aus der Reihe der Imperatoren, die unterdrückte war. Die neue Haltung, welche sie in seinem Schutze fand, wurde von ihr reichlich zurückgegeben; und diese Haltung war gerade das, was

der Sohn des Constantius in seinem Verhältnisse zu dem Galerius am meisten bedurfte. Die Vortheile also, welche das Christenthum gewährte, waren an und für sich hinreichend, den Constantin für dasselbe zu gewinnen. Nur durch eine kluge Berechnung der Gegenkraft konnte er abgehalten werden, sich beim ersten Anfange seiner Regentenbahn über seine wahre Absichten zu erklären: erst mußten die Christen ihm zur Unumschränktheit verhelfen, wenn er es wagen sollte, um ihrentwillen allen den Vorurtheilen Trotz zu bieten, welche den Polytheismus noch immer vertheidigten. Was Kirchenschriftsteller, ihren eigenen Leidenschaften huldigend, von seinen Träumen und Visionen erzählen, mag auf sich beruhen; genug, daß Übergänge aufgefunden werden mußten, um einen Schritt zu rechtfertigen, der, unvorbereitet, ohne Erfolg geblieben seyn würde. Als nun nach der Besiegung des Licinius alle Zwecke des ehrgeizigen Monarchen erreicht waren, und es nur darauf ankam, die glücklich erworbene Herrschaft zu sichern: da fehlte es nicht an guten Gründen, dem Christenthum einen bleibenden Vorzug vor dem Polytheismus zu geben. Die triftigsten lagen gerade in der Form, welche Constantin seiner Regierung gab. Nicht, als ob man annehmen könnte, er sey aufgeklärt genug gewesen, um zu begreifen, daß die reine Monarchie keine Haltung in sich habe, und dieselbe immer nur durch das Daseyn einer gesetzmäßigen Gegenkraft gewinnen könne; von einem solchen Gedanken war er gewiß nur allzu weit entfernt. Allein, wenn von einer Stütze für sein politisches Gebäude die Rede war, so konnte er, nach allen

ihm zu Gebote stehenden Erfahrungen, sich nicht verhehlen, daß der christliche Cultus als Stütze bei weitem mehr leiste, als der polytheistische. Der letztere paßte nur für eine Staatsform, wie die des früheren Roms, nicht für ein Reich von so großem Umfange, wie das seinige; und dauerte er fort, so ließ sich mit Sicherheit erwarten, daß er auf die Zerstörung der Monarchie, wie bisher, hinwirken würde. Der erstere hingegen paßte für ein großes Reich in allem, was zu seinem Wesen gerechnet werden konnte. Der leidende Gehorsam, welchen er in sich schloß, war nicht sowohl eine Folge seiner Lehren, als der Autorität, welche seine Vorsteher ausübten, und der unfreien Lage, worin sich seine Bekenner zu einer Zeit befanden, wo ihre politischen Rechte noch zweifelhaft waren; aber dieser leidende Gehorsam war nun einmal da, und, wenn er sich selbst gleich blieb, so waren die Christen die zuverlässigsten Unterthanen, welche es im Römerreiche geben konnte. In dem Lichte einer bloß polizeilichen Institution betrachtet, leistete das christliche Kirchenthum des vierten Jahrhunderts etwas, das auf keinem anderen Wege zu erlangen war; denn es unterdrückte alles Vernünfteln, und machte die Unterwerfung unter den Befehl des Vorgesetzten zu einer heiligen Pflicht. Dies erwägend, konnte Constantin, nachdem er in einer früheren Periode den Christen ihre, unter Diocletians Regierung verlornen, Rechte zurückgegeben und eine ungestörte Religionsübung verheißen hatte, schwerlich umhin, durch ein förmliches Staatsgesetz den christlichen Cultus über den polytheistischen zu erheben und dieser neuen Schöpfung

dadurch, daß er sich selbst taufen ließ, das Siegel aufzudrücken. Wenn also Zosimus versichert, der Imperator sey den Gottheiten Roms und seiner Vorfahren nicht eher untreu geworden, als bis er seine Hände mit dem Blute seines Sohnes gefärbt habe: so irrt er eben so sehr, als Lactantius und Eusebius, welche eben diesen Abfall edleren, oder auch übernatürlichen, Beweggründen zuschreiben. Constantins Beschützung des christlichen Kirchenthums, und sein endlicher Übertritt zur christlichen Gemeinde, standen mit seiner Lage in der Römerwelt, und mit dem politischen System, wodurch er dieselbe zu sichern suchte, in der engsten Verbindung, und waren Handlungen einer unvermeidlichen Consequenz, durch welche in der Fülle der Zeiten immer mehr geleistet wird, als man berechnet hat.

Im nächsten Abschnitte werden wir aus einander setzen, durch welche, mit dem ursprünglichen Christenthume vorgegangene Veränderungen, dasselbe zur Staats-Religion herangereift war. Jetzt verfolgen wir unsere Aufgabe; wenige Bemerkungen werden sie beendigen.

Constantins Schöpfung, so wie wir sie hier dargestellt haben, mußte auf ihn selbst auf eine Weise zurückwirken, die das Ende seines politischen Lebens dem Anfange desselben sehr ungleich machte. Durch die Absonderung des Monarchen war alles geleistet, was die Sicherstellung seines Daseyns forderte; aber diese Absonderung bewirkte zugleich einen Überdruß und Ekel, der nur in Fühllosigkeit und Tyrannei ausarten konnte. Hauptsächlich von Einem Eunuchen bewacht — wie hätte der Imperator es vermeiden können, die menschen-

feindliche Gesinnung desselben zu theilen! Bis auf Polygamie hatte der Hof von Constantinopel die Form des persischen angenommen. Kein Wunder, wenn die Wirkungen dieser Form bis auf diejenigen Erscheinungen, welche nur der Harem giebt, an beiden Höfen dieselben waren! Das beklagenswertheste Opfer aller dieser Einrichtungen wurde der älteste Sohn des Imperators — eben der Crispus, dessen Anstrengungen in dem Hellespont er den Sieg über den Licinius verdankte. Dieser junge Prinz, der seit seinem siebzehnten Jahre den Cäsar-Titel führte und allgemein als der Erbe des Reiches betrachtet wurde, sah sich durch Hof-Cabalen, die vielleicht von seiner Stiefmutter angesponnen waren, zurückgesetzt; und es sey nun, daß er sich durch seine Empfindlichkeit zu weit führen ließ, oder daß einige unbehutsame Äußerungen seiner Freunde Verdacht gegen ihn erregten: genug, kaum hatte der Hof den Gedanken einer Verschwörung gefaßt, welche gegen das Leben des Imperators im Gange sey, als alles aufgeboten wurde, was diesem Gedanken den Schein der Wahrheit geben konnte. Während nun Constantin, von seinem Sohne begleitet, sein zwanzigstes Regierungsjahr zu Rom feierte, wurde der Jüngling mitten unter den Festlichkeiten verhaftet, und, mit Vermeidung alles Aufsehens, nach Pola in Istrien geschickt, wo er enthauptet, oder durch Gift hingerichtet wurde. *) Der Cäsar Li-

*) Die wahre Ursache dieser Hinrichtung ist nie vollständig zur Sprache gebracht worden. Nach Zosimus hatte sich Constantins zweite Gemahlin, die Tochter Maximian's, in ihren

cinius, ein Jüngling von dem liebenswürdigsten Charakter, wurde in das Schicksal des Crispus verwickelt; und so sehr hatte Constantin alle väterliche Zärtlichkeit bei Seite gesetzt, daß selbst die Thränen seiner Lieblings-Schwester, die für das Leben der beiden Prinzen bat, ihn nicht zu erweichen vermochten. Ein bloßer Verdacht hatte diese grausamen Auftritte herbeigeführt; und dieser Verdacht beruhete wesentlich darauf, daß man sich nie für sicher hält, wenn man das Außerordentlichste gethan hat, um es zu seyn.

Durch den Hintritt des Crispus fiel die römische Krone den Söhnen der Fausta zu. Ihre Namen waren Constantin, Constantius und Constanz. Sie wurden, nach und nach, zu Cäsarn ernannt; und, hiermit noch nicht zufrieden, ertheilte der Imperator denselben Titel zweien seiner Neffen, dem Dalmatius und Hannibalinus. Nichts war seit der Verlegung

---

Stiefsohn verliebt, und, weil sie ihre Zwecke nicht erreichen konnte, die Rolle der Phädra wiederholt. Diese Erzählung hat indeß sehr wenig für sich; um so weniger, weil hinzugefügt wird, daß die Mutter des Crispus, voll Aerger über die Hinrichtung ihres Sohnes, nicht eher geruhet habe, als bis sie dem Imperator überzeugende Beweise von der Untreue seiner Gemahlin gegeben, worauf diese in einem heißen Bade erstickt sey. Die Unwahrheit geht daraus hervor, daß es unter den schriftlichen Denkmälern dieser Zeit eine Rede giebt, worin die Gemahlin des Imperators, als den Tod ihres Sohnes Constantin, welcher drei Jahre nach dem Tode seines Vaters erschlagen wurde, beweinend, dargestellt wird.

der Residenz nach Constantinopel leichter, als die Thronfolge auf eine Weise zu ordnen, welche allen Streit ausschloß. Um so mehr muß man sich darüber wundern, daß dieser Gedanke dem Constantin fremd blieb: ihm, der über sein eigenes Schicksal nicht nachdenken konnte, ohne die Entdeckung zu machen, daß die Nothwendigkeit der Einheit etwas ist, womit sich nicht spielen läßt. Auf der anderen Seite ist die unbestimmt gebliebene Thronfolge ein Beweis, daß Constantin sein Verhältniß zu der Gesellschaft, an deren Spitze er stand, eben so wenig aufgefunden hatte, als irgend einer seiner Vorgänger, und daß er mit aller Kunst, die er in sein Regentenleben verflocht, doch weit davon entfernt blieb, sich mehr als ein Kunst- denn als ein Naturwesen zu betrachten. Wir werden weiter unter sehen, welche Folgen dies hatte, und wie die zerstörte Einheit des Reiches sich in der Person des Constantius wieder herstellt.

Seit dem Siege über den Licinius hatte Constantin, während seiner dreißigjährigen Regierung, nur einen Kampf mit den Ostgothen zu bestehen, die, indem sie über die Sarmaten herfielen, dem Reiche leicht gefährlich werden konnten. Constantin trug kein Bedenken, sich der Sarmaten anzunehmen; und obgleich der erste Kampf mit den Gothen so unglücklich ausfiel, daß er sich zurückziehen mußte, so gewann er doch in einem zweiten Angriff alle Vortheile wieder. Die Gothen wurden mit bedeutendem Verluste in ihre Wohnsitze zurückgetrieben. Nichts trug dazu so viel bei, als der Beistand der Chersoneser, d. h. der Bewohner der crim-

mischen Halbinsel, welche, auf den Wunsch des Impe-
rators, den Gothen in die Seite drangen, und dafür
königlich belohnt wurden. Hierüber erbittert, machten
die Sarmaten, nach wiederhergestelltem Frieden, häufige
Einfälle in das römische Gebiet. Constantin, ohne die-
selben persönlich zu rächen, gestattete dem gothischen Kö-
nig Gaberich die Fortsetzung des Krieges mit den Sar-
maten. Bald war es um die Freiheit derselben gesche-
hen; denn ihr König fiel in der Hauptschlacht, und die
junge Mannschaft der Freien starb unter dem Schwerte
der Sieger. Da alles verloren schien, so griffen die
Familien-Häupter zu dem letzten Rettungsmittel: sie be-
waffneten ihre Sklaven und Knechte, einen kräftigen
Menschenschlag, der allein im Stande war, die Volks-
unabhängigkeit zu vertheidigen. Auf allen Seiten ange-
fallen und durch unregelmäßige Angriffe unablässig ge-
ängstigt, verließen die Gothen das eroberte Land; doch
nur zum Vortheil der Sklaven und Knechte, von wel-
chen sie vertrieben waren. Diesen schien nichts natür-
licher, als in den Besitz eines Landes zu treten, dessen
Freiheit sie erhalten hatten. Sie wendeten also die
ihnen ertheilten Waffen gegen ihre Herren; und diese,
unfähig, einer solchen Gewalt zu widerstehen, zogen die
Verbannung der Tyrannei ihrer Sklaven vor. Ein
Theil nahm seine Zuflucht zu den Gothen; ein zweiter
ließ sich jenseits der Karpathen bei den Quaden nieder,
die ihre alten Bundesgenossen waren; der bei weitem
größte, dreimal hunderttausend Familien-Väter, suchten
und fanden die Verzeihung des römischen Imperators,
der ihnen in Pannonien, Thracien, Macedonien und

Italien Wohnsitze anwies. So endigte sich diese Revolution, die letzte, von welcher Constantin Augenzeuge und Theilnehmer war.

Er hatte ein Alter von vier und sechzig Jahren erreicht, und — glücklicher als alle seine Vorgänger, den Octavius Augustus allein ausgenommen — dreißig Jahre regiert, ohne einen anderen Unfall zu erleben, als jenen, welcher die Hinrichtung seines ältesten Sohnes und seines Neffen nach sich zog. Gewohnt, jedes Jahrzehend seiner Regierung in Rom zu feiern, begab er sich zum dritten Male nach der alten Hauptstadt des Reiches; doch überlebte er dies Fest nur zehn Monate. Um seiner erschütterten Gesundheit noch einmal aufzuhelfen, vertauschte er seinen Aufenthalt zu Constantinopel gegen den von Nikomedien; doch weder das sanftere Klima, noch die warmen Bäder Bithyniens vermochten die Erschöpfung aufzuhalten. Er endigte sein thatenvolles Leben den 22sten Mai des Jahres 337 unserer Zeitrechnung in dem Palaste, den er in einer von den Vorstädten Nikomediens besaß. Sein Hintritt wurde im ganzen Reiche betrauert, ohne daß die Liebe irgend einen Antheil an dieser Trauer hatte. Rom forderte seinen Leichnam, erhielt ihn aber nicht, weil Constantin selbst verordnet hatte, daß man ihn zu Constantinopel bestatten sollte. Persisches Ceremoniel wurde auch bei seiner Leichenfeier beobachtet. Denn, geschmückt mit den Symbolen der Größe und Hoheit (dem Purpur und dem Diadem), war sein Leichnam in einem von den Zimmern des Palastes auf goldenem Bette ausgestellt; und so lange dies dauerte, erschienen zu bestimmten

Stun-

Stunden die vornehmsten Beamten des Palastes, des Staats und des Heeres, mit gebeugten Knieen dem Verstorbenen ihre Huldigungen darzubringen. Die Schmeichler ermangelten nicht, zu bemerken, daß Constantin allein auch nach seinem Tode regiert habe. In wie fern dies der Fall war, wird sich weiter unten zeigen. Jetzt schreiten wir zu der oben versprochenen Untersuchung: durch welche mit dem ursprünglichen Christenthume vorgegangenen Veränderungen dasselbe zur Staatsreligion gereift war.

Zweites Kapitel.

Wie bildete sich das Christenthum zu einer Staatsreligion aus, ehe es vorherrschend wurde?

Von allen Handlungen Constantins ist keine erfolgreicher gewesen, hat keine ihren Einfluß auf alle nachfolgenden Jahrhunderte mehr bewährt, keine überhaupt größere Wirkungen hervorgebracht, als seine Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion. Verloren gegangen ist die Frucht seiner Siege, und ganz vergeblich hat er dem römischen Reiche, durch die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und durch die Ausbildung der Monarchie zur Unumschränktheit, ewige Dauer zu geben versucht: dies Reich ist zuerst im Westen, und tausend Jahre später auch im Osten untergegangen. Aber die kirchlichen Einrichtungen seiner Regierung dauern noch immer fort, wenn gleich zum Theil in einer anderen Gestalt; ja, sie dauern nicht bloß fort, sondern haben sich sogar über Erdtheile verbreitet, welche viele Jahrhunderte nach seinem Tode zuerst entdeckt wurden. In diesem Betrachte nun hängt Constantin

noch immer mit einem großen Theile des menschlichen Geschlechtes zusammen; und so erhält die Frage, welche die Überschrift dieses Kapitels bildet, ihre unverkennbare Wichtigkeit.

Soll sie aber der Wahrheit gemäß beantwortet werden, so ist vor allen Dingen nöthig, eine Bemerkung über das Wesen der Staatsreligion im Allgemeinen vorauszuschicken.

Religion, als das reinste Erzeugniß der Anschauung des Ewigen und Heiligen, als Mittelpunkt des Glaubens und Wissens, der Theorie und Praxis, kann nie Gemeingut werden, eben weil sie auf Anschauung beruhet, welche nicht mitgetheilt werden kann. Darum nun ist ein wesentlicher Unterschied zwischen Religion und Staatsreligion. Die letztere könnte man das Erzeugniß des discursiven Denkens nennen, weil dadurch allein eine Mittheilung möglich ist. In ihr werden gewisse Sätze als Wahrheiten aufgestellt, die ihren Beweis nur in dem Glauben finden, welchen man ihnen schenkt. Nicht als ob diese Sätze nicht Wahrheiten enthielten; daran ist nicht zu zweifeln. Allein, weil die Nachweisung dieser Wahrheiten mit allzu vielen Schwierigkeiten verbunden seyn würde, wenn es auf Hervorbringung einer allgemeinen Überzeugung ankäme: so muß es der Fähigkeit eines Jeden überlassen bleiben, ob er durch sich selbst die Wahrheiten zu finden weiß, oder nicht. Alle Staatsreligion ist also ihrer Natur nach positiv, und, in so fern sie sich in einem Cultus offenbart, nichts weiter, als eine Zurückführung jedes Einzelnen zu der Quelle,

von welcher sie abgeflossen ist, d. h. zur Religion, nicht Religion selbst.

Wirft man nun die Frage auf, wie das Christenthum sich jemals zu einer Staatsreligion habe ausbilden können: so ist die Beantwortung dieser Frage schwer oder leicht, je nachdem man sie auffaßt. Sie ist leicht, so fern man nur zu sagen braucht: ein unwiderstehliches Bedürfniß in dem ungeheuren Römerreiche habe dies bewirkt, nachdem in dem Untergange aller Particular-Verfassungen die einzelnen Staatsreligionen ihre Endschaft gefunden. Sie ist schwer, so fern es darauf ankommt, daß nachgewiesen werde, warum das Christenthum sich gerade so, wie wir es noch gegenwärtig haben, zur Staatsreligion ausgebildet. Nur durch eine genauere Bekanntschaft mit der Philosophie in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung läßt sich dies Räthsel lösen.

Oben, als von dem zunehmenden Verfalle der Staatsreligionen, und von der Entstehung einer Weltreligion die Rede war *), haben wir gezeigt, wie der Urheber des Christenthums, indem er an die Stelle des jüdischen Nationals-Gottes einen Vater aller Menschen brachte, nichts anderes bezwecken konnte, als eine Idee auszusprechen, wodurch das menschliche Geschlecht in dem ungeheuren Römerreiche mit sich selbst versöhnt, und die Fortdauer des jüdischen Staats gerettet werden sollte. Diese Idee, wie die mit ihr in

*) Im achten Kapitel des zweiten Bandes dieser Untersuchungen.

der engsten Verbindung stehende Sittenlehre, war aber allzu einfach, als daß sie nicht an der Klippe des Nationalstolzes, so wie dieser sich noch allenthalben offenbarte, hätte scheitern sollen. Was den Juden als Thorheit erschien, dasselbe erschien den Griechen als Einfalt; und sollte die vortreffliche Lehre von einem Gott, der der Vater aller Menschen ist, sich jemals der Gemüther bemächtigen: so konnte dies nur durch gegenseitige Anbequemung geschehen.

Von allen philosophischen Systemen der Vorwelt aber hatte sich keins so vollständig erhalten, als das des Platon. Seine Theologie war in den Köpfen aller Derer, welche Anspruch auf höhere Geistesbildung machten; und indem Alexandrien der Hauptsitz aller Gelehrsamkeit war, hatten die Dogmen des Platon durch die Verbindungen, welche der Handel stiftet, eine Verbreitung erhalten, die sich selbst über einzelne Juden erstreckte. *) Die platonische Philosophie war es also, was sich der Verbreitung des Christenthums am bestimmtesten entgegen stellte: sie mußte überwunden oder gewonnen werden; und da das Christenthum nicht, wie der Muhamedanismus, mit dem Schwerte in der Hand seine Ausbreitung bewirken konnte, so blieb Denen, welche sich mit dieser Ausbreitung befaßten,

---

*) So hatte sich Philo, dessen Schriften auf uns gekommen sind, in der Alexandrinischen Schule gebildet; und das Buch der Weisheit, das von Solomon herrühren soll, hat unstreitig keinen anderen Ursprung gehabt, da die Spuren von platonischer Philosophie in demselben unverkennbar sind.

nichts anderes übrig, als sich der platonischen Philosophie anzuschließen.

So sehr nun ist der menschliche Geist auf die Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes der Erscheinungen beschränkt, daß er, sobald es eine Erkennung der End-Ursache derselben gilt, jenes auf diese zu übertragen genöthigt ist. Indem Platon das Daseyn der Welt zu erklären suchte, setzte er das Wesen der Gottheit, die er als die Ursache derselben betrachtete, aus der erzeugenden Kraft und dem Logos oder der höchsten Vernünftigkeit zusammen, deren innige Vereinigung in einem Dritten, dem eigentlichen Erzeugniß der Vereinigung, die Trias gab. So stand die Theologie schon seit vier Jahrhunderten da; und die Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes, wie moralisch sie immer seyn mochte, reichte offenbar nicht an die Vollkommenheit der platonischen Erschauung. Glücklicher Weise aber hatte sich der Urheber des Christenthums in seinen Reden mehr als Einmal den Sohn Gottes genannt. Er war es im vollsten Sinne des Worts, so fern er der Urheber der Idee eines gemeinschaftlichen Vaters des menschlichen Geschlechtes war. Doch nicht also wollten es die Platoniker des ersten und zweiten Jahrhunderts nehmen. War er nicht der Logos, so war er in ihren Augen nichts. Die ersten Missionarien gaben sehr willig über einen Punkt nach, der ihre Lehre noch geheimnißvoller, noch anziehender machte; und dadurch wurde der erste Grund zu der Dreieinigkeitslehre gelegt, so wie die christliche Kirche sie noch gegenwärtig auf-

stellt, nur daß in ihr die Begriffe in förmliche Personen verwandelt wurden, wodurch freilich dem Verstande an Klarheit entzogen werden mußte, was die Einbildungskraft an Bildlichkeit gewann. Auf diese Weise versöhnte sich der Platonismus mit dem Christenthume; und zwar so bleibend, daß es zweifelhaft ist, ob Die, welche sich gegenwärtig Christen nennen, nicht vielmehr Platonisten zu nennen wären.

Was überhaupt aus dem christlichen Lehrbegriff geworden seyn würde, wenn die Idee eines Vaters des menschlichen Geschlechtes nur von Juden wäre verarbeitet worden, läßt sich schwerlich bestimmen. Die ersten Gläubigen vereinigten das mosaische Gesetz mit der Lehre Christi, und waren daher nichts anders, als jüdische Freigeister, denen die engen Begriffe ihrer Landsleute mißfielen. Von ihrem Lehrbegriff läßt sich wenig sagen; und will man annehmen, daß die rechtgläubige Kirche in ihnen und durch sie bestanden habe, so muß man zugleich eingestehen, daß die Verbindlichkeit zur Beschneidung noch immer fortdauere; denn die ersten funfzehn Bischöfe von Jerusalem waren beschnittene Juden. Die nazarenische Kirche von Jerusalem erhielt aber den ersten Stoß durch die Eroberung dieser Stadt; und obgleich eine neue Bildungsperiode für sie anhob, sobald sie sich, jenseits des Jordans, zu Pella niedergelassen hatte: so erreichte sie doch ihre Endschaft, als Hadrian, gereizt von dem Empörungsgeiste der Juden, Jerusalem gänzlich von ihnen reinigte, auf dem Berge Sion eine neue Stadt unter der Benennung von Älia Capitolina anlegte, und dem Überreste des jüdischen

Volkes unter den härtesten Strafen verbot, sich dieser Colonie zu nähern. Genöthigt zu einer peinlichen Absonderung, entsagte jene dem mosaischen Gesetz, um Aufnahme zu finden in der Colonie; und die Benennung der Ebioniten (Armen) beweiset, daß Die, welche als Rechtgläubige in Pella zurückblieben, nur nicht die Mittel hatten, andere Wege einzuschlagen.

Unterdeß hatte sich das Christenthum auch jenseits der Gränzen von Judäa verbreitet, und in Syrien unter den sogenannten Heidenchristen die merkwürdigsten Veränderungen erfahren. Bei dem Abscheu, den man auch im Alterthum vor den Juden hatte, konnte eine Lehre, welche von ihnen herrührte, nicht viel Eingang finden. Was hätte die Gelehrten Syriens bewegen können, den Anschauungen zu entsagen, nach welchen die Ewigkeit der Materie, das Daseyn zweier Principien, von welchen das eine das gute, das andere das böse genannt wurde, und die geheimnißvolle Hierarchie der unsichtbaren Welt unumstößliche Lehren waren! Die Gnostiker, welche Platons Philosophie mit Zoroasters Anschauungen vereinigten, waren die entschiedensten Gegner des Christenthums, nicht sowohl in der Hauptlehre — denn die Idee eines Vaters des menschlichen Geschlechtes konnten sie sich gefallen lassen, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen —, als vielmehr in allem, was sich von jüdischer Theologie an dieselbe anschloß; die ganze Schöpfungsgeschichte, so wie sie in den Büchern des alten Testaments enthalten ist, war ihnen ein Gräuel, und nicht minder verabscheueten sie den Gott Israels, als ein leidenschaftliches Wesen, voll Eigen-

sinns in seinen Gunstbezeigungen, voll Eifersucht in Hinsicht einer vorgeschriebenen Verehrung, voll Partheilichkeit gegen ein einzelnes Volk. Ihren edleren Begriff von der Gottheit beibehaltend, konnten sie den Urheber des Christenthums nur in so fern zu einem Gegenstande ihrer Verehrung erheben, als sie sich denselben als einen Ausfluß der Gottheit dachten, dessen Erscheinung auf Erden die Befreiung des menschlichen Geschlechtes von Irrthümern und Wahnbegriffen, und die Einführung eines neuen Systems von Wahrheit und Vollkommenheit bezweckt habe. Auf diese Weise boten sie eine Seite dar, durch welche man sich an sie anschließen konnte; und der Erfolg bewies, daß die christlichen Missionarien dieselbe nicht unbenutzt ließen. Gebend und annehmend verbreitete sich also das Christenthum, nicht ohne seine ursprüngliche Gestalt aufs Wesentlichste zu verändern; und nur ein einziger Punkt wurde von allen Seiten festgehalten, nämlich die Unstatthaftigkeit des Götzendienstes, in welchem Lichte man den Polytheismus betrachtete. Den Mosaismus besiegte das Christenthum; dagegen wurde es von dem Platonismus besiegt, neben welchem es nur dadurch fortdauern konnte, daß es sich ihm anschmiegte. *)

---

*) Wenn irgend etwas im Stande ist, Achtung für abgewichene Jahrhunderte zu erzeugen: so sind es die Anschauungen der Gnostiker und Manichäer vom Universum. Wer sich mit den Lehrbegriffen eines Basilides, Valentin und Marcion bekannt machen will, wird in Bruckers Werke dazu Gelegenheit finden. Wir führen hier nur einige Züge aus Mani's Theodicea an.

Lieset man die Urkunden des zweiten Jahrhunderts, so überzeugt man sich leicht von den Anstrengungen,

„Von Ewigkeit her ist die intelligible Welt und die Materie, als Chaos gedacht, da. Jene ist die Fülle alles Göttlichen und Geistigen; diese die Fülle alles Materiellen und Wandelbaren. In der intelligiblen Welt lagen die Elemente des Heiligen, Guten, Rechten, Schönen und Wahren, wie in der Materie die unentwickelten Keime der Erde, des Wassers, der Luft, des Feuers, des Äthers und der, jedem Elemente angemessenen lebendigen oder vegetirenden Dinge. Die höchste Heiligkeit, Wahrheit, Güte, Recht und Schönheit in einem ewigen, unveränderlichen, selbstständigen Wesen gedacht, erzeugt die Idee des Grundwesens der intelligiblen Welt, die Idee der Gottheit. Gott ist, seiner vorstellbaren Natur nach, das Licht, welches die ganze intelligible Welt durchdringt, wie die Sonne das Planeten-System: ein Licht, das nicht von den Sinnen empfunden, sondern bloß im Verstande gedacht werden kann. Die Heiden und Juden hatten keine Kenntniß der intelligiblen Welt; wilde Macht der Sinnlichkeit verhinderte sie, dieselbe zu erlangen. Nicht der Juden-Gott, sondern die Weisheit eines einzigen wahren Gottes hat die ganze sichtbare Welt als ein Abgebilde der intelligiblen, wirklichen Welt erbauet, damit in derselben das Menschengeschlecht von dem Verderben der Materie sich reinige und zum Leben in der eigentlichen und wahren übersinnlichen Welt sich fähig mache. Da das große Weltgebäude in seinen Verhältnissen, in seiner Ordnung und Bewegung, zusammengehalten werden mußte: so übertrug Gott diese Zusammenhaltung einer höheren Intelligenz, Omophorus (Centripetal-Kraft) genannt. Damit diese aber nicht ermüde, so gesellte er ihr eine kraftvollere Intelligenz, den Splenditenens (Centrifugal-Kraft) bei. Der klägliche Zustand, in welchem die

welche die Christen dieser Zeit zu machen hatten, um sich gegen die Angriffe zu vertheidigen, denen sie ausgesetzt waren. Abweichungen von dem hergebrachten Glaubenssystem sind zu allen Zeiten mißfällig bemerkt worden; und so wie man selbst in unseren Zeiten mit der Benennung von Atheisten freigebig gegen Diejenigen gewesen ist, die von der herrschenden Kirche abgingen: so war man es auch vor sechzehn Jahrhunderten gegen die frühesten Christengemeinden. Die Werke eines Justinus Martyr, eines Athenagoras, eines Tatianus und Theophilus, haben kaum einen anderen Zweck, als die Christen gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen. Die Absonderung brachte das Geheimniß, dieses aber den Verdacht mit sich; *) und da dieser nicht entstehen kann,

himmlischen Seelen und die ganze Menschheit durch die Vereinigung mit Körpern, wie durch die Vermischung des Lichts mit der Finsterniß, gerathen waren, sollte einem besseren Platz machen. Zu diesem Endzweck sandte der Allerhöchste Christum, den wahren Mithras, mit dem reinsten Lichte Gottes erleuchtet, reich an himmlischer Weisheit, und unzertrennlich mit der Gottheit vereinigt. Seine Sendung hatte einen doppelten Zweck: der eine bezog sich auf den Omophorus, auf die Unterordnung der physischen unter die sittliche Weltordnung, durch welche der Verstand die Endzweckmäßigkeit der sichtbaren Welt erkennen sollte; der andere betraf das Menschengeschlecht. Sein Amt war, selig zu machen und Heiland zu seyn; und dies geschah durch Offenbarung des göttlichen Reichs und durch heiligen Wandel."

*) Die ersten Christengemeinden waren nichts mehr und nichts weniger, als geheime Gesellschaften, die ihre besonderen Symbole und Abzeichen hatten. Zu den letztern gehörten

ohne über die Gränzen der Wahrheit hinaus zu schweifen, so knüpfte sich leicht an die Idee der Gottlosigkeit die des Lasters und der Ausschweifungen. Merkwürdig ist daher der Geist der Duldung, welcher aus den Werken der frühesten Kirchenschriftsteller spricht. Justinus Martyr trägt kein Bedenken, Diejenigen als Christen zu bezeichnen, welche der Vernunft gemäß leben, wenn sie auch Atheisten genannt werden, wie unter den Griechen Sokrates, Heraklit und Andere. *) Eine ähnliche Sprache führt der Philosoph Athenagoras, indem er in seinem Sendschreiben an den Imperator Marcus Aurelius sagt: „Wir sind keine Atheisten, indem wir als Gott das Wesen anerkennen, aus dessen Verstande (λογος) die Welt hervorgegangen ist, und durch dessen Geist sie zusammen gehalten wird. **)“ Andere, wenn

---

Steine, auf welche das Wort ἰχθυς gegraben war, weil dies Wort in seinen Anfangsbuchstaben das Glaubensbekenntniß der Christen enthielt; nämlich Ιησους Χριστος Θεου υιος σωτηρ.

*) Diese Äußerung ist allzu auffallend, als daß man einer Anführung des Textes überhoben seyn könnte. Justin's Worte sind: οἱ μετα λογου βιωσαντες Χριστιανοι εἰσι, κ'αν ἀθεοι ἐνομισθησαν, οἱον ἐν Ελλησι μεν Σωκρατης και Ηρακλειτος, και οἱ ὁμοιοι αὐτοις. Apol. 1. §. 60.

**) Οὐδε ἡμεις ἀθεοι, ὑφ' ὁυ λογῳ δεδημιουργηται, και τῳ παρ αυτου πνευματι συνεχεται τα παντα, τουτον εἰδοτες και κρατουντες Θεον. Legat. pro Christ. Cap. VI.

gleich in ihren Anschauungen abweichend, stehen in der Duldung nicht zurück. Erst mußte sich das Christenthum zu einer Macht erhoben haben, ehe es unduldsam werden konnte. Zu einer Macht aber erhob es sich vorzüglich im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung, in der Periode von Commodus bis auf Diocletian, durch den zunehmenden Verfall des politischen Systems der Römer. Es geschah damals, was sich seitdem mehr als Einmal, im Großen wie im Kleinen, wiederholt hat; nämlich, daß das Kirchenthum, als Stütze des politischen Systems, nicht das Mindeste für die Erhaltung desselben leistet, aber den Verfall und Untergang des politischen Systems desto emsiger zu seinem eigenen Vortheile benutzt, wenn die Umstände nur einigermaßen günstig sind. Da, wo das bürgerliche Gesetz nicht geachtet wird, muß das Sittengesetz an dessen Stelle treten, damit die Gesellschaft vor einer gänzlichen Auflösung bewahrt bleibe; und wo immer dies geschehen möge, da werden die Vollzieher des Sittengesetzes den ersten Rang einnehmen, und sich auf den Trümmern der politischen Macht erheben. Die christlichen Bischöfe des dritten Jahrhunderts, unterstützt von den Presbytern, waren wesentlich zu Magistratspersonen geworden; und als solche hatten sie alle Ursache, die höchste Consequenz in ihr Verfahren zu bringen. Dies fühlend, brachten sie schon früher die Synoden in Gang, auf welche die ersten Grundlagen zu einem bleibenden Kirchensystem geworfen wurden, das, in Gesetzgebung und Vollziehung gleich schwer zu verändern, sich ebendeswegen leicht von einer Generation zur andern fortpflanzte.

Eine, drei Jahrhundert lang fortgesetzte Richtung des menschlichen Geistes auf einen und denselben Gegenstand, kann nicht verfehlen, diesem alle Ausbildung zu geben, dessen er fähig ist. Die platonische Philosophie war allmählig in das Lehrgebäude der christlichen Kirche eingedrungen und hatte nicht wenig zur Befestigung desselben beigetragen. Dennoch dauerte das Sectenwesen aus einem sehr begreiflichen Grunde fort. Wenn nämlich der menschliche Geist die ihm für sein Erkennen von der Natur selbst gesetzten Gränzen überschreitet, um sich in Dinge zu vertiefen, die er nicht ergründen kann: so theilt sich die Meinung, und eine Übereinstimmung ist nur in so fern möglich, als sie glimpflicher, oder unglimpflicher, erzwungen wird. Unfähig, seine eigene Natur, so fern sie eine geistige ist, anders als durch Schlüsse zu erkennen, sollte er die Weltseele lieber anbeten, als erkennen wollen. Doch dies liegt nicht in der Denkungsweise Derer, die den Glauben für sich haben, von übersinnlichen Dingen mehr zu verstehen, als Andere. Für die Theologen des vierten Jahrhunderts aber war das Räthsel der Gottheit um so weniger zu lösen, je mehr sie dabei den Unterschied aus der Acht ließen, welchen das an die Stelle der Idee gebrachte Bild verursachte. Der Logos des Platon vertrug sich mit der schaffenden Kraft, die man sich als die wesentliche Urheberin der Welt dachte, ohne ihr den mindesten Abbruch in ihrem Wesen zu thun. Nicht so der Sohn mit dem Vater. Hier mußte an Personen gedacht werden, von welchen jede ihren Charakter

vertheidigte. Die ganze Lehre des Platon war also für Denjenigen verändert, welcher nicht die Fähigkeit hatte, zu begreifen, Einmal, wie Platon selbst zu seiner Anschauung gelangt war, zweitens, wie sich diese Anschauung im Verlaufe der Zeit verändert hatte. Daher der heftige Streit über die Dreieinigkeit: eine Lehre, welche der Eine so, der Andere anders erklärte, indem ein Jeder gerade Das übersah, was sie in ihrer höchsten Allgemeinheit vertheidigte.

Verschiedene Methoden wurden versucht, das Geheimniß aufzuhellen; aber die Methode des Einen mißfiel dem Andern, und so konnte es nicht fehlen, daß Entzweiung und Zwietracht entstand, die zu Partheiungen führte.

Ein freierer Disputirgeist lebte zu Alexandrien. Hier war es denn auch, wo der Streit zuerst losbrach. Arius, ein Presbyter, gerieth mit seinem Bischofe in Wortwechsel über den rechten Ausdruck, durch welchen die Natur und Würde des Sohnes Gottes bezeichnet werden müßte; seiner Behauptung zufolge war derselbe das edelste und erste aller aus Nichts geschaffenen Dinge, nicht erzeugt aus dem Wesen des Vaters. Die Autorität des Bischofs und des Presbyteriums vermochte nicht, ihn zu bekehren; und als eine Kirchenversammlung zu Alexandrien den Neuerer mit allen seinen Anhängern verbannte, gewann der Streit über die Natur des Sohnes nur desto mehr Umfang und Stärke. Vergeblich mischte sich Constantin mit Ermahnungen zur Eintracht in den-

selben. Arius, die sogenannten Tritheisten und Sabellus trieben den Streit so sehr über alle Gränzen der Vernunft, daß die christliche Welt mit mehr als Einer Spaltung bedrohet war. Sollte die Einheit derselben gerettet werden, so mußte man die Partheien an einander bringen, um sie, wo möglich, zu versöhnen; und dies that Constantin dadurch, daß er das Concilium von Nicäa gestattete. *)

Das römische Reich zählte um die Zeit, wo das Concilium von Nicäa eröffnet wurde, nicht weniger als achtzehnhundert Bischöfe, in deren Händen die geistliche Jurisdiction lag. Ein tausend derselben gehörten den griechischen, die übrigen achthundert den lateinischen Provinzen an. Nicht jeder von ihnen hatte ein gleiches Machtgebiet; denn während einige über eine ganze Provinz herrschten, waren andere vielleicht auf ein einziges Dorf beschränkt. Allein, indem Alle dieselben Machtvollkommenheiten und Vorrechte von den Aposteln, von den Gesetzen und von dem Volke herleiteten, besaßen sie auch Alle einen und denselben Charakter als geistliche Vorsteher. Von diesen nun versammelte Constantin dreihundert zu Nicäa, zur Entscheiduug eines Streites, der zu Alexandrien zwischen einem Bischof und einem Presbyter entstanden war, und, trotz seiner Subtilität, eine Menge Theilnehmer gefunden hatte. Es scheint aber für die Stärke menschlicher Leidenschaften gleichgültig zu seyn, wie tief oder wie hoch der Gegenstand liegt, welcher den

*) Im Jahre 325.

den Streit erregt; die Herrschaft des Verstandes hört nothwendig da auf, wo er nichts mehr unterscheidet. Arianer, Tritheisten und Sabellianer sollten sich über einen Punkt vereinigen, der allen gleich dunkel war, und erst durch die Leidenschaft ins Klare gesetzt werden mußte. Ein neues Licht schien den versammelten Kirchenvätern aufzugehen, als der Bischof von Nikomedien, Eusebius, ein leidenschaftlicher Anhänger des Arius, unumwunden sagte, daß die Arianer keine Homousie (Gleichheit des Wesens) zugeben könnten. Dieser von den Arianern versagten Gleichheit des Wesens stand nicht die Ungleichheit, wohl aber die Ähnlichkeit des Wesens, durch Homoiusie ausgedrückt, entgegen; und so war denn Das aufgefunden, was den eigentlichen Gegenstand des Streits ausmachte, und, durch das Ansehn des Imperators entschieden, der katholischen Kirche für mehrere Jahrhunderte ihren Charakter geben sollte. Der Unterschied eines einzigen Buchstabens war es, was die Einigkeit der Welt für einen langen Zeitraum entfernte, Verbannungen über Verbannungen nach sich zog, und zuletzt damit endigte, daß es in dem westlichen Theile der Römerwelt angenommen wurde, weil man sich hier Entscheidung williger gefallen ließ, als in dem östlichen Theile, wo der Verstand, unterstützt von einer biegsamen und höchst geschliffenen Sprache, Subtilitäten schärfer auffaßte und festhielt.

Nicht, daß es dem Constantin gelungen wäre, die Einheit des christlichen Lehrbegriffs über jeden

Widerspruch zu erheben; daran fehlte so viel, daß die Arianer unter seinen nächsten Nachfolgern das Übergewicht erhielten. Aber der Versuch war gemacht und nicht ganz fehlgeschlagen. Das Merkwürdigste bei demselben war, daß Constantin um die Zeit, wo er sich in den Streit der christlichen Theologen mischte und denselben zum Vortheil der von ihm begünstigten Parthei entschied, durch kein Glaubensbekenntniß der christlichen Welt angehörte. Seine Taufe erfolgte elf Jahre später, nicht lange vor seinem Hintritt, als durch diesen feierlichen Akt nichts mehr weder zu gewinnen, noch zu verlieren war. Die Feststellung des Lehrbegriffs, verbunden mit dem später erfolgten förmlichen Übertritt zum Christenthum, hatte die Folge, daß dieses den Ausschlag über den Polytheismus zu geben begann. Zwar wollte Constantin dem letztern keine Gewalt anthun; diese aber fand sich ganz von selbst, sobald er sich so entschieden für das Christenthum erklärt hatte. Nicht ganz mit Unrecht hat die griechische Kirche den Imperator den Aposteln gleich gesetzt. Von einer sittlichen Gleichheit unter ihnen kann freilich nicht die Rede seyn; aber wenn man sich an der Zahl der Bekehrungen hält, so ist nicht zu läugnen, daß Constantin mehr zur Verbreitung des Christenthums beigetragen hat, als alle Apostel zusammen. Das Beispiel des Regenten wird in solchen Fällen immer um so mehr entscheiden, je unumschränkter er ist. Wo die Annahme einer Glaubensformel zu Ehrenstellen und Reichthümern führt, da halten die Meisten es nicht der Mühe werth zu wider-

stehen; und wo die ersten Classen der Gesellschaft vorangehen, da folgen die übrigen entweder aus bloßem Nachahmungstrieb, oder auch aus Eifersucht. Belohnte Constantin, wie erzählt worden ist, den Übertritt zum Christenthum mit einem weißen Anzuge und zwanzig Goldstücken *): so that er etwas eben so Überflüßiges, als Privilegien für eine Hauptstadt zu seyn pflegen.

Nach Constantins Zeiten verbreitete sich das Christenthum selbst jenseits der Gränzen des römischen Reichs. Die Gothen und Germanen, welche in den römischen Legionen dienten, konnten das Kreuz nicht verehren lernen, ohne auch ihre Landsleute damit auszusöhnen. Iberia's und Armeniens Könige dienten dem Gotte ihres Beschützers, weil sie dies für ihre Pflicht hielten. In Arabien widersetzten sich eingewanderte Juden den Missionarien, die das Christenthum verbreiten wollten; doch vergeblich, bis jene Revolution ausbrach, welche den Juden und den Christen gleich verderblich wurde. Wohin nie die römischen Waffen gedrungen waren, dahin drang das Christenthum, nämlich nach Äthiopien; und Ayssinien verehrt noch jetzt das Andenken des Frumentius, der unter der Regierung Constantins sein Leben der Bekehrung in diesen Gegenden widmete. Selbst die Küsten Indiens wurden von den Strahlen des Evangeliums erleuchtet, das nach mancherlei

*) So die kirchlichen Annalen des Baronius vom Jahr 324.

Verwandlungen zu ihnen zurückkehrte, nachdem es, vielleicht vor mehr als einem Jahrtausend, von ihnen ausgegangen war. Nur die Vornehmen Roms, noch immer der Idee einer Republik getreu, verabscheuten das Christenthum, und verabscheuten es um so mehr, je größer der Abbruch war, welchen die neue Hauptstadt der alten that. Doch hiervon wird sich weiter unten das Nöthige sagen lassen.

Drittes Kapitel.

Schicksale und Untergang des Slavischen Geschlechtes.

(Von 337 bis 363.)

Mit gesellschaftlichen Einrichtungen verhält es sich in vielen Fällen, wie mit Erfindungen und Entdeckungen. Sind diese einmal gemacht, so scheinen sie so leicht, daß man sich schämt, den einfachen Gedanken, welcher ihnen zum Grunde liegt, nicht auch gehabt zu haben. Auf gleiche Weise wundert man sich darüber, daß gewisse Einrichtungen von allgemein anerkannter Güte nicht immer da gewesen sind; z. B. eine Successions-Ordnung, wie die sämmtlichen Staaten Europa's sie gegenwärtig eingeführt haben. Nichts scheint natürlicher, als eine solche Einrichtung. Dies rührt aber nur davon her, daß man nicht weiß, wie dieselbe einerseits aus der tiefgefühlten Nothwendigkeit der Einheit, andererseits aus der Unmöglichkeit einer fortgehenden Theilung des Grundes und Bodens, wo dieser zur Ausstattung der Fürstenwürde gebraucht wird, hervorgegangen ist. Nur das Territorial-Familienwesen des

Mittelalters konnte diese Successions-Ordnung erzeugen; und wäre nach dem Untergange des weströmischen Reiches nicht an die Stelle der Geldwirthschaft eine Produktenwirthschaft getreten, so würde es mit den Gesetzen, welche die Thronfolge bestimmen, vielleicht noch immer nicht dahin gekommen seyn, wohin es zum Vortheil der Gesellschaft, wahrlich nicht ohne große Anstrengungen und Leiden, gekommen ist. So sehr hängt der menschliche Verstand in seinen Combinationen von den Veranlassungen ab, welche ihn in Bewegung setzen!

Nichts scheint also leichter, als daß Constantin der Große, nachdem er den Sitz der Regierung nach Constantinopel verlegt und die Einheit derselben über jeden Widerspruch erhoben hatte — nichts scheint leichter, sag' ich, als daß er auch die Thronfolge auf eine Weise habe regeln können, welche über die Person des jedesmaligen Throninhabers keinen Zweifel gestattet hätte. Nichts scheint zugleich nothwendiger, als eine solche Feststellung der Thronfolge; denn die Flavische Familie, zu welcher Constantin gehörte, war zahlreich: er, als Haupt derselben, hatte (den weiblichen Theil der Familie gar nicht in Anschlag gebracht) drei Söhne, zwei Brüder, und durch diese sieben Neffen, von welchen fünf ein männliches Alter erreicht hatten; und sollte es unter allen diesen Personen nicht zu einem Streite über die Thronfolge kommen, so war nichts dringender, als diese so zu ordnen, daß kein Streit entstehen konnte. Gleichwohl geschah nichts zu einem solchen Endzweck.

Warum nicht?

Es läßt sich schwerlich eine andere Ursache angeben, als daß man im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durchaus unfähig war, sich zu der Idee eines Regentenhauses zu erheben, welches Jahrhunderte hindurch der Nation durch sein Leben eben so angehören sollte, wie diese dem Regentenhause. Je mehr eine solche Idee in diesem Zeitalter nur aus einem wohlwollenden Herzen entspringen konnte, desto unnatürlicher war sie; und je mehr in Constantins Schöpfung Alles auf unwiderstehliche Gewalt berechnet war, desto mehr mußte die Thronfolge dem Zufalle der Ereignisse, dem Kampfe von Persönlichkeiten, überlassen bleiben. Die Lage der Imperatoren brachte es mit sich, daß keiner von ihnen sich über die Spanne Zeit erhob, welche sein individuelles Leben ausmachte; und indem jeder seinem Nachfolger eben die Kämpfe gönnte, welche er selbst zu bestehen hatte, konnte sich von der Idee des Throns nie die Idee des unrechtmäßigen Besitzes trennen, welche ihrerseits das Hervorstechende der Persönlichkeit nothwendig machte. Die Vortrefflichkeit der gegenwärtigen Successionsgesetze leuchtet in eben dem Maaße ein, worin man dieselben zum Gegenstande seines Nachdenkens macht: durch sie ist bewirkt worden, daß von der Idee des Thrones sich sogar eine Idee des Eigenthumes geschieden hat, über welches man nach Gutdünken verfügen kann; der Thron selbst ist zu einem Fideicommiß geworden, welches seinem Inhaber die Verbindlichkeit auflegt, so zu regieren, daß es forterben könne auf seine Nachkommen. Geschlechter sind auf diese Weise an Geschlechter geknüpft, und das Leben des Regenten-

Hauses wird auf unberechenbare Zeiten an das Leben des Volkes gebunden. Gewiß der glänzendste Theil in der europäischen Staats-Gesetzgebung!

Bei dem Allen war Constantin nichts weniger als gleichgültig gegen die Fortdauer seiner Familie. Die Erziehung, welche er seinen Söhnen, wie seinen Neffen, geben ließ, zweckte einzig darauf ab, diese Fortdauer zu sichern; sie war so sorgfältig, wie sie in jenen Zeiten seyn konnte, und umfaßte, nach persischem Muster, eben so sehr die Erziehung des Körpers, wie die des Geistes. Kaum hatten die Prinzen seines Hauses das Jünglingsalter erreicht, so sorgte er dafür, daß jeder von ihnen Gelegenheit fand, die Regierungskunst praktisch zu erlernen. Constantin, der älteste von seinen Söhnen, wurde nach Gallien geschickt, um dies ehemalige Familien-Domän zu verwalten; Constantius erhielt den Osten zu seinem Wirkungskreise; Constans vertrat seinen Vater im westlichen Illyrikum, in Italien und Afrika. Unter den Neffen des Imperators erwähnt die Geschichte besonders des Dalmatius und des Hannibalianus. Jenem wurde die Bewachung der gothischen Gränzen anvertrauet, womit die Regierung Thraciens, Macedoniens und Griechenlands in Verbindung stand; dieser erhielt Cäsarea zu seinem Wohnsitz, und die Provinzen Pontus, Cappadocien und Klein-Armenien zu seinem Wirkungskreise. Constantin, der ihn besonders geliebt zu haben scheint, zeichnete ihn sogar durch den Königstitel und durch das Prädicat Nobilissimus aus: so sehr hatte man sich von Allem entfernt, was die römische Antimonarchie mit sich brachte!

Diese Auszeichnung läßt vermuthen, daß Constantin diesen seinen Neffen zu seinem Nachfolger bestimmt hatte. Wie es sich auch damit verhalten mochte — Eigenschaften, welche den jungen Hannibalianus dem Imperator theuer gemacht hatten, konnten ihn nicht den Ministern empfehlen. Daher die Verschwörung gegen das Leben dieser Seiten-Verwandten: eine Verschwörung, welche zu eben der Zeit angezettelt wurde, wo man die Miene annahm, als verehre man den Willen des Imperators noch nach seinem Tode. Das ganze Vorhaben wurde mit so viel Anstand und Geschicklichkeit durchgeführt, daß es zuletzt das Ansehn gewann, als habe man der Forderung des Militärs nicht widerstehen können. Dieses, von geheimen Agenten bearbeitet, mußte sich nämlich dahin erklären, daß es nur den Söhnen des geliebten Imperators die Beherrschung des römischen Reiches gestatten werde. Unterdeß erschien der junge Constantius, welchem, wegen der Nähe der östlichen Station, die Sorge für die Bestattung der Leiche übertragen war, am Hofe zu Constantinopel; und kaum hatte er von dem Palaste des Imperators Besitz genommen, so gab er die bündigsten Verheißungen wegen der Sicherheit seiner Verwandten. Dennoch war dies nur das Mittel, sie einzuschläfern und treuherzig zu machen. Die Ermordung erfolgte, als kein Widerstand mehr möglich war. Sie zu beschönigen, sprach man von einer, dem jungen Constantius durch den Bischof von Nikomedien zugesendeten Schrift, die man für das Testament des verstorbenen Imperators ausgab: einer Schrift, worin sich dieser als von seinen Brüdern

vergiftet ausgab, und seinen Sohn aufforderte, seinen Tod zu rächen. An Kunstgriffen dieser Art hat es nie gefehlt. Die Folge des angeblichen Testaments war, daß der ganze Theil der Flavischen Familie, welcher nicht zu dem Hause Constantins gehörte, aus dem Wege geräumt wurde: zwei Brüder des Imperators, fünf Neffen desselben, von welchen Dalmatius und Hannibalianus nur die ausgezeichnetsten waren, der Patrizier Optatus, vermählt mit einer Schwester des verstorbenen Imperators, und der Präfekt Ablavius, der das Vertrauen Constantins in einem sehr hohen Grade besessen hatte und durch Reichthum und Ansehn gleich furchtbar war. Mit welcher Herzlosigkeit man bei dieser Ermordung zu Werke ging, zeigte sich besonders darin, das der junge Constantius ein Schwiegersohn seines Oheims Julius, und ein Schwager des Hannibalianus war. Von dem ganzen Geschlechte blieben nur die jüngsten Söhne des Julius Constantius, Gallus und Julianus, übrig, welche man den Händen ihrer Mörder entriß. Dies waren die nächsten Wirkungen der unbestimmt gebliebenen Thronfolge, und so ehrte man nach dem Tode einen Monarchen, der, so lange er lebte, der Gegenstand abgöttischer Verehrung gewesen war: zum ewigen Beweise, daß die Unumschränktheit selbst von Denen verabscheut wird, die für ihre ersten Stützen gelten.

Die Hinrichtung des Flavischen Geschlechtes hatte eine neue Theilung des Reiches zur Folge. Sobald sich nämlich die Söhne des verstorbenen Imperators in Pannonien besprochen hatten, wurden sie darüber einig,

so zu theilen, daß Constantin, als der älteste von ihnen, außer der Hauptstadt, die Präfektur von Gallien behielt, mit welcher die Regierung von Spanien und Britannien verbunden war; wogegen Constantius die Präfektur des Orients, und Constans die von Italien und Afrika erhalten sollten. Seltsam war es, daß die drei Brüder den Augustus-Titel von dem römischen Senat annahmen; aber hierin liegt nur der Beweis, daß für die Verhältnisse des menschlichen Lebens alles von einem festen Punkt ausgehen muß, und daß man genöthigt ist, einen solchen zu erdichten, wenn er nicht vorhanden seyn sollte. Die drei Brüder zeichneten sich durch ihre Jugend aus; denn der älteste war nur ein und zwanzig, der zweite nur zwanzig, der dritte nur siebzehn Jahr alt. Kein Wunder also, daß sie etwas für möglich hielten, was in sich unmöglich war, nämlich, daß ihre Vorsätze, und was man ihre persönliche Kraft nennen möchte, ausreichen werde, die Idee der Einheit zu überwinden, welche dem römischen Reiche seit mehr als drei Jahrhunderten so tief eingeprägt war, daß es sich von derselben nicht mehr befreien konnte.

Constantius fand bald Gelegenheit, die Gränzen des Reiches im Osten gegen die Angriffe zu vertheidigen, welche Sapor, König von Persien seit dem Jahre 310, auf dieselben machte. Sapor war der Sohn des Hormuz oder Hormisdas, und der Enkel eben des Narses, durch welchen ein nachtheiliger Friede mit den Römern unter Diocletian abgeschlossen war. Obgleich im Harem erzogen, hatte Sapor die Gesinnungen eines Eroberers; er hatte sie vielleicht um so mehr, weil er darauf rech-

nen konnte, daß, nach der Theilung des römischen Reiches unter die Söhne Constantins, der Widerstand nur gering seyn könnte. Die Forderungen, welche er an den jungen Constantius machte, waren allzu beleidigend, als daß sie hätten angenommen werden können. Man griff also auf beiden Seiten zu den Waffen, und es entstand ein Krieg, welcher nicht weniger als drei und zwanzig Jahre dauerte, und mit wechselndem Erfolge bald den Römern, bald den Persern vortheilhaft war. Den meisten Widerstand leisteten die Städte, vorzüglich Nisibis. Auch lange Waffenstillstände gab es in diesem Kriege; wenigstens nöthigt die lange Dauer desselben zu einer solchen Voraussetzung.

Seit der Theilung des Reiches waren kaum drei Jahre verflossen, als die Söhne des großen Constantin unter sich uneinig wurden, und der Welt eben so sehr ihre Unfähigkeit, als ihre Begehrlichkeit, an den Tag legten. Constantin glaubte sich verkürzt durch die letzte Theilung, und forderte von seinem Bruder Constans als Ersatz für Macedonien und Griechenland die afrikanischen Provinzen zurück. Da die Unterhandlungen, welche über diesen Gegenstand gepflogen wurden, sich in die Länge zogen, Constantins Ungeduld sich aber mit keinem Aufschub vertrug: so kam es zu dem seltsamsten Kriege, der jemals von zwei mächtigen Monarchen geführt worden ist. Constantin drang an der Spitze eines zusammengerafften Haufens in das Domän seines Bruders ein und verheerte die Gegend von Aquileja. Constans, ohne seinen Wohnsitz zu verlassen, übertrug seinen Generalen die Sorge für die Vertheidigung seines

Staats; und diese Generale waren von allen Mitteln so entblößt, daß sie dem Angriffe höchstens gleiche Kräfte entgegenstellen konnten. Es war ein bloßer Partheigängerkrieg. Dennoch gelang es den Generalen des Constans, ihn schnell zu beendigen. Durch eine verstellte Flucht lockten sie den gallischen Augustus in einen Wald, wo sie ihn umzingelten und niederhieben. Sein Leichnam, welcher einige Zeit darauf in einem kleinen Flusse gefunden wurde, erhielt zwar eine fürstliche Bestattung; doch widerfuhr ihm diese Ehre nur, damit Constans sich mit desto besserem Rechte Galliens, Spaniens und Britanniens bemächtigen könnte. Zwar hätte Constantius Theil an dieser Erbschaft nehmen sollen; da er aber mit der Vertheidigung seines eigenen Domäns vollauf beschäftigt war, so weigerte sich Constans, mit ihm zu theilen, und blieb auf diese Weise in dem unbestrittenen Besitz von mehr als zwei Dritteln des römischen Reiches.

In diesem jungen Fürsten scheint nichts gewesen zu seyn, was ihm die Achtung oder Zuneigung seiner Unterthanen hätte erwerben oder erhalten können. Durch seinen Stolz beleidigend, war er anstößig durch seine Sitten, und die heftige Leidenschaft, welche er für junge Germanen gefaßt hatte, war kaum bekannt geworden, als sie ihn zum Gegenstande des Abscheues machte. Zehn Jahre nach dem Tode des jungen Constantin entspann sich eine Verschwörung gegen ihn, deren Haupturheber der comes sacrarum largitionum Marcellinus und der General der Leibwache Magnentius waren. Constans hatte damals seinen Wohnsitz in Autun auf-

geschlagen. An einem Tage nun, wo er in einem benachbarten Walde gewohnten Vergnügungen nachhing, gab Marcellinus ein großes Fest, zu welchem alle Staats- und Hofbeamten eingeladen waren. Der Schmaus wurde bis in die Nacht verlängert, und alles aufgeboten, was die Gäste zu den freisinnigsten Reden verleiten konnte. Plötzlich öffneten sich hierauf die Thüren des Eßsaals, und Magnentius, der sich vor wenigen Augenblicken entfernt hatte, trat, mit dem Purpur und dem Diadem bekleidet, in das Zimmer zurück. Wer nicht im Geheimniß war, erschrak; allein indem Überraschung, Berauschung, ehrgeizige Erwartung und gegenseitiges Mißtrauen, wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, für Alle gleich mächtig wirkten, wagte es Keiner, dem Usurpator die Zustimmung zu versagen. Ganz allgemein wurde Magnentius als Imperator und Augustus begrüßt, die Truppen leisteten auf der Stelle den Eid der Treue; und, wie die furchtsamen Bewohner des Palastes, so huldigten die Bewohner der Hauptstadt. Schon wurden Anstalten zur Ermordung des Constans getroffen, als er, zu rechter Zeit gewarnt, die Flucht ergriff, weil aller Widerstand vergeblich gewesen seyn würde. Seine Absicht war, sich nach Spanien zu begeben und sich in dem nächsten Hafen einzuschiffen; ehe er aber die Pyrenäen ersteigen konnte, wurde er am Fuße derselben, in der Nähe von Helena, von einem Geschwader leichter Reiterei eingeholt, dessen Anführer ihn in einem Tempel niederhieb.

So endigte der dritte Sohn Constantins des Großen. Von den drei Brüdern war nur Constantius noch

übrig, der, mit der Besiegung Sapors beschäftigt, sehr wenig Aussicht hatte, sein angestammtes Recht zu vertheidigen. Die Herrschaft des Magnentius wurde mit hergebrachter Bereitwilligkeit in den beiden großen Präfecturen von Gallien und Italien anerkannt; und was ihm für den Augenblick noch mehr zu Statten kam, war die ungemeine Thätigkeit, womit die Gemahlin des Hannibalinus für ihn wirkte.

Die Einwohner von Illyricum gehorchten seit längerer Zeit dem Befehle Vetranio's, eines alten Generals, der, durch die Einfachheit seiner Sitten beliebt, für einen der treuesten Anhänger des Hauses Constantins galt, und es unstreitig war, so weit gute Vorsätze reichen. Vetranio hatte bereits das Versprechen gegeben, daß er dem letzten Sohne seines verstorbenen Herrn bis zum Tode getreu bleiben werde, als die Augusta Constantina bei ihm erschien, ihm mit eigener Hand das Diadem aufsetzte, und durch den leichten Sieg, den sie über seine Grundsätze davon trug, alle die Hoffnungen zu erfüllen wähnte, um welche sie durch den Tod ihres Gemahls war betrogen worden. Von ihr bethört, schloß der Greis ein Bündniß mit Magnentius; und wenn die Lage des Constantius schon vorher bedenklich gewesen war, so wurde sie es jetzt bis zur höchsten Gefährlichkeit.

Wollte er nicht mit den beiden Usurpatoren theilen und ihnen demnächst unterliegen, so mußte er die Fortsetzung des persischen Krieges seinen Generalen überlassen und nach Europa zurückgehen.

Er war zu Heraklea in Thracien angelangt, als

die Abgeordneten des Magnentius und Vetranio vor ihm erschienen. An ihrer Spitze stand eben der Marcellinus, welcher die Haupttriebfeder in der Verschwörung gegen den Imperator Constans gewesen war. Ihm lag es ob, das Wort zu führen; und dies that er mit der Gewandtheit eines in Staatsgeschäften wohlerfahrnen Mannes. Seine Vollmachten berechtigten ihn zu dem Anerbieten von Freundschaft und Bündniß, welche befestigt werden sollten durch eine doppelte Vermählung zwischen dem Imperator Constantius und der Tochter des Magnentius auf der einen, und zwischen dem Magnentius und der Constantina auf der andern Seite. Dabei sollte dem Imperator des Osten der Vorrang tractatenmäßig bewilligt werden. Sollte aber Constantius, verleitet durch Stolz oder Familiengeist, diese Bedingung verwerfen, so lautete der Auftrag dahin, dem Imperator ein lebhaftes Bild von der Macht zu entwerfen, welche den beiden Fürsten zu Gebote stehe, und ihn daran zu erinnern, daß die Größe seines Hauses gerade durch diese Macht gegründet worden sey. Marcellinus machte das Eine wie das Andere geltend, und die Wirkung seiner Rede auf das Gemüth des Constantius war nicht zu verkennen. Dieser erklärte sich indeß nicht auf der Stelle; und als er am folgenden Tage die Bedingungen des Friedens verwarf, geschah es mit der Erklärung, daß eine Erscheinung des großen Constantin in der letzten Nacht es also verlangt habe. Entlassen wurde nur Einer von den Abgeordneten; die übrigen blieben, als der Vorrechte des Völkergesetzes unwürdig, in Ketten zurück. Der Krieg

war

war hierdurch erklärt, und auf beiden Seiten rüstete man sich nach äußerstem Vermögen.

Um obzusiegen, schien dem Constantius nichts so nothwendig, als seine beiden Gegner zu entzweien. Vetranio's Charakter erleichterte einen solchen Plan; er war allzu lange ein treuer Anhänger des Flavischen Geschlechtes gewesen, als daß es nicht hätte gelingen sollen, dies als seine Schwäche zu benutzen. Kaum hatte Constantius ihm den Antrag machen lassen, daß er sein rechtmäßiger Gehülfe seyn sollte, wenn er den Magnentius aufgäbe, als der alte General sich eine Zusammenkunft an der Gränze in der Nähe von Sardica gefallen ließ. Bestochene Unterbefehlshaber betrieben dieselbe noch mehr; und sobald sie erfolgt war, huldigte ein Heer von zwanzig tausend Mann Reiterei und eben so viel Fußvolk, mit Verleugnung des bisherigen Oberbefehlshabers, dem Sohne Constantins, der, anstatt den bethörten Vetranio zu seinem Gehülfen zu ernennen, seine Gnade darauf beschränkte, daß er ihm das Leben ließ, und ihn nach Prusa verbannte.

Auf diese Weise hatte Constantius ein Heer erworben, welches er seinem Gegner entgegen stellen konnte. Dennoch trug er Bedenken, den Streit zur Entscheidung zu bringen. Da Magnentius gegen ihn im Anzuge war, so hätte er leicht die fruchtbaren Gegenden von Nieder-Pannonien, zwischen der Drau, der Sau und der Donau, zum Kriegesschauplatz machen können. Allein, seinen Versicherungen nach, wollte er den Kampf nur in den Gefilden von Cibalis zur Entscheidung bringen; und, ohne die geringsten Anstalten dazu zu treffen,

verschanzte er sich auf eine unangreifbare Weise. Es war jetzt an dem Magnentius, den allzu vorsichtigen Imperator aus seinen Verschanzungen zu locken, und kein Mittel blieb für diesen Zweck unbenutzt. So verstrich der größte Theil des Sommers im Jahre 351, und Magnentius gewann durch seine kühnen Bewegungen so sehr die Oberhand, daß man an der Sache des Imperators verzweifelte. Er selbst verzweifelte nicht minder, da er sich herabließ, dem Mörder seines Bruders Friedensvorschläge machen zu lassen, nach welchen er die Suveränetät über die Provinzen jenseits der Alpen abtreten wollte. Glücklicher Weise für ihn ging Magnentius in seinem Übermuth so weit, daß er ihm die Schwäche seiner Regierung zum Vorwurf machte, und ihm Verzeihung anbot, wenn er dem Purpur entsagen wollte. In einer solchen Lage blieb dem Constantius nichts anders übrig, als Muth aus der Verzweiflung zu schöpfen. Das Glück begünstigte ihn durch den Abfall des Sylvanus, eines fränkischen Generals von großem Rufe, der zu ihm überging. Unmittelbar darauf setzte Magnentius seine Operationen in der Bestürmung von Mursa oder Esseck fort, einer Stadt an der Drau, welche immer als ein wichtiger Punkt in den hungarischen Kriegen betrachtet worden ist.

Die Besatzung vertheidigte sich mit großer Standhaftigkeit, als das Heer des Constantius zu Hülfe kam. Die Umgegend von Mursa ist eine Ebene von beträchtlicher Ausdehnung. Hier bildete sich das Heer des Imperators so, daß sein rechter Flügel sich an die Drau stützte, während der linke durch seine zahlreiche Reiterei

weit hinaus reichte über den rechten des feindlichen Heeres. Constantius selbst ermahnte seine Soldaten zur Tapferkeit, und begab sich darauf in eine benachbarte Kirche, die Entscheidung seinen Generalen überlassend. Es geschah, was sich seitdem sehr oft wiederholt hat: daß die einmal begonnene Schlacht sich fortbewegte, bis sie zum Stillstand kam. Nichts entschied sie mehr zum Vortheil des Constantius, als die überlegene Reiterei, welche den Gegner in allzu große Verlegenheiten setzte, als daß er lange hätte widerstehen können. Zwar vertheidigte sich Magnentius aufs Äußerste; und darf man den Angaben der Geschichtschreiber trauen, so belief sich die Zahl der Erschlagenen auf nicht weniger als funfzig tausend: doch, als alle Widerstandskraft erschöpft war, warf er Purpur und Diadem von sich, und entfloh nach Italien.

Es wäre nicht unmöglich gewesen, durch eine rasche Verfolgung dem Kriege in sehr kurzer Zeit ein Ende zu machen; allein die Nähe des Winters gab der Indolenz des Constantius einen bequemen Vorwand, die Fortsetzung des Krieges bis zum nächsten Frühling zu verschieben. Magnentius, welcher Anfangs Willens war, die Eingänge Italiens zu vertheidigen, gab diesen Plan auf, sobald er des Abscheues inne geworden, welchen die Bewohner dieser Halbinsel gegen ihn gefaßt hatten. Hart verfolgt auf dem Zuge nach Gallien, trug er in der Gegend von Pavia einen Vortheil davon, welchen er für bedeutend genug hielt, um eine Friedensunterhandlung darauf zu stützen. Doch, wiewohl sogar Bischöfe sich für ihn verwendeten, blieb

Constantius dem einmal gefaßten Vorsatze getreu, mit dem Mörder seines Bruders keinen Frieden zu machen; und indem er alles aufbot, was den Rebellen in Gallien beschäftigen konnte, erzwang er sich einen Weg über die Cottianischen Alpen. Jetzt war Magnentius mit seinen Mitteln zu Ende. Die wenigen Truppen, welche ihm noch übrig geblieben waren, machten kein Geheimniß aus ihrer Geneigtheit zum Abfall; und um einer Auslieferung zuvorzukommen, stürzte er sich in sein eigenes Schwert. Diesem Beispiele folgte sein Bruder Decentius. Marcellinus hatte seinen Tod mit so vielen Anderen in der Schlacht bei Mursa gefunden; wer aber sonst noch Theil an der Verschwörung genommen hatte, wurde durch Tod oder Verbannung dafür gestraft. So endigte sich diese Umwälzung, welche in sich selbst nichts weiter war, als das Mittel, die Einheit des Reiches durch die Einheit des Regenten zu befestigen; denn schwerlich würde sie entstanden seyn, hätten Constantins Söhne nicht geglaubt, in der Theilung des Reiches dem Naturgesetz trotzen, oder dasselbe nach ihrem Vortheil beugen zu können.

Constantius war jetzt wieder Alleinherrscher in dem großen Römerreiche; aber das Verhältniß, worin er durch seine persönliche Kraft zu demselben stand, war in nichts verbessert. Von dem Osten und dem Westen gleich sehr in Anspruch genommen, und weder dem einen, noch dem andern gewachsen, mußte er, unmittelbar nach der Entfernung Vetranio's und der Besiegung des Magnentius, darauf bedacht seyn, einen Gehülfen

zu finden, der die Last der Alleinherrschaft mit ihm theilte.

Schon vor seiner Abreise nach dem Westen hatte Constantius sich genöthigt gesehen, seinen Vetter Gallus, den ältesten von den geretteten Söhnen des Julius Constantinus, zu seinem Stellvertreter im Osten zu ernennen; ihm war Antiochien zum Wohnsitz angewiesen und die eine Schwester des Constantius zur Gemahlin gegeben worden. Doch es hatte sich nur allzu bald gezeigt, daß Gallus Pflichten übernommen hatte, welche mit seinen Geistesanlagen eben so sehr in Widerspruch standen, wie mit seinen Gesinnungen gegen den Augustus. Mürrisch, reizbar, der Herrschsucht seiner Gemahlin nicht gewachsen, übrigens bis zur Unmenschlichkeit eifersüchtig auf seine Vorrechte, war Gallus in der Tyrannei so weit gegangen, als es sich von einem Jüngling erwarten ließ, welcher aus dem Kerker, ohne alle Vorbereitung, auf den Thron gelangt war. Als nun eingeleuchtet, daß er den Osten nicht länger verwalten könne, hatte Constantius gewöhnliche Hofkünste aufgeboten, ihn von Antiochien nach Mailand zu ziehen; und als Gallus in die ihm gelegte Falle gegangen war, hatte sich das Mißverhältniß zwischen dem Augustus und dem Cäsar auf der Reise nach Italien durch eine Verhaftung gelöset, auf welche eine Hinrichtung zu Pola in Istrien gefolgt war. Es hatte sich also aufs Neue gezeigt, wie schwach die Bande der Verwandtschaft sind, wenn entgegengesetzte Interessen sich bekämpfen.

Da indeß die erste Ehe des Constantius unfruchtbar geblieben war, und auch die zweite mit Eusebien, einer eben

so schönen als liebenswürdigen Frau aus Thessalonica in Macedonien, kinderlos zu bleiben schien: so hatte der Augustus, so fern er eines Reichsgehülfen bedurfte, nur die Wahl zwischen seinem Vetter Julian, dem Bruder des Gallus, und zwischen einem Fremden, den er an Kindesstatt annehmen konnte. Weder das Eine, noch das Andere schien gefahrlos. Eusebia sprach für den Vetter, während die Verschnittenen warnten. Lange getheilt zwischen beiden, entschloß sich Constantius endlich, den jungen Julian aus den lieblichen Fluren Joniens, wo er den Musen lebte, nach Mailand zu ziehen, mehr um seine persönliche Bekanntschaft zu machen, als weil er fest beschlossen hatte, einen verunglückten Versuch an ihm zu wiederholen. Julian, in mehr als Einer Hinsicht der reinste Gegensatz seines Bruders, fand einen Beifall, auf welchen er nicht gerechnet hatte; und da Eusebia sich seiner standhaft annahm, so verminderten sich die Bedenklichkeiten des Constantius von Tage zu Tage. Die Gemahlin des Augustus vermittelte für ihren Schützling einen halbjährigen Aufenthalt in Athen, das noch immer nicht aufgehört hatte, ein Centralpunkt der Kunst und Wissenschaft zu seyn. Da gerade während dieses Zeitraums neue Unruhen in Gallien ausbrachen, die Fortschritte des Königs Sapor aber die Gegenwart des Constantius an der Ostgränze erheischten: so fand die Erhebung Julians zum Range eines Cäsar nicht länger Anstand. Der Augustus selbst stellte ihn zu Mailand dem Heere vor, welches die getroffene Wahl durch gewohnte Beifallsbezeigungen billigte. Nicht lange

darauf ging Julian nach Gallien, wo er seinen Wohnsitz in dem gegenwärtigen Paris aufschlug, welches sich damals noch auf die kleine Insel des Seinestroms beschränkte. Constantius verweilte noch mehrere Monate in Italien. Er besuchte von Mailand aus die alte Hauptstadt des Reiches, ehe er sich entschloß, gegen die Sarmaten zu Felde zu ziehen, welche in Verbindung mit den Quaden die illyrischen Provinzen zu beunruhigen angefangen hatten. Dieser Krieg war von kurzer Dauer, und in den Friedensunterhandlungen bewies Constantius eine Einsicht, welche ihm zur größten Ehre gereichte. Er gab nämlich den vertriebenen Edlen Sarmatiens ihr verlornes Eigenthum zurück, und um den Leichtsinn, der zu allen Zeiten die Grundlage ihres Charakters ausmachte, zu mäßigen, erhob er den Vornehmsten aus ihrer Mitte (einen gewissen Zizais, der sich durch Gestalt und Würde auszeichnete) auf den Thron, und ertheilte ihm alle die Ehrenzeichen, die im vierten Jahrhundert die Stelle der heutigen Orden vertraten, und zu Unterpfändern der Treue und Abhängigkeit dienten.

Der römische Imperator verweilte noch zu Sirmium in Illyrien, als ein Abgesandter des Königs von Persien daselbst erschien, um ihm Friedensanträge zu machen. Zwei von den Ministern des Constantius, der Präfekt Musonianus und der Dux Cassianus, hatten sich mit dem Satrapen Tamsapor in eine geheime Unterhandlung eingelassen, und die Schwäche des römischen Reiches in einem so hohen Grade verrathen, daß Sapor, der sich als den rechtmäßigen Nachfolger des

Darius Hystaspes betrachtete, die Abtretung von Armenien und Mesopotamien unter dem Vorwande forderte: die alte Gränze des persischen Reiches im Westen sey der Strymon, ein Fluß Macedoniens. Ohne die Zurückgabe jener beiden Provinzen, meinte er, sey kein dauerhafter Friede zwischen Persien und dem Römerreiche möglich; und werde seine Forderung nicht erfüllt, so habe er beschlossen, zu den Waffen zu greifen und seine gerechte Sache auf dem Wege der Gewalt durchzusetzen. Die Botschaft des Königs von Persien wurde in Überlegung genommen, und die Antwort, welche Constantius dem Abgesandten ertheilte, war: daß, ob er gleich einem billigen Frieden nicht abgeneigt sey, er dennoch Bedingungen verwerfen müsse, die ihm unzulässig geschienen zu einer Zeit, wo seine Gewalt auf die engen Gränzen des Osten beschränkt gewesen. Also entlassen kehrte der persische Abgesandte zu seinem Herrn zurück. Constantius ermangelte indeß nicht, eine Gesandtschaft nach Ktesiphon, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte Sapors, zu schicken, welche den Auftrag hatte, den König von Persien zur Annahme billiger Friedensbedingungen zu bewegen. Sie bestand aus einem Comes, einem Notarius, und einem Sophisten, von welchem der Erste die Würde des Imperators zur Schau trug, der Zweite die Feder zu führen bestimmt war, der Dritte den Sprecher machte. Was sie ausgerichtet haben würden, wäre nicht ein gewisser Antoninus, ein geborner Syrer, die Seele des persischen Staatsraths gewesen, steht dahin. Doch diesem Antoninus ging es nicht besser, als es Eingewanderten zu

gehen pflegt: je mehr er ein Fremdling in Persien war, desto mehr mußte er den Patriotismus übertreiben; und indem er den Ehrgeiz Sapors durch die Vorstellung eines glücklichen Erfolges stachelte, desto vergeblicher waren die Friedensunterhandlungen. Der Krieg nahm also seinen Anfang.

Sapor, von dem Syrer Antoninus geleitet, brach in Mesopotamien ein; aber er fand Gegenanstalten, welche den Übergang über den Euphrat bei Thapsacus bedenklich machten. Da Antoninus rieth, stromaufwärts zu gehen, damit der Übergang erleichtert würde, so kam man bei Amida an. Vergeblich forderte Sapor die Übergabe dieser Stadt: sie wurde verweigert, und ein Pfeil, welcher die königliche Tiara streifte, brachte den Entschluß hervor, die Stadt zu nehmen, es koste was es wolle. Die Belagerung derselben dauerte zwei und siebzig Tage, und als endlich, nach ungeheuren Anstrengungen, die Eroberung gelungen war, machte Sapor die Entdeckung, daß er die Blüthe seines Heers (nicht weniger als 30,000 Mann) darüber eingebüßt hatte. Die Fortsetzung des Krieges wurde bis zum nächsten Frühling verschoben, und in dem neuen Feldzuge war die Kraft der Perser bereits so erschöpft, daß Sapor, den großen Entwurf einer Eroberung des römischen Osten aufgebend, sich mit der Bezwingung von zwei befestigten Städten Mesopotamiens begnügen mußte; nämlich von Singara und Begabde, von welchen jenes in einer sandigen Wüste, dieses auf der Halbinsel, welche der Tigris bildet, gelegen war. Selbst diese schwachen Erfolge würden schwers

lich Statt gefunden haben, wenn die ungewisse Politik der Eunuchen an dem Hofe des Constantius nicht einen fortgehenden Wechsel in den Generalen bewirkt hätte. Wo Halbmenschen die Schiedsrichter über die Einsicht und Tugend von Männern geworden sind, da giebt es keinen kräftigen Widerstand mehr, und kühner Angriff wird zu einem todeswerthen Verbrechen. Gegen das Ende des Feldzuges scheiterte Sapor an der Festung Virtha oder Takrit, damals von unabhängigen Arabern vertheidigt, und seitdem bis auf die Zeiten Tamerlan's für unüberwindlich geachtet.

Während dies im Osten vorging, erwarb sich der Cäsar Julian das Verdienst, Gallien gegen die Angriffe der Germanen sicher zu stellen. Eusebia hatte den Werth dieses Jünglings sehr richtig beurtheilt; und wenn der Maaßstab aller Einsichtsvollen ihres Geschlechts — die Anlage zum Idealen — auch der ihrige war, so muß man gestehen, daß sie nicht leicht irren konnte. Einsamkeit und Beschäftigung mit den Meisterwerken der Griechen, vorzüglich des Homer und Platon, hatten dem Geiste Julian's eine Richtung gegeben, welche ihn für immer von der Bahn gewöhnlicher Fürstensöhne entfernte. Wessen Herz voll ist von Liebe für das Gute und Schöne, der kann dem Ruhme nachstreben; doch jede andre Leidenschaft bleibt ihm fremd, und ohne alle Anstrengung ist er mäßig in Genüssen, unermüdlich in der Arbeit und in der Erfüllung übernommener Pflichten. Ungern hatte er Athen verlassen, ungern war er dem Rufe gefolgt, der ihn auf den Thron der Welt zu führen versprach; doch nur weil

er der eigenen Kraft mißtrauete, und noch nicht wußte, wie leicht man sich in dem Einzelnen zurecht findet, wenn man im Besitz des Allgemeinen ist. Bei den ersten Waffenübungen, welche mit ihm vorgenommen wurden, zeigte er sich so ungeschickt, daß er voll Unmuths ausrief: „o Platon, Platon, welche Aufgabe für einen Philosophen!“ Ein Jahr darauf stand er bereits an der Spitze des Heeres, in der Überzeugung, daß, welche Fehler er auch begehen möchte, sie doch geringer seyn würden, als die seiner eifersüchtigen oder ungetreuen Generale.

Was Gallien damals von den Germanen litt, verdankte es der unweisen Politik des Constantius, der, um in dem Kampfe mit Magnentius obzusiegen, jene nach Gallien gelockt hatte. Nach vollbrachter That wollten sie nicht weichen, weil ihnen das Versprechen gegeben war, daß sie alles behalten sollten, was sie erobern würden. Vielleicht würde Constantius nachgiebig gegen sie gewesen seyn, wenn sie sich auf dem linken Rheinufer angesiedelt hätten, und gehorsame Unterthanen geworden wären. Dies aber lag nicht in ihrer Denkungsweise. Nur benutzen wollten sie Gallien, nicht es besitzen. Fünf und vierzig blühende Städte waren von ihnen geplündert und zum Theil in Asche gelegt worden, als endlich ihre Vertreibung zu einer Aufgabe wurde, die von dem jungen Fürsten gelöset werden sollte. Zwei Völkerschaften mußten vertrieben werden: die Allemannen und die Franken, von welchen jene sich im Elsaß und in Lothringen, diese sich in dem heutigen Brabant, damals Toxandria genannt, nieder-

gelassen hatten. Von diesen Punkten aus machten beide jährlich Streifereien in das Innere Galliens; und schon war es dahin gekommen, daß das platte Land verlassen war, und nur die befestigten Städte in dem Umkreise von dreißig Meilen bewohnt wurden. Die Legionen, ohne Sold, ohne Vorräthe, ohne Waffen sogar, zitterten bei der Annäherung der Barbaren, und leisteten nur noch selten irgend einen Widerstand.

So fand Julian die Lage der Dinge. Zu Vienne erfuhr er die Befreiung von Autun durch die Entschlossenheit einiger Veteranen. Er stellte sich sogleich an die Spitze einer geringen Zahl von Bogenschützen und Reiterei, um den Abzug der Germanen zu beunruhigen, und, immer die kürzeren Wege wählend, langte er glücklich in der Nähe von Rheims an, wo das römische Heer sich versammeln sollte. Von hier aus aufbrechend, drang er nach dem Rhein vor. Die Allemannen, des Landes kundig, störten zwar diesen Marsch, und nicht weniger als zwei Legionen wurden das Opfer der Unvorsichtigkeit, womit Julian vorgedrungen war; indeß verlor er den Muth nicht, und glücklicher im nächsten Treffen, erreichte er Cöln, einen Standpunkt, von welchem sich die Schwierigkeiten dieses Krieges übersehen ließen. Die Macht des Feindes war nichts weniger als gebrochen; und sollte Gallien von ihm nicht länger beunruhigt werden, so war vor allen Dingen nöthig, stärkere Kräfte in Bewegung zu setzen. Zu diesem Endzweck begab sich Julian nach Sens, wo er den Winter hindurch den nächsten Feldzug gegen die Allemannen vorzubereiten gedachte. Kaum daselbst angelangt, sah

er sich von eben diesen Allemannen belagert. Seine Lage ward um so bedenklicher, weil Marcellus, General der Reiterei in Gallien, ihn seinem Schicksale überließ. Dennoch rettete er sich durch seine Unerschrockenheit und durch den Muth, welchen er der Besatzung von Sens einflößte. Die Barbaren gaben die Belagerung nach dreißig Tagen auf. Marcellus wurde zwar abgerufen; als es aber noch in demselben Jahre (357) zu einer ernstlichen Unternehmung gegen die Allemannen kam, machte Julian sehr bald die Entdeckung, daß Marcellus nicht der einzige Treulose seines Heers gewesen. Barbatio, General des Fußvolks, sollte das Unternehmen gegen die Allemannen von Oberitalien aus unterstützen; er zog sich aber in dem entscheidenden Augenblick von Basel, wo er angelangt war, zurück, und gab den Allemannen Raum zu einem überlegenen Angriff. Nichts desto weniger nahm Julian die Schlacht bei Strasburg an, in welcher Chnodomar, der König der Allemannen, aufs Haupt geschlagen und gefangen genommen wurde. Julian, ohne auch nur einen Augenblick zu verlieren, wendete sich von jetzt an gegen die Franken, deren feste Punkte an der Maas er noch denselben Winter in seine Gewalt brachte. Ehe sie sich im nächsten Frühlinge vereinigen konnten, verbreiteten sich Julians Legionen von Cöln bis an den Ocean. Ein Friede war die unmittelbare Wirkung dieser Art von Angriff. Die Chamavier zogen sich hinter den Rhein zurück; die salischen Franken erhielten Erlaubniß, in Toxandrien zu bleiben, wiewohl unter der Bedingung, daß sie sich Aufseher gefallen ließen. Gallien auf eine

längere Zeit sicher zu stellen, trug Julian das Schrecken seiner Waffen drei Mal nach Deutschland, von wo aus er dreißigtausend Gallier zurückführte, welche den bisherigen Siegern als Sklaven gedient hatten. Die Städte Galliens wurden wieder aufgebaut; und derselbe Mann, welcher die Unabhängigkeit der Gallier gerettet hatte, wendete seine ganze Sorgfalt auf die innere Verwaltung, deren Gebrechen unerträglich geworden waren. Und gerade als Gesetzgeber und Richter entwickelte Julian Fähigkeiten, die nur in Demjenigen begreiflich werden, dessen Herz für allgemeine Wohlfahrt schlägt, und dessen Kopf für die Ideale des Guten, Schönen und Gerechten glüht.

Ein Fürst von Julians Charakter war das Schrecken der Verschnittenen am Hofe des Constantius. So viel Selbstständigkeit vertrug sich mit ihrer Sicherheit höchstens so lange, als der Augustus lebte. Ebendeswegen mußten sie eilen, eine Thronfolge zu verhindern, welche ihrer unseligen Thätigkeit ein schnelles Ende zu machen drohete. Da, wo viele Millionen um eines Einzigen willen vorhanden sind, oder als vorhanden gedacht werden, wird man nie Bedenken tragen, die reinste Tugend in das abscheulichste Verbrechen zu verwandeln, wenn die Sicherheit dieses Einzigen dergleichen erfordert. In den ersten Jahren von Julians Verwaltung hatte man sich damit begnügt, ihn den Affen in Purpur, oder den philosophischen General zu nennen, der in Platons Schule gelernt habe, wie man die Germanen schlagen müsse. Nach und nach hatte der Ruhm des Siegers diesen Spöttern ein Stillschweigen

aufgelegt, das ihnen keine andere Wahl ließ, als seine Triumphe über die Allemannen und die Franken der Weisheit des Imperators zuzuschreiben. Als aber, nach den ersten sechs Jahren, im ganzen römischen Reiche nur von Julians Thaten die Rede war, und die öffentliche Meinung den Constantius gänzlich in den Schatten stellte: da schienen ernsthafte Maaßregeln nöthig zu werden, um ein Ansehn zu retten, von welchem man glaubte, daß es nur allzu sehr gefährdet sey. Constantius selbst war allzu schwach, um sich nicht alles gefallen zu lassen, was seine Verschnittenen beschlossen hatten. Diese wollten an dem Julian dieselbe List wiederholen, deren Opfer Gallus geworden war; sie vergaßen aber, daß ein Mann, der seine Bildung einem widrigen Schicksal verdankt, nie treuherzig genug ist, glatten Worten zu glauben. Julian hatte sich die Wirkungen seines Verfahrens allzu gut berechnet, um nicht auf seiner Huth zu seyn, und der List elender Verschnittenen die Stirn zu bieten. *) Bald entwickelte sich ein

*) Es scheint nöthig, über die Rolle dieser Menschenklasse, welche, ohne ganz ausgestorben zu seyn, in den neueren Staaten Europa's ihren politischen Einfluß gänzlich verloren hat, das Eine oder das Andere zu sagen. Sie ist so alt, wie die großen Reiche des Orients; und wenn die Angabe der Alten, daß Semiramis sie gestiftet, Glauben verdient, so hat sie bereits 19 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung ihre Rolle gespielt. In Xenophons Cyropädie sind die Gründe angegeben, welche den Cyrus bestimmten, seine Person der Wachsamkeit von Verschnittenen anzuvertrauen. Es lassen sich aber noch andere Gründe hinzudenken; und

anziehender Kampf, in welchem es sich nicht bloß um die Ablegung des Purpurs, sondern auch auf eine unverkennbare Weise um das Leben des Cäsars handelte.

Auf-

---

dies muß um so mehr erlaubt seyn, da Xenophon in das Wesen der orientalischen Monarchieen bei weitem nicht tief genug eingedrungen ist. Was die Polygamie mit sich brachte, soll hier unerörtert bleiben; wir bleiben bei der Regierungsform des Orients stehen. Treue Rathgeber zu finden, ist für unumschränkte Monarchen immer eine sehr schwierige Aufgabe gewesen. Es scheint also, daß man auf den Gedanken gerathen sey, dies Bedürfniß durch die Castration von Personen zu befriedigen, die, um dem Monarchen völlig ergeben zu seyn, von dem menschlichen Geschlechte abgesondert werden mußten. Ganz kann man seinen Endzweck nicht verfehlt haben; denn, wäre dies der Fall gewesen, so würde man von diesem Irrthume eben so zurückgekommen seyn, wie von so vielen anderen; auch läßt sich durch Thatsachen beweisen, daß Eunuchen sich ihrem Herrn mit einer Hingebung aufgeopfert haben, die man bei Menschen nur bewundern kann. Die Eunuchen des Orients erhielten also ihr Daseyn durch die schlechte Beschaffenheit der Staats-Gesetzgebungen im Orient, namentlich durch den Despotismus, den die alten Reiche theils vermöge ihrer Größe, theils vermöge des geringen Grades politischer Aufklärung in sich schlossen. In Europa konnte nicht eher von ihnen die Rede seyn, als bis die Römer diesen Erdtheil mit dem Orient in Verbindung gesetzt hatten. Einen längeren Zeitraum waren die Eunuchen nur ein Gegenstand des Luxus; ungefähr eben so, wie die Zwerge und Mohren es jetzt noch sind. Domitian und Nerva verboten ihre Vervielfältigung: ein Beweis, daß sie angefangen hatten, ein allgemeiner Gegenstand der

Nach-

Aufgefordert, die tapferen Legionen, durch welche Galliens Unabhängigkeit wieder erobert war, an den Augustus abzugeben, damit sie gegen die Perser gebraucht werden möchten, weigerte sich Julian, indem er die mißliche Lage der ihm anvertrauten Provinzen geltend machte; und als er durch seine Vorstellungen nichts bewirkte, benutzte er die Anhänglichkeit des Heers an seiner Person, und die Abneigung desselben von einem fernen Kriege, um sich zum Augustus des westlichen Römerreichs aufzuwerfen. Jetzt, als Rebell dastehend, bewies er eine Entschlossenheit, welche zu seiner Lage paßte. Er verlangte von dem Constantius die förmliche

---

Nachfrage zu seyn. Diocletian gebrauchte sie zuerst zu politischen Zwecken, weil er eingesehen hatte, daß er, als unumschränkter Monarch, auch hierin dem Beispiele der persischen Könige folgen müsse. In Constantins politischer Schöpfung waren sie bereits ein wesentlicher Bestandtheil; und weil sie dies wußten, so machten sie sich bald so nothwendig, daß ein geistreicher Schriftsteller (Ammianus Marcellinus) von dem Eusebius, dem Lieblingsverschnittenen des Constantius, sagen konnte: „der Imperator habe etwas über ihn vermocht.“ (Lib. XVIII. c. 4.) Je größer ihr Ansehen wurde, und je ängstlicher sie ihren Herrn bewachten: desto mehr wurden sie verabscheut und gehaßt. Sie waren die Jesuiten des 17ten Jahrhunderts. Verdrängt durch den Umsturz des westlichen Römerreichs, kamen sie nicht eher wieder zum Vorschein, als bis das in majorem Dei gloriam der römischen Kirche, wodurch so viele andere Scheußlichkeiten ausgeglichen wurden, auch diese wieder in Gang brachte, um dem Cultus einen höheren Schwung zu geben.

Abtretung von Gallien, Spanien, Italien, Afrika und Britannien; und da er voraussehen konnte, daß sein Vetter nie in diese Forderung willigen würde: so traf er seine Anstalten zum Krieg mit bewundernswürdiger Überlegenheit des Geistes. Den Angriff des Constantius zuvorzukommen, versammelte er sein Heer bei Basel. Hier wurde dasselbe in zwei Corps getheilt. Mit dem einen drang Nevitta, Anführer der Reiterei, zwischen Rhätien und Norikum nach Illyrien; mit dem andern gingen Jovius und Jovinus, über die Alpen und das nördliche Italien, eben dahin ab. Die Generale erhielten den Befehl, sich bei Sirmium zu vereinigen und daselbst den Augustus zu erwarten. Julian selbst stellte sich an die Spitze von dreitausend Freiwilligen, mit welchen er den Schwarzwald durchzog, bis er, mitten in einem feindlichen Lande, zwischen Regensburg und Wien anlangte, wo eine Flotte von leichten Fahrzeugen in Bereitschaft lag. Sich derselben bemächtigend, schiffte er sich mit seinen Truppen ein, und ehe man in Illyrien die Nachricht von seinem Übergange über den Rhein erhalten hatte, landete er bereits bei Bononien, wenige Meilen von Sirmium. Lucilian, welcher mit dem Titel eines Generals der Reiterei in Illyrien befehligte und leichte Gegenanstalten getroffen hatte, sah sich von dem Dagalaiphus, einem der gewandtesten Officiere Julians, verhaftet, ehe er zu irgend einer Besinnung gekommen war. Vor den jungen Augustus geführt, machte er einige Bemerkungen über das Abenteuerliche seines Unternehmens; doch Julian bat ihn, dergleichen für den Constantius aufzusparen, und fügte hinzu, er

habe ihn nicht vor sich gelassen, um seinen guten Rath zu vernehmen. Muthig vordringend, wurde Julian allenthalben mit Entzücken empfangen. Er verweilte wenig Tage in Sirmium, um die Ankunft seines Heeres abzuwarten; und kaum war Nevitta angelangt, als er wieder aufbrach, um den Paß von Succi zu besetzen, welcher, in gleicher Entfernung von Sirmium und Constantinopel gelegen, die Provinzen Dacien und Thracien von einander trennte, und von der ersteren aus wesentliche Schwierigkeiten darbot. Die Vertheidigung dieses Passes wurde dem Nevitta anvertrauet.

Jetzt im Wesentlichsten gesichert, knüpfte Julian neue Unterhandlungen mit dem Constantius an. Doch dieser, voll von seinem Vorrechte, und eben deswegen nur um so schwächer gegen die Einflisterungen seiner Verschnittenen, verwarf alle Bedingungen; und da mit dem Könige von Persien gerade ein Waffenstillstand abgeschlossen war, so glaubte er um so leichter obsiegen zu können. In dem Lager von Hierapolis theilte er seinem Heere den Entschluß, nach Europa zurückzugehen, mit, und die Art, wie er über den bevorstehenden Krieg sprach, ließ vermuthen, daß er denselben in dem Lichte einer Jagd betrachtete. Ein gewisser Theodotus, Vorstand des Raths von Hierapolis, bat mit Thränen in den Augen, daß *seine* Stadt mit dem Haupte des besiegten Rebellen geschmückt werden möchte. Auf Postwagen wurde eine auserlesene Schaar fortgeschafft, um, wo möglich den Paß von Succi zu besetzen; doch sie kamen zu spät. Andere Anstalten zur Behauptung der Suveränetät waren im Gange, als, ganz unerwartet,

das Schicksal den bevorstehenden Bürgerkrieg verhinderte. Constantius, von einem leichten Fieber erschüttert, war in der kleinen Stadt Mopsucrene, wenige Meilen von Tarsus, angelangt, als er plötzlich in einem Alter von fünf und vierzig Jahren starb. Die Dinge gewannen hierdurch eine andere Gestalt. Zwar boten die Verschnittenen alles auf, um den furchtbaren Julian vom Throne auszuschließen; aber es fehlte an einem Manne, der Muth gehabt hätte, sich mit dem Besieger der Allemannen und Franken zu messen. Julian selbst hatte kaum die Nachricht von dem Hintritt seines Vetters erhalten, als er nach Constantinopel eilte, und überall als rechtmäßiger Imperator empfangen wurde. Wenige Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, langte daselbst der Leichnam des Constantius an, und mit großer Erbauung sah man den jungen Imperator den Leichenzug nach der Kirche der Apostel begleiten — ohne Diadem, in einem Traueranzuge, zu Fuß, nur der Verbindlichkeiten eingedenk, welche sein Vetter ihm auferlegt hatte.

Indeß zeigte sich auf der Stelle, daß der Hof von Constantinopel für den neuen Imperator nicht gemacht war. Ein Mann, der sich in die Sitten kleiner Staaten verliebt hatte, seinen höchsten Vorzug in Bedürfnißlosigkeit setzte, und, vermöge aller Anlagen seines Geistes und Herzens, seinen Zwecken nur auf den einfachsten und kürzesten Wegen zustrebte — wie hätte der sich, ohne seiner Eigenthümlichkeit zu entsagen, mit irgend einer Freiheit in den zusammengesetzten Formen bewegen können, welche das Ceremoniel des üppigen Hofes von Constantinopel vorschrieb! Gab es irgend einen

Geist, für welchen Diocletian's und Constantin's Schöpfungen unbegreiflich waren: so war es der Geist Julians. Er verlangte bald nach seiner Ankunft in Constantinopel einen Bartscheerer — und siehe, es stellte sich ihm ein vornehmer Beamter dar, der, außer einem bedeutenden Gehalte und nicht geringen Nebeneinkünften, Vergütigung für zwanzig Bediente und eben so viel Pferde erhielt. Einem Krieger, der sein Leben in so vielen Schlachten Preis gegeben hatte, mußte die Gefahr, die ihm von einem Bartscheerer bevorstand, eben so lächerlich vorkommen, wie die, welcher er dadurch entging, daß er die Wahl zwischen einer Anzahl von Köchen und Mundschenken hatte, und daß ein Heer von Eunuchen seine besondere Leibwache bildete. Nicht schnell genug konnte er von diesem Gesindel befreiet werden, welches das Mark des Landes verzehrte, größere Ausgaben verursachte, als alle Legionen zusammen genommen, übrigens in seinem Hochmuth so weit ging, daß es Aufmerksamkeiten verlangte, die selbst einem Fürsten gegenüber lästig sind. *)

Die Reform des Hofes war bald zu Stande gebracht; sogar mit Übereilung und Übertreibung, weil man annehmen muß, daß die Würde eines Staats-Chefs durch andere Mittel aufrecht erhalten seyn will, als die eines Philosophen von dem Schlage des Diogenes. Eine Reform des Staates schloß sich an die des Hofes

---

*) Es war hergebracht, einem Eunuchen, dem man auf der Straße begegnete, zu grüßen; und, war man zu Pferde, so erforderte der Anstand, daß man abstieg.

an. Um die unter der Regierung des Constantius begangenen Verbrechen zu bestrafen, veranstaltete Julian eine Commission, welche ihren Wohnsitz zu Chalcedon aufschlug. Eigentlich handelte es sich um eine Abstellung der bisherigen Mißbräuche; da diese aber in reinen Monarchieen in veränderter Gestalt immer wieder zum Vorschein kommen, so ist es in ihnen hergebracht, daß man seine Zuflucht zu dem Schrecken nimmt. Sechs Richter, an deren Spitze Sallustius, der Präfekt des Orients, stand, urtheilten, nach unbeschränkter Vollmacht, über das Betragen der vornehmsten Diener des Constantius; und wenn der Geist der Billigkeit und Mäßigung aus dem Präsidenten und seinem Collegen Mamertinus sprach, so zeigten die militärischen Mitglieder der Commission eine Unerbittlichkeit und Strenge, welche an Grausamkeit gränzte. Auf eine schimpfliche Weise wurde Eusebius, der Lieblings-Eunuch des Constantius, hingerichtet. Gleiches Schicksal hatten die beiden Eunuchen Paulus und Apodemius, von welchen der erstere lebendig verbrannt wurde, um den von ihm bedrückten Wittwen und Waisen Genugthuung zu geben. Auch Ursulus, der Schatzmeister des Reiches, fiel in die Hände dieser Commission, deren militärische Mitglieder Forderungen rächten, welche zu befriedigen ihm die Pflicht verboten hatte. *) Die beiden Consuln Taurus

*) Die Hinrichtung dieses Ursulus mußte sehr allgemein als ungerecht empfunden werden, da Ammianus Marcellinus von ihr sagt: Ursuli vero necem ipsa mihi videtur flevisse justitia.

und Florentius sahen sich wegen des Widerstandes, den sie dem anrückenden Julian geleistet hatten, genöthigt, die Gnade der Commission anzuflehen. Beide wurden nicht auf gleiche Weise schuldig befunden; und dasselbe Gericht, welches den Taurus zum Exil nach Italien verurtheilte, verdammte den Florentius zum Tode. Ehe die Commission aus einander ging, wurden noch der Vice-Präfekt Gaudentius und der Dux Artemius zu Antiochien hingerichtet, ohne daß sie eines andern Verbrechens beschuldigt werden konnten, als ihrer Anhänglichkeit an den Constantius. Man sieht aus allen diesen Zügen, wie das persische Staatswesen nicht nach Europa verpflanzt werden konnte, ohne dieselben Wirkungen hervorzubringen, welche den Geist der morgenländischen Regierungen zu allen Zeiten bezeichnet haben; man sieht aber zugleich, wie unzureichend die Individualität eines Fürsten ist, wenn es darauf ankommt, ein großes Reich nach feststehenden Gesetzen zu regieren, deren Ergebniß eine allgemeine Gerechtigkeit seyn soll.

Julian's Leben in Constantinopel war das eines fürstlichen Sonderlings, welcher unvereinbare Eigenschaften vereinigen will. Antimonarchist nach allen seinen Grundsätzen und Gesinnungen, ließ er sich gleichwohl von seiner Eitelkeit bereden, den Monarchen in dem ungeheuren Römerreiche zu machen. Seine Mäßigkeit, seine Enthaltsamkeit, seine Arbeitsamkeit und das allgemeine Wohlwollen, womit er das Reich in allen seinen Theilen umfaßte, verdienten allerdings ein unbedingtes Lob; dagegen zeigten seine cynischen Sitten,

und sein Verkennen sowohl des Reiches, dessen Verwaltung ihm zu Theil geworden, als des Jahrhunderts, in welches seine Wirksamkeit gefallen war, daß er als Imperator weit hinter seinem Oheim Constantin zurückstand. Es läßt sich sogar nicht berechnen, wie groß die Verwirrung im römischen Reiche geworden seyn würde, wenn er auch nur zehn Jahre regiert hätte; und wie aufrichtig auch der Abscheu seyn mochte, womit er die Benennung eines Despoten oder Herrn (dominus), in welche sich die Römer seit mehr als zwei Jahrhunderten gefunden hatten, von sich wies: so war doch nie ein Fürst mehr zur Tyrannei geneigt, weil Niemand ein größeres Vertrauen in die Richtigkeit seiner Vorstellungen setzte, und zugleich mit gröberen Vorurtheilen gegen die Erscheinungen seiner Zeit erfüllt war.

Eine solche Behauptung will vertheidigt seyn.

Unter den römischen Imperatoren steht Julian so einzig da, daß man Mühe hat, ihn für das zu halten, was er war. Gleichgültig gegen die Ehren und die Genüsse seines hohen Standes, erfüllte er die Pflichten desselben mit der Pünktlichkeit eines Sklaven. Nachdem er wenige Stunden auf hartem Lager gerastet, ging er an sein tägliches Geschäft, bei welchem Abwechselung seine einzige Erholung war. An einem und demselben Tage gab er fremden Abgesandten Gehör, wohnte er Opfern bei, und schrieb oder dictirte Briefe in ungemessener Zahl an seine Generale, seine Präfekten, seine Freunde und die verschiedenen Städte seines Reiches. Hatte er beim Vortrage über eingegangene Bitt-

schriften zu entscheiden, so geschah es mit einer Schnelligkeit, welcher seine Schreiber nicht zu folgen vermochten. So groß war die Schnellkraft seines Geistes, daß er zu einer und derselben Zeit seine Hand zum Schreiben, seine Stimme zum Dictiren und sein Ohr zum Lauschen gebrauchen konnte. Während seine Werkzeuge ruheten, flog Er von einer Arbeit zur andern; und nach einem schnellen Mittagsessen begab er sich in seinen Büchersaal, wo er den Studien oblag, bis die Erscheinung neuer Geschwindschreiber ihn an die Fortsetzung seiner Berufsarbeit erinnerte. Immer gleich aufgelegt zur Arbeit, hielt er nur die Augenblicke für verloren, die er im Circus zubringen mußte, um der Sitte seiner Vorgänger nicht ganz ungetreu zu werden; doch verkürzte er dieselben, so viel er immer konnte, sogar mit Verletzung aller Würde und alles Anstandes. Durch dieses Geizen mit der Zeit gab er seiner kurzen Regierung eine solche Ausdehnung, daß, wenn die Übereinstimmung der verschiedensten Schriftsteller und die übrig gebliebenen Geisteswerke des Imperators selbst, irgend einen Zweifel zuließen, man sich weigern würde, zu glauben, von dem Tode des Constantius bis zum Ausmarsch seines Nachfolgers nach Persien, seyen nur sechzehn Monate verflossen.

Doch an dem Außerordentlichen klebt nicht selten das Seltsame; und weil die Liebe für das Alterthum sehr viele neuere Schriftsteller bestimmt hat, den Imperator Julian, der hierin ihres Gleichen war, für einen der größten Regenten auszugeben: so sey es erlaubt,

neben der Lichtseite auch die Schattenseite seines Charakters zu zeigen. *)

Es ist eine nicht ungewöhnliche Erscheinung, daß der Geist einzelner Menschen in die Vergangenheit zurückstrebt, weil die Gegenwart ihn nicht befriedigt; das Wesen der Gesellschaft, welches nie der Gegenwart allein angehört, scheint dies mit sich zu bringen. Was im neunzehnten Jahrhunderte bei so vielen Köpfen, welche nicht historisch gebildet sind, vorwaltet (ich meine die Vorliebe für abgewichene Jahrhunderte): dasselbe offenbarte sich auch im vierten Jahrhunderte bei allen Denen, die, weil sie den eigenthümlichen Geist ihrer Zeit nicht zu fassen vermochten, ihm durch ihre ausschließende Bewunderung der Vorwelt entgegen strebten. Die Philosophie hatte in diesen Zeiten eine seltsame Wendung genommen. So lange es einen Polytheismus gab, war sie die Bekämpferin desselben gewesen; und, im Großen genommen, konnte sie als die Mutter der neuen Lehre, welche die Welt in der Gestalt des Christenthums durchdrang, betrachtet werden. Doch sobald die neue Lehre übermächtig geworden war, und sich der Geister mit Gewalt zu bemächtigen drohete, kehrte die Philosophie zu dem Polytheismus zurück, dem sie eine Consequenz andichtete, welche ihm niemals eigen gewesen war.

---

*) Bekanntlich hat Montesquieu hiermit den Anfang gemacht. Man sehe sein Werk sur la grandeur des Romains Chap. XVII. und seinen Esprit des Loix, in der Stelle, welche von Julian ausführlicher handelt.

Auf eine eigenthümliche Weise nun wurde Julian in diesen Widerspruch verwickelt. In einem Alter von sechs Jahren der Wuth seiner Verfolger entrissen, brachte er sein Knabenalter in den Städten Joniens und Bithyniens zu; und während der Bischof Eusebius es für seine Pflicht hielt, ihn in den Lehren des Christenthums zu unterrichten, erwarb sich der Eunuch Mardonius das Verdienst, ihn mit dem Inhalt der Iliade und Odyssee bekannt zu machen. So wurde der erste Grund zu dem Widerspruch gelegt, von welchem sich Julian in der Folge nicht befreien konnte. Die Einsamkeit des festen Schlosses von Macellum, unweit Cäsarea, wohin der Argwohn des Constantius ihn, wie seinen Bruder Gallus, verwies, trug gewiß nicht wenig zur Befestigung dieses Widerspruches bei; und die Vorliebe für den Polytheismus, welche in dem Knaben nur auf der Freude an Homers heiteren Dichtungen beruhete, verstärkte sich in dem heranwachsenden, durch ein beklagenswerthes Schicksal zum Nachdenken hingezogenen Jüngling durch die Vergleichung der Wirkungen, welche Polytheismus und Christenthum hervorgebracht hatten; wobei, wie sich ganz von selbst versteht, keine Rücksicht genommen war auf die besondere Beschaffenheit der politischen Systeme, je nachdem sie monarchisch oder antimonarchisch waren. Obgleich zu einer fortgesetzten Beschäftigung mit den Lehren des Christenthums angehalten, und zur Ausübung derselben gezwungen, warf er sich schon jetzt zum Vertheidiger des Polytheismus auf, so oft sich eine Gelegenheit dazu fand; und weil es dazu eines Vorwandes bedurfte, so nahm er diesen

von dem Umstande her, daß die stärkere Sache sich selbst vertheidige, die schwächere hingegen eines Aufwandes von Verstand und Gelehrsamkeit bedürfe. Die Erhebung seines Bruders zu dem Range eines Cäsars verschaffte ihm ein höheres Maaß von Freiheit; und der Aufenthalt in Joniens Städten setzte ihn in Verbindung mit mehreren von jenen Sophisten, welche, aus ursprünglicher Liebe für den von ihnen mißverstandenen Platon, das schwere Geschäft übernommen hatten, mit Hinwegsetzung über den buchstäblichen Sinn alter Volksmeinungen, durch allegorische Auslegungen Einheit und Zusammenhang in die Anschauungen der Vorwelt zu bringen. Unter ihnen zeichnete sich besonders Ädesius, der Nachfolger des göttlichen Jamblichus, aus, welcher, seiner Versicherung nach, im Besitz eines Schatzes war, den er höher achtete, als die Herrschaft der Welt. Von ihm lernte Julian die Kunst, Sinn in Unsinn zu bringen, und sich mit allen Wahnbegriffen des Polytheismus auszusöhnen. Da indeß Ädesius bereits ein hohes Alter erreicht hatte, und die Ungeduld seines Schülers von Tage zu Tage neue Aufschlüsse über Einzelnes verlangte, die Jener entweder nicht zu geben vermochte, oder aus Furcht vor dem Hofe nicht geben wollte: so stellten sich bald zwei von seinen Zöglingen dar, die Julians Durst nach Aufklärung zu stillen versprachen. Diese waren Chrysanthes und Eusebius, zwei feine Betrieger, welche sich in die einmal übernommene Rolle, einen Fürsten vom Flavischen Geschlechte zu mystificiren, theilten, bis sie ihn dahin gebracht hatten, sich der Leitung eines gewissen Maximus zu unter-

werfen, den sie den Meister in der Wissenschaft der Theurgie nannten. Von seinen Händen wurde Julian in einem Alter von zwanzig Jahren zu Ephesus heimlich eingeweihet. Der Tod des Gallus, und seine Abberufung nach Mailand, machten diesen ernsthaften Spielereien ein Ende. Doch wurden sie nicht lange darauf zu Athen von Neuem begonnen; denn als Julian, durch die Gunst der Eusebia, sich einen Aufenthalt zu Athen erwirkt hatte, war eine seiner ersten Angelegenheiten, sich in die eleusinischen Geheimnisse einweihen zu lassen: eine Gefälligkeit, die man einem Prinzen am allerwenigsten zu versagen pflegt. Was für die Vorsteher solcher Anstalten bloßes Gewerbe war, das man sich einträglich zu machen suchte, dasselbe war für Julian eine Angelegenheit des Herzens und des Verstandes. Mehr als jemals getäuscht, kam er in Gallien an, wo er übte, was er bisher gelernt hatte, wenn gleich mit einiger Schonung des Hofes, der ihn mit Argus-Augen bewachen ließ. Vergeblich forderte er den Vorsteher der eleusinischen Geheimnisse auf, nach Gallien zu kommen, um daselbst durch Opfer und Riten das Werk seiner Heiligung zu vollenden: ein solches Unternehmen schien zu Athen allzu gefährlich. Indeß fuhr Julian fort, den alten Göttern Griechenlands zu opfern; und während sein Vetter Constantius die Sache der Arianer so sehr zu der seinigen machte, daß er das Reich durch die von ihm veranstalteten Concilien erschöpfte, sah man, im stärksten Gegensatze mit dem Streite über Homo-usie und Homoi-usie, an den Ufern der Seine den Umsturz des christlichen Kirchenthums durch die Zurückführung des Polytheismus vorbereitet werden.

Kaum hatte Julian den Thron seines Vetters bestiegen, als er dem Zwange, den er sich bisher hatte anthun müssen, ein Ende zu machen beschloß. Von den Gründen, welche den großen Constantin bestimmt hatten, das Christenthum zur Staatsreligion zu erheben, war kein einziger für ihn vorhanden; weil er aber die Schwierigkeiten einer rückgängigen Bewegung begriff, so glaubte er, allen Nachtheilen, welche für ihn selbst aus einem veränderten System entspringen konnten, dadurch zu begegnen, daß er die Rolle eines Beschützers des Christenthums in die eines nachsichtigen Fürsten verwandelte, der dasselbe dulden wollte. Doch das Wort Duldung war ohne Sinn für Menschen, welche die Wahrheit zu vertheidigen glaubten; und es war um so mehr ohne Sinn, weil Der, aus dessen Munde es kam, seine Eigenthümlichkeit und das wahre Gepräge seines Geistes in dem Schutze vertheidigte, den er dem Polytheismus gewährte. Bald zeigten sich die Folgen eines so unüberlegten Verfahrens in den Verboten, welche an die Vorsteher christlicher Gemeinden ergingen, und in den Aufmunterungen, welche die Polytheisten erhielten. Der Imperator selbst legte seine Vorliebe für die letzteren so sehr an den Tag, daß er immer nur ihren Festen beiwohnte, und, um denselben neuen Glanz zu geben, auch den stärksten Aufwand nicht scheute. So wie die christliche Welt der polytheistischen im römischen Reiche seit den letzten zwei Jahrhunderten gegenüber stand, konnte aus diesem Verfahren nichts Anderes hervorgehen, als Unheil; und, wenn in irgend einer Angelegenheit, so zeigte Julian in dieser die Flach-

heit seiner Beurtheilung, gar nicht ahnend, daß, wie groß auch die Vorrechte eines Monarchen seyn mögen, ihm dennoch nicht gestattet ist, den Gewissen seiner Unterthanen Zwang anzuthun. Er hatte nicht den Muth eines Diocletian, den Christen gegenüber; er konnte ihn nicht haben, nach allem, was seit ungefähr sechzig Jahren für die christliche Kirche durch seine Vorgänger geschehen war: aber um so unverzeihlicher war der Mißgriff, den er beging; und alles, was sich zu seiner Vertheidigung sagen läßt, läuft darauf hinaus, daß er nicht einsah, wie ein Regent, um die allgemeine Vernunft in seinem Staate darzustellen, vor allen Dingen vermeiden muß, sich der partiellen mit irgend einer Leidenschaft anzunehmen. Und so war Julian bei allen schätzbaren Eigenschaften, die er besaß, nichts weniger, als das Muster der Regenten; und die freie Huldigung, welche er in seinen Cäsarn *) dem Marcus Aurelius Antoninus darbringt, beweiset auf das Schlagendste, daß er sich des Abstandes, worin er sich von diesem ausgezeichneten Regenten befand, sehr deutlich bewußt war,

---

*) Dies ist der Titel eines von den Hauptwerken Julians; und in demselben werden die Imperatoren des römischen Reiches einer strengen Würdigung unterworfen. Sein Misopogon ist eine Satyre auf die Einwohner von Antiochien, die nichts mit ihm zu schaffen haben wollten. Außerdem sind mehrere Reden, eine bedeutende Anzahl von Briefen, und Fragmente einer ausführlichen Widerlegung des von ihm nicht begriffenen Christenthums auf uns gekommen. In allen malt sich die Lebendigkeit seines Geistes und die Eitelkeit des Schriftstellers.

und die Lobsprüche, welche ihm in unseren Zeiten gemacht worden sind, verachtet haben würde, wenn sie je zu seiner Kenntniß hätten gelangen können.

Vielleicht darf man den persischen Krieg, der Julians kurze Laufbahn beendigte, als eine natürliche Wirkung des Mißgriffs betrachten, der durch den Versuch einer Zurückführung des Polytheismus begangen war. Es stand in Julians Gewalt, diesen Krieg zu vermeiden; denn Sapor achtete den Besieger der Franken und Allemannen allzu sehr, als daß die Friedensvorschläge, die er ihm machen ließ, nicht hätten aufrichtig seyn sollen. Julians Antwort auf diese Vorschläge war aber mehr in dem Geiste eines Consuls der römischen Republik, die, um fortdauern zu können, sich vergrößern mußte, als in dem eines Imperators des römischen Reiches, welches unter der Last seiner Größe erlag. Er ließ nämlich dem Könige der Perser erwiedern: „an eine Friedensunterhandlung sey nicht zu denken, so lange die Trümmer von Mesopotamiens Städten rauchten, und die Absendung neuer Abgesandten sey überflüßig, da er beschlossen habe, in eigener Person am persischen Hofe zu erscheinen.“ Instinctmäßig kennen die Menschen ihre Stärke; und indem Julian so sprach, wußte er sehr wohl, daß er weit mehr für die Verrichtungen eines Heerführers, als für die eines Regenten paßte. Alles lag ihm daran, den König von Persien zu überraschen, und im vierten Jahrhundert die Rolle Alexanders des Großen zu wiederholen. Generale wurden ernannt, eine furchtbare Armee von mehr als hunderttausend Mann zusammengebracht, die nöthigen Verpflegungsanstalten ge-

getroffen; und kaum waren seit dem Tode des Constantius acht Monate verflossen, so befand sich Julian auf dem Wege von Constantinopel nach Antiochien. Er würde von hier aus sogleich nach der persischen Gränze vorgedrungen seyn, hätten seine Freunde nicht die Nothwendigkeit eines Halts geltend gemacht, theils um die erschöpfte Kraft der gallischen Legionen wieder herzustellen, theils um den Truppen des Orients eine Manns-zucht einzuimpfen, an welcher es ihnen nur allzu sehr fehlte. So entstand Julians Aufenthalt in Antiochien, der, während seiner sechsmonatlichen Dauer, so reich an den seltsamsten Auftritten war und die Veranlassung zu dem Misopogon gab, wodurch sich der fürstliche Schriftsteller wegen ausgestandener Neckereien, durch ein ironisches Bekenntniß seiner Fehler und durch eine bittere Satyre, an den weibischen Sitten Antiochiens rächte. Hier machte er die längst gewünschte Bekanntschaft des Libanius, dieses berühmtesten Sophisten seiner Zeit, der allen Einladungen nach Constantinopel widerstanden hatte, und auch an dem Hofe Julians zu Antiochien nur dann erschien, wenn er förmlich eingeladen war. *)

---

*) Libanius scheint der Voltaire seiner Zeit gewesen zu seyn: von allen Seiten bemüheten sich die Großen um seine Achtung; und die Aufmerksamkeit, welche Julian ihm schenkte, ist um so auffallender, da, bei einer Vergleichung der Schriften von Beiden, der Vorzug so sehr auf Julians Seite ist. Libanius galt für einen geistreichen Mann, bloß weil man in Zeiten lebte, wo das Gemüth ausgestorben war, und die Redensart die Stelle des Gedankens vertrat. In

Die Geschichte des persischen Krieges gehört diesen Untersuchungen nur in so fern an, als sie den Charakter Julians ins Licht setzt und den Untergang des Flavischen Hauses darstellt.

Es läßt sich nicht läugnen, daß Julian in diesem Kriege große Feldherrntalente entwickelte. Den Erfolg seines Unternehmens zu sichern, schickte er, nachdem er bei Hierapolis angelangt war, ein Heer von dreißigtausend Mann, unter der Leitung des Procopius und des Sebastianus, nach Nisibis, mit dem Auftrage, die Gränze im Norden zu sichern, und dann, durch Medien und Adiabene vordringend, sich unter den Mauern von Ktesiphon, der Hauptstadt des persischen Reiches, mit ihm zu vereinigen. Er selbst wendete sich mit dem Hauptheere rechts, und erreichte am dritten Tage, über die kahle Ebene von Carrhä hin, die Ufer des Euphrat bei Nicephorium, von macedonischen Königen gegründet. Von hier verfolgte er den Strom, bis er die Thürme von Circesium entdeckte. Jetzt an der äußersten Gränze des römischen Gebiets, betrat er den persischen Boden da, wo der Chaboras in den Euphrat fällt. In drei Colonnen ging er durch Mesopotamien. Die mittlere, aus lauter Fußvolk bestehend, wurde von dem Oberfeldherrn *) Victor, die rechte, aus Fußvolk und Reiterei zusammengesetzt, von dem tapfern Nevitta, die linke von dem Hormisdas, einem persischen Prinzen

---

den Zeiten des Perikles würde man wegen seiner Stümperei um einen Ausdruck verlegen gewesen seyn.

*) Magister utriusque militiae.

vom Geschlechte der Sassaniden, geführt. Es war derselbe Boden, welchen der jüngere Cyrus vor mehr als sieben Jahrhunderten betreten hatte, um seinen Bruder vom Throne zu stoßen; und die Schwierigkeiten des Marsches hatten sich in nichts verändert. Über die sandigen Ebenen Mesopotamiens hinaus, kam man in ein bebautes Land; und hier stellte sich zuerst die Stadt Anatho, von Arabern bewohnt, den Blicken der Römer dar. Ihr Fürst wollte Anfangs Widerstand leisten, ließ sich aber zu einer Unterwerfung bewegen. Tilutha, eine zweite Stadt, war so vortheilhaft gelegen, daß sie nicht genommen werden konnte. Schon fingen arabische und persische Streif-Corps an, das römische Heer zu umschwärmen; doch thaten sie demselben keinen wesentlichen Abbruch, weil sie für den Angriff allzu schwach waren. Bei dem Vorrücken durch Assyrien zeigte Julian, daß er wohl im Stande war, Verheerungen, welche auf die Rechnung des Königs von Persien gesetzt werden mußten, an unschuldigen Unterthanen zu rächen; schreckliche Verwüstungen bezeichneten seine Bahn. Um so tapferer widerstanden die Städte. Perisabor mußte erstürmt, Maogamalcha durch Untergrabung seiner Mauern genommen werden. Schon befand man sich im Angesicht von Ktesiphon, und das römische Heer war noch immer voll guten Muths und voll Bereitwilligkeit, die Befehle eines Imperators zu vollziehen, der jede Beschwerlichkeit, jede Entbehrung mit dem gemeinsten Soldaten theilte.

Die Hauptstadt war vorzüglich durch ihre Lage geschützt; und sollten alle Schwierigkeiten überwunden werden, so konnte dies nur durch einen Kanal geschehen,

Staatliche Bibliothek Bamberg

der den Euphrat mit dem Tigris verband, und die römische Flotte aus jenem in diesen versetzte. Einen solchen Kanal hatte Trajan in einer früheren Periode graben lassen, und sich durch denselben zum Meister von Ktesiphon gemacht. Wiewohl die Perser ihn verschüttet hatten, hielt es doch nicht schwer, die Spuren desselben wieder aufzufinden; und sobald er wieder hergestellt war, lief die Flotte in den Tigris ein. Die hohen Ufer dieses Flusses boten eine neue Schwierigkeit dar; und diese war um so bedeutender, da sie durch das Daseyn von schwerer Reiterei, geschickten Bogenschützen und ungeheuren Elephanten vermehrt wurde. Schon wankte die Entschlossenheit der römischen Generale; doch Julian, der nicht auf halbem Wege umkehren wollte, blieb unerschüttert, und seine Mittel reichten hin, den Übergang zu bewirken. Was auf dem jenseitigen Ufer Widerstand leisten wollte, wurde in die Mauern von Ktesiphon geworfen, und nur die Verwundung des Oberfeldherrn Victor verhinderte den gleichzeitigen Einzug der Römer in die Hauptstadt. Als aber der erste Schrecken vorüber war, zeigte sich der Geist des Morgenlandes in seiner ganzen Stärke bei den Bewohnern von Ktesiphon; denn nichts vermochte, sie zu einer Capitulation zu bewegen. Von Wällen und Mauern geschützt, trotzten sie jeder Gefahr; und Julian's Lage wurde von diesem Augenblick an mißlich. Erstürmen ließ sich eine Stadt von Ktesiphons Umfange nicht, ohne einen beträchtlichen Theil des Heeres aufzuopfern; und wenn er sich dazu entschloß, so mußte er sich darauf gefaßt machen, in der nächsten Schlacht zu unter-

liegen. Es kam hinzu, daß Procopius und Sebastianus seine Erwartungen täuschten: beide Generale hatten sich entzweiet; und die Folge davon war, daß keiner von ihnen bei Ktesiphon erschien. Auch der König von Armenien hatte die wenigen Truppen, die er zu diesem Feldzug geliefert, zurückgenommen, sey es aus Haß gegen den Heiden Julian, sey es aus Furcht vor dem König von Persien. Da nun nichts im Stande war, die Einwohner von Ktesiphon zu einer Verkennung des Vortheils ihrer Lage zu reizen: so wurde beschlossen, die Belagerung dieser Hauptstadt aufzugeben, tiefer ins Land zu dringen, und die große Angelegenheit durch eine Hauptschlacht zu entscheiden, für deren glücklichen Ausgang die Wahrscheinlichkeit sprach.

Sapor, überrascht, hatte Mühe gehabt, ein Heer auf die Beine zu bringen, das er seinem Gegner entgegenstellen konnte; die Entfernung der meisten Satrapen hatte diese Wirkung hervorgebracht. Doch nach und nach hatten sich, selbst von den Gränzen Indiens und Scythiens her, die Satrapen in Sapors Lager eingestellt; und dieser war gerade mit den Anstalten zu einem Marsche nach Assyrien beschäftigt, als Julian den Entschluß faßte, ihm entgegen zu gehen, und, etwa in Arbela's Gefilden, eine Schlacht zu liefern, welche das Schicksal des persischen Reiches entscheiden sollte. Er verbrannte zu diesem Endzweck seine Flotte, die er nicht länger vertheidigen konnte, und warf sich, von einem Überläufer geführt, in das Land zwischen dem Tigris und den Gebirgen Mediens. Hier würde er alles, was

die Unterhaltung seines Heers erforderte, gefunden haben, hätten die Perser dieser Gegenden nicht, sey es aus Gehorsam gegen Sapors Befehle, oder aus eigenem Antriebe, das platte Land verlassen, ihre Vorräthe vernichtet, und selbst ihre Ernte in Brand gesteckt: was in einer früheren Periode die Scythen gethan hatten, um ihre Unabhängigkeit von den Persern zu behaupten, dasselbe wiederholten jetzt die Perser, den Römern gegenüber. Fortschritte ließen sich unter diesen Umständen nicht machen; kaum aber hatten sich die Römer nach dem Tigris zurückgewendet, als hinter ihnen ein Staub aufstieg, der die Nähe des Feindes verkündigte. Sie machten Halt, schlugen ihre Zelte auf, befestigten ihr Lager, und brachten die Nacht in anhaltender Unruhe zu. Am folgenden Morgen sahen sie sich auf allen Seiten mit persischer Reiterei umgeben. Dies war aber nur die Vorhut des persischen Heeres, das mit jedem Augenblick näher rückte. Genöthigt zur Fortsetzung des Rückzuges, hatten die Römer mehr als Einen Anfall auszuhalten. Ihre Tapferkeit zeigte sich hier zwar im vortheilhaftesten Lichte; das Treffen von Maronga, welches sie den Persern lieferten, konnte beinahe für eine Schlacht gelten: so groß war der Verlust, welchen Sapor an seinen Anführern und an seinen Elephanten litt! Indeß war ihre Einbuße nicht viel geringer, und in der Schwüle eines assyrischen Sommers lös'te sich die Tapferkeit der Gallier und Germanen um so schneller auf, da es an allen Erfrischungen und selbst an Lebensmitteln fehlte.

Den 26sten Juni des Jahres 363 marschierte das

Heer durch ein unebenes Land, dessen Hügel überall von den Persern besetzt waren. Verzweiflung herrschte unter den Soldaten; doch hatten sie, gestärkt durch das Beispiel ihres Imperators, noch immer nicht der Hoffnung entsagt, an die Gränze des römischen Reiches kommen zu können. Julian selbst führte die Vorhut, als ihm gemeldet wurde, daß die Nachhut im grimmigsten Kampfe begriffen wäre. Er flog auf der Stelle dahin, wo die Gefahr am größten war, und seine Gegenwart reichte hin, die Nachhut zu befreien. In eben diesem Augenblick aber wurde die Vorhut angegriffen. Auch hier wollte er Hülfe bringen, als der Mittelpunkt des linken Flügels durch einen heftigen Anfall von persischer Reiterei und Elephanten gedrängt wurde. Genöthigt, sich zu verweilen, traf er solche Anstalten, daß er des glücklichen Ausganges gewiß seyn konnte; und schon schien alle Gefahr vorüber zu seyn, als ein Wurfspieß, der die Haut seines Arms verletzte, durch seine Rippen drang und den unteren Theil seiner Leber durchschnitt. Seine Umgebung fing ihn auf, und brachte ihn, außerhalb des Schlachtgetümmels, in ein Gezelt. Er athmete noch mehrere Stunden; und wenn Ammianus Marcellinus über diesen Punkt Glauben verdient, so tröstete er sogar die Umstehenden durch eine wohlgesetzte Rede über seinen Hintritt. Der Kampf der Römer mit den Persern dauerte bis zum Eintritt der Nacht, wo die Perser wichen. Inzwischen hatte Julian seinen Geist aufgegeben, und sein Heer in einer Lage zurückgelassen, welche um so abscheulicher war, da keiner von seinen Generalen sich

für berechtigt hielt, an seine Stelle zu treten. Das schreiende Bedürfniß leistete hier, was in einer wohlgeordneten Monarchie durch feste Successions-Gesetze geleistet zu werden pflegt; denn als der alte Sallustius sich weigerte, den Purpur anzunehmen, erklärten sich einige Stimmen für den Jovian, der den Imperator nur als erster Domesticus begleitet hatte. *)

So endigte Julian, der letzte von dem Stamme des Constantius Chlorus. Die ganze Familie der Flavier, welche ein vorhaltiges Fürstengeschlecht zu bilden versprach, starb mit ihm aus; und dies war weit entfernt, ein Zufall zu seyn: denn hätte Constantin in der von ihm ausgehenden Schöpfung auch die Zukunft umfaßt, so würde es ihm nicht an Mitteln gefehlt haben, seinem Geschlechte eine lange Dauer zu geben. Doch dies lag nicht in der Denkungsweise eines Monarchen, der, weil er seiner Persönlichkeit alles zu verdanken hatte, keinen andern Maaßstab für die erfolgreiche Wirksamkeit eines Monarchen besaß. Die Natur der Gesellschaft wurde wegen dieser beschränkten Ansicht durch die Ermordung der Brüder Constantins gerächt. Übrigens war Julian ganz dazu gemacht, die erbliche Monarchie auf eine Probe zu bringen, die sie nicht bestehen konnte in einem Reiche, wo so Vieles ihr entgegen

---

*) Ein solcher Domesticus führte am Hofe von Constantinopel den Titel eines Primus oder Primicerius, hatte den Rang eines Senators, und stand auf gleicher Linie mit dem Dux, wenn er auch nur Tribun war. Siehe Cod. Theodos. Lib. VI. tit. XXIV.

wirkte. Geistliche und militärische Schriftsteller haben mit gleicher Partheilichkeit über diesen Imperator geurtheilt, wie verschieden auch ihr Urtheil ausgefallen ist, da jene sich von dem Hasse, diese von der Liebe leiten ließen. *) Wie fern Julian für die Verwaltung des Innern taugte, ist oben angedeutet worden. Als Feldherr, der zugleich Suverän war, beging er gewiß einen unverantwortlichen Fehler durch die Verwandlung des persischen Krieges in einen Eroberungs- oder Angriffskrieg; denn, wenn ihm alles auch auf das Vollkommenste gelungen wäre — wie hätte er einem Reiche gewachsen bleiben wollen, das seine Gränzen im Westen durch die sandige Region Afrika's, im Osten durch den Indus erhalten haben würde? Ist, wie an anderen Sterblichen, so auch an Monarchen nur die Vernunft zu loben, so müssen alle Lobsprüche, die man der Thätigkeit und der Ergebung Julians machen kann, vor dem Vorwurf verstummen, der ihn als wahnsinnigen Eroberer trifft. Wie unglücklich würde er das römische Reich gemacht haben, wenn sein Plan gelungen wäre!

---

*) Der leere Schwätzer Libanius kommt hier gar nicht in Betrachtung; für ihn war alles Wort und Redensart ohne Gedanken oder Gefühl.

Viertes Kapitel.

Die Periode von Jovian bis auf Theodosius den Großen.

(Von 363 bis 379.)

Jovian verdankte seine Erhebung auf den römischen Thron, wie wir gesehen haben, nicht sowohl seinem Verdienste, als der Eifersucht, welche Julians Generale bewegte, sobald der ehrwürdige, von Allen geachtete, Sallust das Diadem ausgeschlagen hatte.

Die Wahl, die man getroffen, war indeß nichts weniger als glücklich. Bei der Lage, worin sich das römische Heer befand, bedurfte es eines Imperators von den größten persönlichen Eigenschaften; ein solcher aber war der bisherige Primicerius nicht. Gewohnt, nur seinem Vergnügen zu leben: woher hätte er den unbezwinglichen Muth nehmen sollen, dessen unersetzliche Kraft allein im Stande war, ihn und das Reich zu retten! Die Aufgabe war, ein zurückgeworfnes Heer nach Mesopotamien zurückzuführen, und alle die Hindernisse zu überwinden, welche sich dem Rückzuge entgegen stellten. Der Weg führte durch ein unbebautes Land;

und hatte man das Ufer des Tigris erreicht, so kam es darauf an, diesen reißenden Strom ohne Schiffbrücke zu passiren.

Keine Feder schildert die Beschwerden, welche das römische Heer auf diesem Zuge zu ertragen hatte: es waren die, wodurch vor wenigen Jahren die von Moskwa nach Deutschland zurückkehrenden Franzosen aufgerieben wurden, nur daß die Römer das von der Hitze litten, was die Franzosen und ihre Verbündeten von der Kälte zu ertragen hatten. Von Julians Tode unterrichtet, bot Sapor alles auf, was zur gänzlichen Vernichtung des römischen Heeres beitragen konnte. Die Verfolgung zu bethätigen, wurde die persische Vorhut durch zehn tausend Mann Reiterei verstärkt. Bald kam es zu Gefechten, in welchen die römische Nachhut unterlag: ganze Legionen wurden auseinander gesprengt; und so groß war der Schrecken, daß mehrere Obersten über die vergebliche Bemühung, die Soldaten zum Stehen zu bringen, ihr Leben einbüßten. Die wachsende Noth leistete zuletzt, was den Anführern nicht gelingen wollte; und sobald das Heer sich wieder gebildet hatte, siegte die Kunst der Römer über die Tapferkeit der Perser. Vier Tage nach Julians Tode waren die Römer, von der persischen Reiterei mehr beobachtet als verfolgt, zu Samara auf dem linken Ufer des Tigris angelangt, als sich ihnen die große Schwierigkeit darbot, ohne Schiffbrücke über den Fluß zu gehen. Fünfhundert Gallier und Germanen, gewohnt über den Rhein und die Donau zu schwimmen, machten sich anheischig, das entgegengesetzte Ufer zu erobern; und hierin mußte man

ihnen nachgeben, wenn man überhaupt gerettet seyn wollte. Im Dunkel der Nacht durchschwammen sie den Tigris, und überraschten einen unbewachten Posten des Feindes; und als sie am folgenden Morgen die verabredeten Zeichen von dem glücklichen Ausgange ihres Unternehmens gaben, gerieth auf dem linken Ufer alles in Bewegung, um den Übergang bewerkstelligen zu helfen. Der Gedanke war, auf einer Brücke von aufgeblasenen Thierfellen, welche durch eine Lage von Erde und Faschinen gesichert werden sollte, über den Tigris zu gehen. Schon war man seit zwei Tagen mit dem Bau dieser seltsamen Brücke beschäftigt, als man von einer Friedensbotschaft überrascht wurde.

Der kluge König von Persien hatte bei sich selbst bedacht, daß die Vortheile, welche man den Unterhandlungen verdankt, weit sicherer sind, als die, welche sich von Siegen herschreiben, weil in dem Verhältniß grosser Reiche eine erlittene Niederlage nur allzu bald überwunden wird. Gab es irgend einen Zeitpunkt, wo die von seinem Großvater abgetretenen Provinzen zurück zu erhalten waren: so war es der gegenwärtige. Ohne irgend eine bestimmte Absicht zu verrathen, lautete Sapors Antrag auf Frieden; und da das römische Heer des Friedens nur allzu bedürftig war, so wurden der Präfekt Sallust und der General Arinthäus ohne Zeitverlust in das Lager des Königs gesendet. Inzwischen hätte Jovian alles aufbieten sollen, sein Heer in Sicherheit zu bringen; doch indem er dies vernachlässigte, brachte er sich in die traurige Lage, Sapors Friedensbedingungen ohne Widerrede annehmen zu müssen. Diese

waren: 1) Abtretung der fünf Provinzen jenseits des Tigris; 2) Abtretung der Gränzfestung Nisibis und der Hauptfestungen Mesopotamiens; 3) Aufhebung des bisherigen Schutzverhältnisses mit dem Könige und dem Königreiche von Armenien; 4) ein Waffenstillstand auf 30 Jahre, verbürgt durch gegenseitige Geisseln. Es mochte schmerzen, daß man genöthigt war, solche Bedingungen einzugehen; aber man nahm sie an, selbst ohne irgend eine Unterstützung für den Rückzug erhalten zu können.

Der Übergang über den Tigris geschah an Stellen, wo er am wenigsten gefährlich war, und kam ungefähr eben so zu Stande, wie der Übergang der Franzosen über die Beresina. Nisibis, welches sich in drei Feldzügen auf das Tapferste vertheidigt hatte, mußte, wie ungern es sich auch bequemte, den Verfügungen des Friedensvertrages weichen; dasselbe Schicksal hatten die Festungen Mesopotamiens, und weil den Bewohnern dieser Städte keine andere Wahl gelassen war, als sich mit ihrer fahrenden Habe in das Innere des römischen Reiches zurückzuziehen, so entstand sogleich ein großes Mißvergnügen über einen Frieden, in welchem das Heer zum Nachtheil des Reiches stipulirt hatte: ein Mißvergnügen, das sich nur allzu schnell verbreitete. Zum ersten Male war der Deus Terminus gewichen; und die Schande schien um so größer, weil es vertragsmäßig geschehen war. Laut klagte man den Imperator an. *)

*) Die gleichzeitigen Schriftsteller theilen diese Stimmung. Am bittersten erklärt sich Libanius mit sichtbarer Partheis-

Jovian, hierdurch in nicht geringe Verlegenheit gesetzt, mußte auf Mittel denken, die Achtung der Römer auf einem anderen Wege wieder zu gewinnen. Das wirksamste schien ihm die Zurücknahme der Verordnungen, wodurch sein Vorgänger den Polytheismus auf eine so auffallende Weise begünstigt hatte. Auch verfehlte es die beabsichtigte Wirkung nicht. Schon von Nisibis aus verkündigte das Labarum Constantins (das Panier des Kreuzes), an der Stelle des von Julian hergestellten römischen Adlers den Legionen vorgetragen, was man von dem Glauben des neuen Imperators zu erwarten habe; und so wie der Marsch vorrückte, vervielfältigten sich die Beweise von Jovians Glaubensart oder Politik in den Cirkelschreiben an die Guvernöre der einzelnen Provinzen, welchen er ausdrücklich befahl, die christliche Religion zu beschützen. Zu Tarsus wurde Julian's einbalsamirter Leichnam zur Erde bestattet, und wohl mochte es dem neuen Imperator gefallen, daß, während die Christen ihre Flüche nicht unterdrückten, die Schauspieler, welche nicht minder dem Verstorbenen gram waren, weil er ihre Kunst gering geachtet, ihren ganzen Witz aufboten, in seiner Person ein seltsames Gemisch von Erhabenheit und Lächerlichkeit darzustellen, worin er halb dem Alexander und halb dem Diogenes glich. Ein stattliches Grabmahl wurde dem Hingeschiedenen an dem Ufer des kalten klaren Cydnus errichtet; aber dies Grabmahl befrie-

---

lichkeit für seinen Helden Julian. Eutropius hat Mäßigung genug, diesen Frieden nothwendig, aber unrühmlich, zu nennen.

digte seine Verehrer nicht, von welchen die Einen behaupteten, daß er seine Grabstätte unter den alten Denkmählern römischer Tugend auf dem Marsfelde hätte finden sollen, während die Anderen die Grotten der Akademie als die seiner würdige Ruhestätte bezeichneten. Nie war man über den moralischen Werth eines Fürsten mehr getheilt; nie hatte man mehr Ursache dazu: denn schwerlich gab es jemals einen Fürsten, der so viel Vernunft mit so viel Unvernunft paarte, wie Julian.

In kleinen Märschen näherte sich Jovian der Hauptstadt Syriens, unstreitig weil er vor seiner Ankunft in Constantinopel erfahren wollte, wie sich die Meinung über ihn aussprechen werde. Bald fand er Gelegenheit zu bemerken, daß er sich in seinen Voraussetzungen nicht betrogen hatte. Allzu groß war seit mehr als viertehalb Jahrhunderten die Parthei der Christen im römischen Reich, vorzüglich aber in den östlichen Provinzen, geworden, als daß sie nicht hätte den Ausschlag geben sollen. Leicht vereinigte man sich also in den Lobeserhebungen, deren Gegenstand der fromme Nachfolger Julians war. Nur das Einzige schmerzte, daß man noch nicht wußte, welches Glaubensbekenntniß, welche Synode er zum Maaßstab der Rechtgläubigkeit erheben werde. Kaum war der Friede der Kirche wiederhergestellt, so erwachten alle die Leidenschaften, die, indem sie angeblich der Wahrheit geweihet sind, nur der Ehrsucht dienen. Es geschah damals, was sich seitdem bei Thronveränderungen oft wiederholt hat: die Sektenführer wetteiferten, einen ersten günstigen Eindruck auf den neuen Regenten zu machen,

weil sie aus Erfahrung wußten, wie viel davon für spätere Erfolge abhängt. Mit den Wagen homousischer, arianischer, halbarianischer und eunomianischer Bischöfe waren die Heerstraßen von Edessa und Antiochien bedeckt, und jeder von ihnen beabsichtigte nichts Geringeres, als allen übrigen den Rang abzulaufen. Selbst der fromme Athanasius ermangelte nicht, sich aus seiner Zurückgezogenheit hervor zu wagen, um in einem Alter von mehr als siebzig Jahren noch einmal die Gemeinde von Alexandrien zu leiten. Man denke sich den Audienzsaal eines, in einen Imperator umgeschaffnen, ersten Kammerherrn mit Geistlichen angefüllt, die durch metaphysische Argumente und leidenschaftliche Schmähungen um den Vorzug streiten! Vergeblich ermahnte Jovian zur Mäßigung, zur Eintracht, zur christlichen Liebe; vergeblich verwies er die Streitsüchtigen auf den Ausspruch eines zu veranstaltenden Concils: dies alles galt nur für Gleichgültigkeit; und nicht eher beruhigte man sich, als bis er sich für das nicäische Glaubensbekenntniß erklärt hatte, vielleicht aus bloßer Angst, vielleicht aus Achtung für den Charakter des Athanasius. Die Tempel der Polytheisten wurden sogleich geschlossen, und schon rechneten die Christen darauf, daß es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen werde, frühere Beleidigungen — zu verzeihen oder zu rächen, als die Bestürzung der polytheistischen Welt noch einmal durch eine Duldungs-Verordnung gemäßigt wurde.

In dem Zeitraum von sieben Monaten waren die römischen Truppen nach Antiochien zurückgekehrt, nachdem sie alle Beschwerlichkeiten des Krieges, des Hungers

und

und des Klima ertragen hatten. Sie rechneten auf einen langen Aufenthalt in Syrien; allein die Furchtsamkeit Jovians kürzte denselben ab. Unfähig, den Spott der Antiochier zu ertragen, eilte er nach Constantinopel. Gegen seine Erwartung war im Reiche alles ruhig geblieben; und als er den Taurus herabgestiegen war, wurde er bei seinem Eintritt in Tyana, die Hauptstadt Cappadociens, von den Abgeordneten der westlichen Heere begrüßt. Von Tyana eilte er nach Ancyra, der Hauptstadt von Galatien; und hier war es, wo er sammt seinem Sohne, der noch ein Kind war, die Benennung und die Abzeichen der Consular-Würde annahm. Nicht lange darauf (1. Jan. 364) ward eine unbedeutende Stadt zwischen Ancyra und Nice, Dadastana genannt, das Ziel seiner Reise und seines Lebens. Nach einem reichlichen Abendessen fand man ihn am folgenden Morgen todt in seinem Bette, vergiftet, wie Einige behauptet haben, durch Pilze, die er in Übermaaß genossen hatte. Eine längere und glorreichere Regierung hatte ihm der fromme Athanasius beim Abschied verheißen; und da der Charakter und das Leben dieses Mannes so viel Ausgezeichnetes haben, die Schilderung von Beidem aber auch dazu beitragen kann, den Leser mit dem eigenthümlichen Geiste der christlichen Kirche im vierten Jahrhunderte noch vertrauter zu machen: so wird eine Abschweifung, deren Gegenstand der Erzbischof von Alexandrien ist, hier nicht am unrechten Orte seyn.

Das Concilium von Nicäa gab der christlichen Kirche nicht die Einheit, welche in Constantins Absichten liegen mochte: der Arianismus lebte fort; und wiewohl er sich in gewissen Schranken hielt, so dauerte seine Mäßigung doch nur bis zum Tode des großen Imperators. Nichts leistete den Homoiusianern so viel Vorschub, als jenes Testament, welches Eusebius von Nicomedien dem zweiten Sohne des Verstorbenen zusendete. Sobald die scheußliche Hinrichtung der Brüder und Neffen Constantins erfolgt war, diente ein gemeinschaftliches Verbrechen zur Grundlage einer gemeinschaftlichen Sache; und weil der Imperator, seine Eunuchen, seine Minister und selbst ein Theil seiner Generale ein und dasselbe Geheimniß mit den Arianern zu bewahren hatten, so durften diese ihr Haupt desto kühner erheben. Nie trennte sich seitdem Constantius von dieser Sekte; und was man mit Wahrheit sagen kann, ist, daß sie in jeder Hinsicht den Charakter seiner Regierung bestimmte.

Im Leben aber kommt es nicht sowohl auf die Meinungen an, als auf das, was sich an diese Meinungen hängt. Die christliche Moral hätte mit der Homoiusie eben so wohl bestehen können, als mit der Homousie; der ganze Unterschied war ein Jota. Allein, wenn auf irgend einen Glauben eine Herrschaft gegründet ist, so erfordert die Erhaltung der letzteren, daß der erstere unerschüttert bleibe, weil der Glaube das Gesetz vertritt, die Güte des Gesetzes sich aber durch seine Stätigkeit bewährt. Was sich also auch zum Vortheil der Arianer sagen lassen möchte: immer waren sie Neologen, und, als solche, mußten sie Denjenigen verhaßt seyn,

welche begriffen hatten, wie sehr ihre Autorität auf fest stehenden Glaubensbekenntnissen beruhete.

Zu den Vielen nun, welche im vierten Jahrhunderte hierüber aufgeklärt waren, gehörte auch Athanasius, nachmaliger Erzbischof von Alexandrien. Erzogen im Hause des Erzbischofs Alexander, und durch diesen eingeweihet in die bischöfliche Politik, hatte er sich bereits als Presbyter zum Gegner des Arius aufgeworfen. Als er nicht lange darauf zu Nicäa erschien, ward er durch die Bestimmtheit seiner Erklärungen und die Festigkeit seines Charakters ein Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit. Schon fünf Monate nach seiner Zurückkunft nahm er den erzbischöflichen Stuhl von Alexandrien ein: so groß war das Bedürfniß, in dieser volkreichen und partheisüchtigen Stadt einen Mann von großen persönlichen Eigenschaften an der Spitze der Geistlichkeit zu haben! Es mochte Viele geben, welche den Athanasius an Gelehrsamkeit und selbst an Beredtsamkeit übertrafen; aber schwerlich wurde er von irgend Einem an Klugheit, an richtiger Beurtheilung der jedesmaligen Umstände, an Kenntniß des Ganges der Begebenheiten, und an derjenigen Ergebung übertroffen, vermöge deren man nie Bedenken trägt, dem Sturm des Augenblicks auszuweichen.

Fest entschlossen, die Homousie, wenn es seyn müßte, mit seinem Leben zu vertheidigen, wagte Athanasius, dem großen Constantin Widerstand zu leisten, als dieser darauf drang, daß Arius in die katholische Gemeinschaft wieder aufgenommen werden sollte. So viel Ungeschmeidigkeit konnte der Imperator verzeihen,

nachdem er sich selbst für die Homo=usie erklärt hatte: aber die Anhänger des Arius betrachteten, von diesem Augenblick an, den entschlossenen Athanasius als ihren gefährlichsten Feind; und da ihm auf keinem anderen Wege beizukommen war, so stellten sie den Erzbischof von Alexandrien als einen stolzen Tyrannen dar, welcher den, auf dem nicäischen Concilium mit den Miletianern abgeschlossenen Vertrag verletzt habe. Allerdings hatte Athanasius diesen Vertrag gemißbilligt; doch hatte er sich hinterher keine Verfolgung erlaubt. Noch andere Verbrechen wurden ihm zur Last gelegt: dahin gehörte, daß er in einer von den Kirchen von Maräotis den Kelch zerbrochen, sechs Bischöfe eingekerkert oder gepeitscht, und den siebenten Bischof von derselben Parthei, Namens Arsenius, wo nicht getödtet, doch wenigstens verstümmelt habe. Von allen diesen Beschuldigungen war die eine eben so ungegründet, wie die andere; da aber Constantin nicht vermeiden konnte, darauf einzugehen: so wurden nach einander die Synoden von Cäsarea und Tyrus angeordnet, wo die Bischöfe des Osten die Sache des Athanasius entscheiden sollten, ehe sie zur Einweihung der Auferstehungskirche zu Jerusalem schritten. Der Erzbischof von Alexandrien kannte den Partheigeist allzu gut, um nicht zu wissen, daß, ihm gegenüber, auch die vollkommenste Unschuld nicht aushalten kann. Mit glücklichem Erfolge wich er der Synode von Cäsarea aus; als aber Constantin darauf bestand, daß er sich vor das Concilium von Tyrus stellen sollte, schiffte er sich mit seinen Presbytern und vielen anderen Geistlichen, unter welchen sich auch Arse=

nius befand, dahin ein. Die Leitung des Conciliums war dem Eusebius von Cäsarea anvertrauet worden; und gerade dieser Eusebius war der entschiedenste Feind des Angeklagten. Die Vorwürfe von Mord und Tyrannei traten nur allzu bald über die Lippen des Vorstandes, und, wiederholt von dem Eifer seiner Anhänger, fingen sie an, allgemeinen Glauben zu finden, als Athanasius sich von dem ersten dadurch reinigte, daß er den Arsenius wohlbehalten vorführte, und sogleich in Hinsicht des zerbrochnen Kelches bewies, daß das Dorf, wo er diesen Frevel begangen haben sollte, nie im Besitz eines solches Kelches gewesen wäre. So widerlegt, blieb dem Concilium kein anderer Ausweg offen, als eine Commission zu verordnen, welche die Beschuldigung an Ort und Stelle untersuchen sollte. Der Sturz des Athanasius war allzu fest beschlossen, als daß man sich diese Maaßregel hätte versagen können; und obgleich dieselbe wegen des eifersüchtigen Widerstandes ägyptischer Bischöfe nicht durchgeführt wurde, so verurtheilte doch das Concilium von Tyrus den Primas von Ägypten zur Absetzung und zur Verbannung. Athanasius war nicht zugegen, als dieser Ausspruch erfolgte. Kaum von demselben unterrichtet, schiffte er sich nach Constantinopel ein, die Gerechtigkeit des Imperators anzuflehen. Es gelang ihm, alle die Hindernisse zu besiegen, welche einer Audienz entgegen standen. Gütig vernahm Constantin die Rechtfertigung des Erzbischofs; als aber die Mitglieder des Conciliums von Tyrus sich verantworten sollten, zogen sie den Imperator dadurch auf ihre Seite, daß sie zu den übrigen Beschuldigungen noch die hin-

zufügten, Athanasius habe, um sich zu retten, die Transportflotte aufhalten wollen, welche die zweite Hauptstadt des Reiches mit Korn versorgte. Constantin mochte an diese Beschuldigung glauben, oder nicht: sein Ausspruch schloß eine Verbannung nach Gallien in sich. Ein und zwanzig Monate brachte Athanasius in Trier zu, wo er, wie man sagt, das Mönchswesen einführte.

Constantins Tod befreiete ihn von der Verbannung, und ein Edikt des jüngeren Constantin, der sich von seiner Unschuld überzeugen ließ, gab ihm seinen erzbischöflichen Wohnsitz zurück.

Doch gleichzeitig hoben die Umtriebe an, welchen die Arianer, einen längeren Zeitraum hindurch, ihren überwiegenden Einfluß verdankten. Athanasius hatte also seit seiner Rückkehr noch nicht drei volle Jahre der Gemeinde von Alexandrien als Erzbischof vorgestanden, als, unmittelbar nach dem Tode des jüngeren Constantin, neunzig arianische Bischöfe sich in Antiochien versammelten, vorgeblich, um die Kathedrale zu weihen, der wahren Absicht nach, ihren Feind zum zweiten Male zu stürzen. Zu diesem Endzweck entwarfen sie ein zweideutiges Glaubensbekenntniß, und fünf und zwanzig Canones, welche noch immer die Disciplin der rechtgläubigen Griechen regeln. Unter andern setzten sie fest, „daß, welcher Bischof auf den Ausspruch einer Synode abgesetzt werde, nur auf den Ausspruch einer Synode wieder eingesetzt werden könne.“ Die Anwendung davon wurde sogleich auf den Athanasius gemacht; und wie hätte die Folge wohl anders ausfallen können, als so, daß seine Absetzung bestätigt wurde! Ein gewisser

Gregor erhielt seine Würde, und der Präfekt Philagrius wurde angewiesen, den neuen Primas durch die Civil- und Militär-Macht seiner Provinz zu unterstützen.

Unfähig, der Verschwörung zu widerstehen, welche die asiatischen Bischöfe gegen ihn in Gang gebracht hatten, verließ Athanasius Alexandrien, um sich in den Schutz des römischen Erzbischofs zu begeben, dem eine Gelegenheit, sein Ansehn geltend zu machen, nicht unwillkommen seyn konnte. Wirklich nahm sich der stolze Julius — dies war der Name des Römers — des Unterdrückten mit allem Nachdruck an; und die Folge davon war, daß sich ein Concilium von funfzig italiänischen Bischöfen für die Unschuld des Athanasius erklärte. Doch erhielt er deshalb seinen erzbischöflichen Stuhl nicht zurück. Der Imperator Constans, für den Verfolgten gewonnen, war leicht beredet, eine Versammlung zu veranstalten, welche für die Repräsentation der katholischen Kirche gelten konnte; allein kaum waren die Bischöfe des Osten mit denen des Westen zusammengetroffen, als sie sich von einander trennten, und sich gegenseitig für Feinde des wahren Gottes ausgaben. Bei dieser Gelegenheit zeigte sich zum ersten Male, daß zwischen der griechischen und lateinischen Kirche eine Kluft befestigt war, welche seitdem nie hat ausgefüllt werden können. Athanasius, von seinen Brüdern verlassen, sah sich genöthigt, sich desto enger an den Imperator Constans anzuschließen, mit welchem er an verschiedenen Orten in Frankreich und Italien Zusammenkünfte hatte; und da die Macht des jungen Monarchen groß genug war, um eine gebieterische Sprache

zu gestatten, so kam es nur allzu bald dahin, daß Constans seinem Bruder Constantius erklärte: „wofern die Wiedereinsetzung des Athanasius nicht auf der Stelle erfolge, so werde er ihn auf einer Flotte zu seinem erzbischöflichen Stuhle zurückführen.“ Constantius, der noch immer in den persischen Krieg verwickelt war, berechnete die Folgen eines solchen Zwistes, und fand für gut, den wiederholten Mahnungen seines Bruders nachzugeben. Athanasius erhielt also die Erlaubniß, nach Alexandrien zurückzukehren. Doch ehe er davon Gebrauch machte, drang er auf Zurückberufung seiner Anhänger, und Wiederherstellung ihrer Vorrechte; und erst als beides bewilligt war, ging er durch Thracien, Asien, Syrien nach Ägypten zurück. Zu Antiochien hatte er eine Zusammenkunft mit Constantius, der ihn freundlich umarmte, und ihn um die Gefälligkeit bat, in Alexandrien eine einzige arianische Kirche zu gestatten. Athanasius trug kein Bedenken, auf diesen Vorschlag einzugehen, wofern man seiner Parthei in jeder Stadt des Reiches dieselbe Duldung gestatten wollte. Man sieht hieraus, auf welchem Fuße die Bischöfe schon im vierten Jahrhunderte mit ihren Suveränen standen. Der Einzug des Athanasius in Alexandrien glich einem Triumphzuge; und je theurer Abwesenheit und Verfolgung ihn den Bewohnern dieser Stadt gemacht hatten, desto unbegränzter wurde sein Ansehn.

Ein Bürgerkrieg war glücklich vermieden worden; aber Athanasius hatte vergessen, daß, wer seinen Suverän zur Verstellung zwingt, auf keine aufrichtige Verzeihung rechnen kann. Nach dem Tode des Con-

stans, und nach der endlichen Besiegung des Magnentius, zeigten sich die wahren Gesinnungen des Constantius, und in ihnen der ganze Charakter dieses Imperators. Da allgemein gesagt wurde, Athanasius habe für den Usurpator gebetet, so lag hierin Vorwandes genug, sich eines treulosen Bischofs zu entledigen. An einem Diener heimlicher Rache würde es nicht gefehlt haben; ein solches Verfahren lag aber nicht in dem Geschmack des Constantius. Auf eine recht förmliche Weise wollte er die Absetzung des Athanasius betreiben; und da der Ausspruch des Conciliums von Tyrus nie ausdrücklich zurückgenommen war, so sollte derselbe durch ein neues höchst glänzendes Concilium bestätigt werden. Dieses wurde nach Mailand zusammenberufen. Wirklich versammelten sich daselbst an dreihundert Bischöfe. Es zeigte sich indeß, daß die westliche Kirche bereits einen allzu bestimmten Charakter angenommen hatte, als daß die Sophismen der Arianer auf der einen, und die Bestechung der Eunuchen auf der andern Seite viel vermocht hätten. Liberius, Erzbischof von Rom, Osius von Cordova, und nach ihrem Beispiele Mehrere, drangen darauf, daß sich die Feinde des Athanasius erst von dem Argwohn der Ketzerei reinigen sollten, ehe sie das Betragen des großen Athanasius tadelten. So verstrichen zwei Jahre, ehe man sich einigen konnte. Endlich entschied die Mehrheit, welche in Versammlungen dieser Art nothwendig der schlechtere Theil ist. Liberius, Osius und ihre Freunde wurden verbannt, und um sie noch tiefer zu kränken, mußten sie ihren Aufenthalt in Städten nehmen, die von arianischen Bischöfen regiert

wurden. Constantius, welcher jetzt freie Hand hatte, war seiner Sache noch immer so ungewiß, daß er es nicht wagte, die Verbannung des Athanasius durch einen schriftlichen Befehl auszusprechen; es sey nun aus Achtung für den Charakter dieses Bischofs, oder aus Furcht vor der Bevölkerung Alexandriens. Zwei von seinen Geheimschreibern erschienen daselbst mit mündlichen Aufträgen, und machten sehr bald die Entdeckung, daß diese nicht ausreichten, einen Mann, wie Athanasius, zum Weichen zu bringen. Um nicht für etwas Schlimmeres gehalten zu werden, als sie waren, sahen sie sich genöthigt, mit den Volksführern von Alexandrien einen Vertrag abzuschließen, in welchem festgesetzt wurde: „daß alle Feindseligkeiten verschoben bleiben sollten, bis der Imperator seinen Willen unverkennbar ausgesprochen haben würde.“ Schon waren Legionen aus Ober-Ägypten und aus Lybien in Bewegung, eine zur Empörung geneigte Stadt in Zaum zu halten; und die Lage Alexandriens zwischen der See und der Maräotis begünstigte die Landung und Ankunft dieser Truppen. Ehe die Stadtthore verschlossen werden konnten, drang Syrianus, Dux von Ägypten, an der Spitze von 5000 Mann in das Innere Alexandriens, und besetzte um Mitternacht die Kirche des heil. Theonas zu eben der Zeit, wo der Erzbischof mit einem Theile des Volkes und der Geistlichkeit Andacht hielt. Die Thüren wurden erbrochen, und Athanasius würde unter diesen Umständen das Schicksal des Thomas Becket *) gehabt haben,

---

*) Die Ähnlichkeit zwischen Athanasius und Thomas Becket

hätte er nicht den Bitten der Mönche und Presbyter, sein theures Leben einer besseren Zukunft aufzusparen, nachgegeben. Trotz dem nächtlichen Tumult, der vielen Unschuldigen das Leben kostete, trotz den Gefahren, wo: mit er auf allen Seiten umringt war, rettete er sich aus Alexandrien, und entschwand den Augen der Welt in der Wüste von Thebais.

Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Sitze von Alexandrien war der berüchtigte Georg von Cappadocien, dem in der Folge die Ehre wiederfuhr, der Schutzpatron Englands zu werden. Nur Abkunft und Erziehung hatten diesem Georg den Beinamen des Cappadociers verschafft; denn eigentlich stammte er aus Epiphanien in Cilicien her. Seine erste Jugend hatte er bei einem Walker verlebt; Parasitenkünste hatten ihm hierauf eine Lieferung für das Heer verschafft. Bereichert, wünschte er der Verfolgung zu entgehen; und da er sich zu diesem Endzweck einer Parthei anschließen mußte, so wählte er die der Arianer, welchen er um seiner Reichthümer willen sehr willkommen war. Sein Eifer mochte aufrichtig seyn oder nicht: genug, er fand Vertrauen; und nachdem er sich durch einen bedeutenden Aufwand eine große Sammlung von geschichtlichen, philosophischen und theologischen Werken angeschafft, und in den Ruf eines Gelehrten gebracht hatte, hielt es nicht schwer, durch den Hof des Constantius zu dem erzbischöflichen Sitze von Alexandrien befördert zu werden. Georg,

---

ist allzu auffallend, als daß man nicht unwillkürlich daran erinnert würde.

der einen großen Theil seines Vermögens aufgeopfert hatte, wollte Ersatz für seine Verluste; und einen solchen bot ihm der Standort eines Bischofs von Alexandrien im reichlichsten Maaße dar. Mit unpartheiischer Hand drückte er auf Freund und Feind; und indem er die ersten Lebensbedürfnisse zu ungeheuren Preisen verkaufte, und kein Bedenken trug, selbst die Kirchen zu plündern, brachte er es nur allzu bald dahin, daß das Volk von Alexandrien ihn vertrieb. Doch dies wurde auf die Rechnung der Homousie gesetzt, und Kriegesgewalt führte ihn auf den Punkt zurück, wo er sich so wohl befand. Der Tod des Constantius befreiete endlich die Alexandriner von einem so scheußlichen Tyrannen, dessen vorzüglichste Gehülfen der Comes Diodorus und der Münzmeister Dracontius waren.

Dieselbe Nachricht, welche die Nachfolge Julians nach der Hauptstadt Ägyptens brachte, verkündigte den Sturz des unwürdigen Bischofs und seiner Helfershelfer. Alle Drei wurden, mit Ketten belastet, ins Gefängniß geführt; doch ehe ihr Proceß entschieden werden konnte, erbrach der Pöbel die Thüren des Kerkers, ermordete die Verbrecher, schleppte ihre Leichname durch die Straßen der Stadt, und warf sie in die See. Wie verdient nun auch Georgs Tod seyn mochte: so unterließen die Arianer doch nicht, ihn für einen Märtyrer der Wahrheit auszugeben. Als solcher lebte er in ihrem Andenken fort; und als sie in der Folge mit scheinbarer Bekehrung zur katholischen Kirche übertraten, brachten sie diesen im Leben so berüchtigten und verhaßten Georg als einen Heiligen zu, als welcher er noch immer für England

ein Schutzpatron der Waffen, der Ritterschaft und des Hosenbandes ist. *)

Während Georg in Alexandrien wüthete, lebte Athanasius unter den Zöglingen des heil. Antonius und Pachomius in der Wüste von Thebais. Sechs Jahre verweilte er in derselben, durch nichts so sehr beschützt, als durch den eigenthümlichen Geist ägyptischer Mönche, welchen selbst die Folter das Geheimniß nicht entriß, das sie zu bewahren sich vorgesetzt hatten. An ihrem Eigensinn, oder an ihrer Begränztheit, scheiterte die ganze Macht des Constantius. Vergeblich forderte er die Fürsten Äthiopiens auf, den Athanasius von ihren Machtgebieten auszuschließen; vergebens rief er alle Civil- und Militär-Gewalten seines weitläuftigen Reiches auf, sich des Rebellen zu bemächtigen, wo sie ihn finden würden; vergebens setzte er die stärksten Preise auf den ihm verhaßten Kopf: Athanasius blieb versteckt unter Menschen, die, weil sie sich von der übrigen Gesellschaft losgerissen hatten, nur sich selbst leben wollten. Näherten sich die Soldaten des Constantius den abgesonderten Wohnungen der Mönche, so wurde Athana-

---

*) Es giebt eine anziehende Geschichte dieses Heiligen, deren Verfasser Dr. Heylin ist. In ihr ist nachgewiesen, daß seine Verehrung in Palästina und Armenien begann, und sich von diesen Gegenden aus über die westlichen Länder verbreitete. In England hob seine Verehrung erst während der Kreuzzüge an. — Wie viel mochte in dem unermeßlichen Römerreiche möglich seyn, was mit keinem Erfolge in kleineren Staaten wiederholt werden kann! —

sius von einem Kloster in das andere geschafft, bis er jene Grenze erreichte, die, der Volkssage nach, mit Dämonen und Gespenstern bevölkert war; und unterdeß trug kein Schüler des Antonius und Pachomius Bedenken, sich für den Erzbischof todt schlagen zu lassen. Diese Verfolgung endigte mit dem Leben des Constantius.

Julians entschiedener Abscheu vor dem Christenthume und eben so entschiedene Vorliebe für den Polytheismus brachte zwar die glückliche Wirkung hervor, daß Homo-usianer und Homoi-usianer über sich selbst zur Besinnung kamen, und die gegenseitige Feindschaft einstellten; indeß waren dies nicht die Zeiten, in welchen ein Athanasius sich geltend machen konnte. Eine bessere Zukunft vorhersehend, wagte er sich zwar aus seiner Einsamkeit hervor, um seine Freunde und Anhänger mit neuem Muthe zu beleben; da aber die Edicte des Constantius in Beziehung auf ihn nicht aufgehoben wurden, da Julian ihn sogar aufs Neue von dem bischöflichen Stuhl vertrieb, den er nach dem Tode des unwürdigen Georgs wieder eingenommen hatte: so lief er noch immer Gefahr, erschlagen zu werden. Doch sein gutes Glück wollte, daß er überall unentdeckt blieb. Einmal in eine trockene Zisterne versteckt, rettete er sich wenige Augenblicke früher, als sein Aufenthalt von einer Sklavin verrathen wurde. Ein anderes Mal sah er sich genöthigt, im Nachtgewande seine Zuflucht zu einer Jungfrau zu nehmen, die durch ungemeine Schönheit in der ganzen Stadt berühmt war. Der Augenblick war kritisch. Athanasius machte eine himmlische Erscheinung

geltend, welche ihm geboten habe, bei der Schönen Schutz zu suchen; und das fromme Mädchen nahm ihn auf, als ein Unterpfand des Himmels, das ihrer Klugheit und ihrem Muthe anvertrauet würde. Mit dieser Gesinnung führte sie den Erzbischof in die entferntesten Zimmer ihrer Wohnung, wo sie ihn, mehrere Wochen hindurch, mit der Sorgfalt einer Freundin bediente, indem sie ihm Bücher verschaffte, seinen Briefwechsel besorgte, und seine Füße wusch.

Die Abenteuer des Athanasius waren hierin nicht abgeschlossen; doch bald verstrich der kurze Zeitraum von Julians Regierung. Begünstigt von dem Jovian kehrte er zu eben der Zeit als Erzbischof nach Alexandrien zurück, wo dieser Imperator zu Dadastana starb. Zwar blieb der letzte Abschnitt seines Lebens nicht ohne Stürme: diese mußten um so nothwendiger erfolgen, da der Nachfolger Jovians im Osten, aus Nachgiebigkeit gegen seine Freunde, den Arianern den Vorzug gab. Indeß erfolgte keine neue Verbannung; und die letzten zehn Jahre vom Leben des Athanasius verstrichen zum wenigsten in Frieden für die Bewohner Alexandriens, welche ihren Erzbischof um so höher achteten, je auffallender Georg von Cappadocien ihnen gezeigt hatte, wie weit ein Bischof die Tyrannei treiben könne.

Athanasius starb den 2. May des Jahres 373, gewiß nicht ohne Sorge für die rechtgläubige Kirche, welche durch das Übergewicht der Arianer in der letzten Hälfte des vierten Jahrhunderts in das Licht der Ketzerei getreten war, und wenig Aussicht hatte, in ihrer bisherigen Eigenthümlichkeit fortzudauern. Das ganze

Leben dieses Mannes beweiset, an welchen Kleinigkeiten bisweilen das Schicksal sowohl der Staaten, als der Einzelnen hängt, und in welchem Grade das, was in menschlichen Begebenheiten für die Hauptsache erklärt wird, oft nichts weiter ist, als eine Chimäre, über welche ins Reine zu kommen so schwer fällt. Ist es demüthigend für den menschlichen Stolz, daß die Charakterstärke des Menschen selten eine bessere Grundlage hat: so ist es zugleich beruhigend, denken zu dürfen, daß ohne diese Grundlage kein Unterschied zwischen Mensch und Thier Statt finden würde, und daß folglich Diejenigen für die Besten ihres Geschlechtes gehalten werden müssen, in welchen sich die Anlage zur Idealität am stärksten offenbart. Athanasius, an die Stelle des Constantius gebracht, welch' ein herrlicher Imperator! Was den kirchlichen Heros achtungswerth machte — waren es seine metaphysischen Grübeleien? war es nicht vielmehr seine Menschlichkeit, seine Uneigennützigkeit, sein Sinn für das Allgemeine, seine Liebe für die Gesellschaft, sein Republikanismus? Mit solchen Anlagen ist man für den Thron geboren; mit solchen Anlagen kann man nie verfehlen, sich Verdienste um das menschliche Geschlecht zu erwerben, auf welchem Standpunkte man sich auch befinden möge.

Dies zur Entschuldigung einer Abschweifung, welche wohl geeignet schien, die eintönige Erzählung von dem zunehmenden Verfalle eines Reiches zu unterbrechen, in welchem der Charakter eines freien Bürgers so proscribirt war, daß er sich nur im Schutze des göttlichen Gesetzes offenbaren durfte.

Der Irrthum, den man in der Wahl des Primocerius Jovian begangen hatte, sollte in der seines Nachfolgers vermieden werden; denn sehr deutlich sah man ein, daß ein römischer Imperator sich auf den Krieg verstehen müsse.

In einem aus Ministern und Generalen zusammengesetzten Staatsrath wurde dieser Grundsatz aufgestellt, und zugleich beschlossen, daß Nice in Bithynien der Wahlort seyn sollte.

Sobald sich also das Heer daselbst versammelt hatte, schritt man zur Wahl eines neuen Imperators. Noch einmal wurde dem bejahrten Sallust das Diadem angetragen; allein die Gründe, welche ihn nach Julians Hintritt zur Ablehnung bestimmten, hatten seitdem ihre Kraft mehr verstärkt, als verloren. Vielleicht auch, daß dieser Antrag nur zum Schein gemacht wurde, um Den, welchen Sallust selbst in Vorschlag gebracht hatte, desto sicherer auf den Thron der Cäsarn zu erheben. *) Dieser war kein Anderer, als der Dux Valentinian, der auf dem Rückzuge von Antiochien nach Constantinopel in Ancyra zurückgeblieben war.

Valentinian, der Sohn des Comes Gratianus, welcher, aus Cibalis in Pannonien abstammend, sich aus einem niedrigen Stande zu dem Militär-Befehl

---

*) Philostorgius schreibt (Lib. VIII. c. 8.) die Wahl des Valentinian dem Sallust, den Generalen Arinthäus und Dagalaiphus, und dem Patricier Datianus zu; wenigstens muß man nach seiner Erzählung glauben, daß ihr Einfluß entschieden habe.

von Afrika und Britannien erhoben hatte, zeichnete sich aus durch seine Gestalt und durch die Strenge seiner Mannszucht; außerdem aber hatte er am Rhein und in dem persischen Feldzuge viele Beweise von persönlicher Tapferkeit und kluger Einsicht in die Kriegesführung abgelegt, und in seinem Verhältniß zu Julian, dessen Politik er in jeder Beziehung mißbilligte, Entschlossenheit und Charakter bewiesen. Fremd war ihm freilich alles, was höhere Geistesbildung genannt zu werden verdient; indeß schien dies das geringste Erforderniß, und ohne daß er sich im Mindesten um das Diadem beworben hätte, berief man ihn zum Empfang desselben von Ancyra, wo er verweilte. In der Umgegend von Nice wurde ein Tribunal erbauet. Das Heer mußte sich um dasselbe ordnen; und als Valentinian angelangt war, bekleidete man ihn mit dem Diadem und dem Purpur, während das Heer seinen Beifall zu erkennen gab.

Es scheint, daß man, nach den Erfahrungen, die seit dem Tode des großen Constantin gemacht waren, die Idee einer doppelten Imperator-Würde von neuem aufgefaßt hatte, damit der Aufenthalt des Imperators in Constantinopel dem Westen nicht schaden möchte. Noch hatte also Valentinian das Tribunal nicht verlassen, als das Heer die Forderung an ihn machte, daß er sich auf der Stelle über seinen Mitregenten erklären möchte. Der neue Kaiser, dem es zwar an Beredtsamkeit, aber nicht an Geistesgegenwart fehlte, erklärte sich gegen diese Forderung; nicht, als hätte er die Sache

selbst verworfen, sondern weil es ihm unschicklich schien, einen Suverän zwingen zu wollen.

„Unstreitig, sagte er, ist das Gewicht des Erdkreises allzu schwer für die Hände Eines schwachen Sterblichen, und im vollen Bewußtseyn meiner beschränkten Fähigkeit und der Ungewißheit meines Lebens, bin ich nichts weniger als abgeneigt von dem Beistande eines würdigen Gehülfen: doch wo die Zwietracht gefährlich werden kann, da verdient die Wahl eines treuen Freundes ernstliche Überlegung. Diese Überlegung wird meine Sorge seyn. Ihr begebt euch in eure Quartiere zurück, um Leib und Seele zu stärken und die gewohnten Geschenke zu erhalten.“

Alles schwieg auf eine solche Antwort, und, umgeben von den Adlern der Legionen und den verschiedenen Bannern der Reiterei und des Fußvolks, wurde der neue Imperator in seinen Palast zu Nice eingeführt. Die Forderung, welche die Soldaten an ihn gemacht hatten, ward hier ein Gegenstand der Berathung mit seinen Freunden. Unter diesen sagte Dagalaiphus: „Liebst du die Deinigen, vortrefflicher Imperator, so hast du einen Bruder; liebst du das Gemeinwesen, so suche dir den Würdigsten aus.“ *) Diese Worte mochten unangenehm seyn; aber sie schadeten dem Küh-

*) Si tuos amas, Imperator optime, habes fratrem; si Rempublicam, quaere quem vestias. Vid. Ammian. Marcel. Lib. XXVI. c. 4. Worte dieser Art verdienen angeführt zu werden, weil sie die Ansicht entfernter Generationen beurkunden.

nen nicht, der sie gesprochen hatte. Langsam ging Valentinian von Nice über Nicomedien nach Constantinopel, und dreißig Tage nach seiner Erhebung wählte er, in einer von den Vorstädten der Hauptstadt, seinen Bruder Valens zum Mitregenten, nicht ohne die Erwartung Derer zu täuschen, die auf eine bessere Wahl gerechnet hatten.

Nicht leicht können zwei Brüder entgegengesetztere Charaktere haben, als Valentinian und Valens; denn, wie in Jenem Muth und Entschlossenheit vorherrschten, so zeichnete sich Dieser durch Furchtsamkeit und Zaghaftigkeit aus. Wie gut die Einheit des Reiches durch diese Entgegengesetztheit bewahrt wurde: dies brachte Valentinian, wie es scheint, weit besser zur Anschauung, als seine Tadler. Er, vor Allen, kannte die Hingebung des Valens für seine Person; und ob er gleich kein Bedenken trug, den Bruder zu dem Range eines Augustus zu erheben, so betrachtete er ihn doch weit mehr in dem Lichte eines Stellvertreters, als in dem eines Souveräns. Für sich selbst nahm er denjenigen Theil des Reiches, der am schwersten zu regieren war, nämlich die westlichen Provinzen; Mailand ward aufs Neue die Hauptstadt. Seinem Bruder überließ er den Osten von der Nieder-Donau bis zu den Gränzen Persiens. Diese Theilung des Reiches geschah in dem Palaste von Medina, unweit Naissus. Die Verwaltung der Provinzen blieb, wie der große Constantin sie angeordnet hatte; da es aber zwei Höfe gab, so mußten auch zwei Ministerien und, nach unserer Art zu reden, zwei Generalstäbe geschaffen werden. Das Personal im Civil,

wie im Militär, litt eine um so wesentlichere Verän-
derung, da Valentinian seinen Unterthanen erlaubte,
sich über alle die Beamten zu beklagen, die sich der Un-
terdrückung schuldig gemacht hatten. Sallust wollte Al-
ters wegen ausscheiden; dies wurde ihm aber nicht ge-
stattet. Arinthäus, einer der schönsten und tapfersten
Männer seiner Zeit, mußte bei Valens zurückbleiben.
Dagalaiphus, so beschwerlich auch seine Freimüthigkeit
war, erhielt Auszeichnung im Westen. So wurde ein
Reich geordnet, dessen Ruhe von kurzer Dauer seyn
sollte.

Indem von Constantius Chlorus an bis zum Tode
Julians beinahe drei Menschenalter verflossen waren,
hatte die Idee der erblichen Suveränetät, welche seit
Domitians Tode gänzlich untergegangen war, aufs
Neue Raum gewonnen. Von dem Flavischen Geschlecht
war nur Procopius übrig geblieben: ein naher Ver-
wandter Julians, der nach der Erhebung des Jovianus
sich auf seine Besitzungen in Cappadocien zurückgezogen
hatte, wo er anspruchslos mit den Seinigen lebte.
Was ihn für die neuen Imperatoren zum Gegenstand
der Eifersucht machte, ist nicht bekannt geworden; ge-
nug, daß Valens ihn für gefährlich hielt. Er sollte
verhaftet und nach Constantinopel gebracht werden, als
es ihm gelang, den Händen seiner Feinde zu entschlü-
pfen und sich nach Klein-Asien zu retten. Hier lebte er
mehrere Monate, bald in der einen, bald in der ande-
ren Verkleidung, d. h. unter tausend Befürchtungen:
als Unruhen, welche an der persischen Gränze ausgebro-
chen waren, den Valens nöthigten, sein Heer marschiren

zu lassen, und demselben nach Syrien zu folgen. Derselbe Mann nun, dem man die Sicherheit des Unterthans versagte, fühlte, von Verzweiflung getrieben, den Muth, sich auf den Thron zu schwingen. Kaum hatte er sich in Constantinopel den alten Anhängern Julians gezeigt, als ein Senator und ein Eunuch sich seiner anzunehmen beschlossen, und, indem sie zwei so eben angelangte gallische Cohorten für ihn gewannen, die ganze Bevölkerung von Constantinopel theils durch Furcht, theils durch neue Aussichten mit sich fortrissen. Die Unzufriedenheit mit der Regierung des Valens, dessen Finanzminister sich die größten Bedrückungen erlaubte, zog auch das Landvolk zur Parthei des Procopius. Dieser sah sich in kurzer Zeit an der Spitze eines zahlreichen Heeres, und wurde, als Herr von Bithynien und Asien, bald so furchtbar, daß Valens mit ihm in Unterhandlung trat. Der Imperator des Osten würde verloren gewesen seyn, hätten sich seiner nicht dieselben Generale angenommen, denen sein Bruder seine Erhebung verdankte: Sallust, Arinthäus und Andere. Das Ansehn, worin sie bei dem Heere standen, war groß genug, um eine Umstimmung zu bewirken; und nachdem Procopius in zwei Treffen den Kürzeren gezogen hatte, sah er sich nur allzu schnell von allen seinen Anhängern verlassen. Er irrte noch eine Zeitlang in den Wäldern Phrygiens umher; aber, von seinen Unglücksgefährten verrathen, entging er dem Schicksal verunglückter Usurpatoren nicht: er wurde verhaftet, in das Lager des Imperators gesendet, und daselbst enthauptet.

Diese Hinrichtung mochte den Valens sichern, aber sie verbesserte den Geist seiner Regierung nicht. Seine natürliche Furchtsamkeit machte ihn zu einem Werkzeuge seiner Umgebung, und in Constantinopel erneuerten sich die Auftritte, welche Rom unter seinen ersten Imperatoren erlebt hatte. Die Sprache eigennütziger Günstlinge und Vertrauten ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen, und welcher Regent sich nicht durch persönlichen Muth, oder durch das Gefühl seiner Rechtmäßigkeit, gegen dieselbe verwahrte, ist immer von ihr hintergangen worden. Nichts lag weniger in dem Charakter des Valens, als Grausamkeit; und nichts entwickelte sich leichter aus seiner Furchtsamkeit. Gerechtigkeitsliebe nannten seine Schmeichler den Gegensatz von Milde und Menschlichkeit; und so wurde es ihnen nicht schwer, ihm zu beweisen, daß in Sachen des Hochverraths Verdacht die Stelle des Beweises vertritt; daß, wer die Macht hat, Unheil zu stiften, auch den Willen dazu besitzt; daß die Absicht eben so verbrecherisch ist, wie die Handlung; und daß der Unterthan nicht zu leben verdient, wenn sein Leben die Sicherheit seines Suveräns bedrohet und dessen Ruhe stört. So erfolgten Hinrichtungen über Hinrichtungen, die keinen anderen Zweck hatten, als lästige Nebenbuhler zu entfernen, oder die eine und die andere Feindschaft zu rächen.

Während Valens von seinen Vertrauten gemißbraucht wurde, folgte Valentinian dem natürlichen Ungestüm seines Charakters. Wie sehr der Aufenthalt in Italien dazu beitragen mochte, läßt sich bei gänzlichem Mangel an ausführlichen Nachrichten nicht genau be-

stimmen; doch ist zu glauben, daß die Eifersucht, welche Rom gegen Mailand empfand, sobald dieses zur Hauptstadt erhoben war, noch weit mehr aber der antimonarchische Geist der Italiäner, nicht ohne alle Wirkung geblieben sey. Die Unrechtmäßigkeit, welche sich aus der Souveränetät dieser Zeiten nicht verlieren wollte, war an und für sich eine Grundlage für die abscheulichste Tyrannei; und die natürliche Folge davon war, daß viele Handlungen, die in sich selbst ganz unschuldig seyn mochten, zu Verbrechen gestempelt, wenigstens als solche bestraft wurden. Nur wenige Ausdrücke standen dem Valentinian zur Bezeichnung seines Unwillens zu Gebote, und diese waren: „Schlagt ihm den Kopf ab; verbrennt ihn lebendig; schlagt ihn mit Keulen todt.“ So wurden selbst die leichtesten Vergehungen geahndet; und wer hätte es wagen mögen, sich dem Befehle des wilden Imperators zu widersetzen, oder ihn auch nur zu verzögern! Die Wiederholung solcher Befehle mußte die Seele Valentinians gegen jedes Mitleid vernichten, und alles, was von Vertrauen und Liebe in ihm zurückblieb, Solchen zuwenden, die ihm gleichgesinnt oder gleichgestimmt waren. Zwei gewaltige Bären bewachten das Schlafzimmer des Despoten, und wurden gebraucht, die Verurtheilten zu zerreißen. *) Vielleicht waren sie die ersten Gegenstände seiner Liebe; doch führt die Ge-

*) Der eine von diesen Bären hieß Innocens, der andere Mica aurea. Der letztere wurde wegen treugeleisteter Dienste emancipirt, d. h. von seiner Kette befreiet und in die Wälder zurückgebracht.

schichte an, daß ein gewisser Maximin mit der Präfektur von Gallien belohnt wurde, weil er die edelsten Familien Roms hatte hinrichten lassen.

Beide Imperatoren beschützten das Christenthum, wiewohl auf ganz verschiedene Weise: Valentinian als ein Suverän, der den Aberglauben verachtet, aber duldet; Valens mit der Partheilichkeit, welche schwachen Gemüthern eigen ist. Derselbe Schutz, den Jener den Christen gewährte, kam auch den Juden und den Polytheisten zu Statten; von der Vorliebe, welche Dieser den Arianern gewidmet hatte, waren alle Nicht-Arianer ausgeschlossen. Noch immer ist das Edict vorhanden, wodurch Valentinian den Reichthum und Geldgeiz der Geistlichkeit zu beschränken suchte: ein Edict, worin dem Priesterstande verboten wurde, die Häuser der Wittwen und Jungfrauen zu besuchen, und von diesen sogenannten geistlichen Töchtern irgend eine Gabe, Vermächtniß oder Erbschaft anzunehmen. Die Übel, welche aus dem entgegengesetzten Betragen entstanden waren, mußten sehr groß seyn, weil der Imperator ihnen eine Gränze, auf Kosten der Ehre eines bereits mächtigen Standes, zu setzen suchte; Damasus, Bischof von Rom, an welchen das Edict gerichtet war, mußte sich, um größeren Kränkungen zu entgehen, zur Bekanntmachung desselben entschließen. Valens würde dem Beispiele seines Bruders hierin, wie in so vielen anderen Dingen, gefolgt seyn, hätte Eudoxus, Bischof der Hauptstadt des Osten, sich seiner nicht in einem ausgezeichneten Grade bemächtigt gehabt. Da Eudoxus ein Arianer war, so blieb dem Imperator schwerlich etwas

Anderes übrig, als die Gegensecte, wo nicht zu verfolgen, doch danieder zu halten; und, nachdem er damit angefangen hatte, ihre Blindheit zu bemitleiden, mußte er sich erst von ihrer Hartnäckigkeit beleidigt fühlen, und zuletzt Haß mit Haß erwiedern. Die Erscheinungen, welche die christliche Kirche in diesen Zeiten darbot, waren mit einem geringen Unterschiede im Osten und Westen dieselben. Dort konnten die Mönchsorden nicht entstehen, ohne den Wahlen Nachdruck zu geben, und durch die Macht der Fäuste Dinge zur Entscheidung zu bringen, für welche es eine edlere Regel gab. Hier wirkten Ehrgeiz und Habsucht nicht schwächer. In Rom stritten Damasus und Ursinus um den bischöflichen Stuhl; und in diesem Streite erhitzten sich die Gemüther, wie in jenen Zeiten, wo Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, um die Oberherrschaft gekämpft hatten. Nicht weniger als 137 Personen wurden in der Basilica des Sicininus, wo die Christen ihre religiöse Versammlungen zu halten pflegten, erschlagen gefunden. Nur durch die Verbannung des Ursinus konnte der Friede wieder hergestellt werden. Scherzend sagte der Präfekt Prätextatus, ein Polytheist, zu dem Damasus, daß es ihm keine Überwindung kosten solle, ein Christ zu werden, wenn er dadurch die Aussicht auf den römischen Bischofstuhl gewinnen könne. Noch waren Roms Bischöfe nicht Gebieter des Landstriches, der sich von den Gränzen Neapels bis zu den Ufern des Po erstreckt; aber noch viel weniger waren sie jene Apostel, welche, stolz auf ihre Armuth, nur Menschen zu gewinnen suchten.

Wo der gesellschaftliche Verfall überhand nimmt, da muß gestützt werden, wie bei Gebäuden, die zu Trümmern gehen; und wie tyrannisch auch die Denkungsweise Valentinians seyn mochte, so gab es doch für ihn lichte Augenblicke, in welchen er den Beruf fühlte, sich um das römische Reich verdient zu machen. Die Sitte, neu geborne Kinder auszusetzen, war nie verdrängt worden, und hatte, wie leicht zu erachten ist, an Allgemeinheit zugenommen in Zeiten, wo es so schwer war, neben dem Staatsbedürfnisse auch dem eigenen zu genügen, ohne sich tausend Entbehrungen auszusetzen. Valentinian nun, der, wie sein Bruder, sich auf das Nöthige zu beschränken verstand, suchte dieser Sitte durch Edicte entgegen zu wirken, welche die Aussetzung gänzlich verboten und aufs Härteste bestraften. Wie viel dadurch geleistet worden, läßt sich nur in so fern beurtheilen, als alle Gesetze, welche Sitten entgegen wirken, an und für sich ohnmächtig zu seyn pflegen. Von besserem Erfolge war unstreitig die Einrichtung Valentinians, die alte Hauptstadt des Reiches, deren polizeiliche Anstalten zu allen Zeiten mangelhaft geblieben sind, mit besoldeten Ärzten zu versehen, und die Zahl derselben nach den vierzehn Abtheilungen Roms zu bestimmen. Auf eine für spätere Zeiten sehr merkwürdige Weise wurde Valentinian zugleich ein Beförderer der Wissenschaften und schönen Künste. Seinen Anordnungen zu Folge sollte die Hauptstadt einer jeden Provinz eine Gelehrten-Schule erhalten, in welcher Grammatik und Rhetorik gelehrt würde; und da die beiden Hauptstädte des Reiches auch in dieser Hin-

ficht einen Vorzug verdienten: so wurde in ihnen der Grund zu den späteren Universitäten gelegt. Nur in Ansehung Constantinopels sind wir von dem Erfolge dieser Einrichtung belehrt. Die hohe Schule dieser Hauptstadt bestand aus ein und dreißig Professoren, unter welchen einer in der Philosophie, zwei in der Rechtskunde, fünf im griechischen Styl, zehn in der griechischen Grammatik, drei im römischen Styl und zehn in der römischen Grammatik unterrichteten, die sieben übrigen Professoren aber für schöne und genaue Abschriften der Klassiker sorgten. Man sieht hieraus, daß Theologie und Medicin sich noch nicht zu Facultäts-Wissenschaften erhoben hatten. Wer übrigens die hohe Schule besuchen wollte, mußte sich durch Certificate von der Obrigkeit seines Geburtsortes einführen und sich Beschränkungen aller Art gefallen lassen. Da seine Bildungs-Periode mit dem zwanzigsten Jahre vollendet war, so mußte er, damit die Zeit wohl angewendet würde, dem Schauspiel und allen Festlichkeiten entsagen; und der Stadt-Präfekt, zu dessen Pflichten es gehörte, dem Magister officiorum über den Zustand der hohen Schule jährlichen Bericht zu erstatten, war berechtigt, den Trägen oder Widerspänstigen zu züchtigen und wegzujagen. So verhielt es sich mit dem ersten Anfange der gegenwärtigen Universitäten, ehe Zunftwesen und Theokratie sich derselben bemächtigten.

Was Valentinian aber auch immer thun mochte, den Verfall des römischen Reiches aufzuhalten oder zu hintertreiben: die innere Auflösung desselben war allzu groß, als daß es selbst unter dem entschlossensten Impe-

rator noch einmal mit Erfolg hätte gerettet werden können. In dem Verhältnisse der Staaten entscheidet nichts so sehr über die Stärke oder die Schwäche, als der größere oder geringere Gemeingeist; und wo alles auf die Ertödtung des letzteren abzweckt, da ist das Unterliegen durch keine Kunst, durch keine Geschicklichkeit, durch keine noch so gebietende Persönlichkeit abzuwenden: — nichts davon zu sagen, daß alle diese Rettungsmittel in einem sich auflösenden Staate mehr Schein, als Wesen, in sich schließen. Das Übergewicht der germanischen Völker über die Römer des vierten Jahrhunderts war schon dadurch entschieden, daß, während diese des Friedens bedurften, jene nicht ohne Krieg leben konnten. Wo Ackerbau und Viehzucht die einzige Beschäftigung eines Volkes sind, da fehlt es leicht an Raum für den Überschuß der Kräfte, welcher sich allenthalben durch gesunde Verrichtungen entwickelt; Völkern dieser Art geht es nicht anders, als den Bienenstöcken, welche, um fordauern zu können, sich der jungen Brut entledigen müssen. Das römische Reich würde noch jetzt bestehen, wenn die Franken und Alemannen sich hätten entschließen können, in Städten zu leben, und des künstlichen Daseyns zu genießen, das jetzt das Erbtheil aller kultivirten Nationen ist. Je weiter sie von einem solchen Geschmack entfernt waren, desto sicherer bildeten sich, allen Niederlagen zum Trotz, die Gefolge germanischer Fürsten aufs Neue.

In der That, man kann nur darüber erstaunen, daß Julians Feldzüge ohne allen Erfolg für die Ruhe Galliens geblieben waren. Kaum hatte Valentinian

sich in Mailand niedergelassen, so mußte er sich entschließen, über die Alpen zu gehen, um den Verheerungen, welche germanische Gefolge in Gallien anrichteten, eine Gränze zu setzen. Geschlagen waren die römischen Truppen in diesen Gegenden; und so groß war das Schrecken, welches die Germanen unter ihnen verbreitet hatten, daß es außerordentlicher Maaßregeln bedurfte, um nicht allen Muth aussterben zu lassen. Für solche Maaßregeln nun war Valentinian der rechte Mann. Zu seinem Feldherrn wählte er, da Dagalaiphus den Oberbefehl von sich ablehnte, den Jovinus; und diesem gelang es, die Alemannen theilweise aufzureiben, und eine Hauptschlacht in den catalaunischen Gefilden zu gewinnen. Doch kaum war dieser Kampf beendigt, als Rando, ein eben so entschlossener als verschmitzter Anführer der Alemannen, Mainz überraschte, und eine große Anzahl von Gefangenen entführte. Hierdurch empört, beschloß Valentinian, an der Spitze eines größeren Heeres über den Rhein zu gehen, und die Germanen in ihren Wohnsitzen anzugreifen. Unfähig ihre Dörfer zu beschützen, zogen sich die Alemannen tiefer ins Land, und schlugen ihr Lager in dem gegenwärtigen Königreich Würtemberg auf einem großen Berge auf. Hier kam es zu einem Kampfe, in welchem, nach Ammians Erzählung, die Römer siegten. Zum Wenigsten ist es auffallend, daß Valentinian unmittelbar nach diesem Siege nach Trier zurückging, und sich von jetzt an darauf beschränkte, den Alemannen den Übergang über den Rhein zu erschweren, und den Samen der Zwietracht unter den germanischen Völkern auszustreuen.

Vorzüglich wußte er die Burgundier für seine Zwecke zu gewinnen: ein zahlreiches Volk vandalischen Ursprunges, das die beiden Elbufer bewohnte und, wie die meisten germanischen Völker, theokratisch regiert wurde, seinem hohen Priester bei weitem mehr ergeben, als seinem Könige.

Inzwischen hatten die Sachsen bereits angefangen, die Seeküsten von Gallien und Britannien auf ihren leichten Fahrzeugen zu beunruhigen; und je größer die Beute war, die sie nach dem gegenwärtigen Schleswig und Holstein, ihren damaligen Wohnsitzen, zurückbrachten: desto mehr Theilnehmer fanden sie unter ihren Nachbarn, so daß sie allmählig ihre Fahrten bis nach der Bay von Biscaya ausdehnten. Noch versuchten sie keine Niederlassungen, weder in Gallien, noch in Britannien; aber, indem die Schwäche der römischen Herrschaft in dem letzteren immer fühlbarer wurde, setzten sich die Bewohner des gegenwärtigen Schottlands (die Picten und Schotten) in Bewegung, Britannien zu erobern, wo sie sich, bis auf London, alles unterwarfen, bis Theodosius, der Vater des nachmaligen Imperators, an der Spitze von Herulern und Batavern erschien, und sie in ihre alten Wohnsitze zurückjagte.

Was in diesen Zeiten die Bewohner des Nordens bewegte, dasselbe brachte auch die Bewohner des Südens auf die Beine. Der militärische Oberbefehl von Afrika war dem Comes Romanus anvertrauet, dessen stinkender Geiz bei nicht gemeinen Eigenschaften sehr oft den Verdacht erzeugte, daß er ein Feind der Städte sey, die er gegen die Barbaren der Wüste beschützen

sollte. Jene blühenden Städte, welche unter der Benennung von Tripolis *) einen Bundesverein bildeten, sahen sich genöthigt, ihre Thore gegen die Angriffe dieser Barbaren zu verschließen; und als sie den Comes Romanus zu ihrem Beistande aufforderten, verlangte dieser nicht weniger, als viertausend Kamele und ein unerschwingliches Geldgeschenk. Die Forderung selbst war eine abschlägige Antwort. Voll Unwillens sahen die Tripolitaner ihre Dörfer und Vorstädte geplündert, ihre Weinstöcke und Fruchtbäume zerstört, ihre Mitbürger ermordet werden; und als der Sturm vorüber war, beschlossen sie, eine Gesandtschaft an den Imperator zu schicken, die den Comes verklagen sollte. Doch in großen Reichen ist nichts leichter, als eine unverdiente Ehre zu retten. Ehe die Gesandten an Ort und Stelle anlangten, hatte der Comes den Magister officiorum bestochen; und wie gegründet auch die Beschwerden der Abgeordneten seyn mochten, so gab es doch kein Mittel mehr, sich Recht zu verschaffen. Zwar wurde ein gewisser Palladius zur Untersuchung der Sache nach Afrika gesendet; allein da auch dieser vom Geldgeiz gequält wurde, so war nichts leichter, als ihn für den Comes zu gewinnen. Am Hofe von Trier war jetzt nur die Rede von der Unschuld und dem Verdienste des Romanus; und weil die Tripolitaner, wenn es sich also verhielt, Verläumder seyn mußten, so erhielt Palladius den Auftrag, die Urheber dieser gottlosen Verschwörung gegen den Stellvertreter des Suveräns zu bestrafen: ein

*) Die Städte hießen Oea, Leptis und Sabrata.

ein Auftrag, der die Folge hatte, daß, nachdem die Bürger von Leptis ihre Anklage zurückgenommen, der Vorstand von Tripolis öffentlich zu Utika hingerichtet, vier ausgezeichnete Bürger getödtet, und zweien die Zungen ausgeschnitten wurden: dies alles auf den ausdrücklichen Befehl Valentinians. Romanus blieb auf seinem Posten, bis die Empörung eines afrikanischen Fürsten, Namens Firmus, ihn von demselben zu verdrängen drohete.

Firmus war der Sohn Nabals, der, als afrikanischer Stammfürst, eine zahlreiche Nachkommenschaft hinterlassen hatte. In einem Streite, der sich unter Nabals ältesten Söhnen entwickelte, hatte Firmus das Unglück, seinen Bruder Zamma zu erschlagen. Wegen dieser That von dem Comes Romanus zur Verantwortung gezogen, und die Absicht des Richters nur allzu deutlich erkennend, wollte er lieber zum Rebellen werden, als der Habsucht des Statthalters fröhnen. Unterstützt nun von seinen Landsleuten, hatte er kaum Cäsarea eingeäschert, als die Provinzen Mauretanien und Numidien wenigstens in so fern gemeinschaftliche Sache mit ihm machten, als sie ihm keinen Widerstand entgegen stellten. Es wurde die Frage erörtert, ob er sich mit dem Diadem eines mauretanischen Königs begnügen, oder den Purpur eines römischen Imperators annehmen sollte. Romanus, der diese Umwälzung veranlaßt hatte, that nichts, ihr eine Gränze zu setzen, entweder weil es ihm dazu an Mitteln fehlte, oder weil er nur demüthige Unterthanen zu beherrschen verstand. Sollten nun die afrikanischen Provinzen gerettet werden,

so mußte sich Valentinian entschließen, den Besieger der Schotten und Picten nach Afrika zu senden. Theodosius landete zu Igilgilis oder Gigeri; und so groß war der Schrecken seines Namens, daß Firmus, an dem Siege verzweifelnd, die Rolle des Jugurtha zu spielen begann! Vergeblich, weil Theodosius, ein geborner Spanier, den Charakter der Afrikaner zu beurtheilen verstand. Ohne Zeitverlust verfolgte der römische Feldherr den Rebellen, welcher einer Schlacht auswich, in die Ebenen Getuliens. Er war bis zu Igmazens Königreiche vorgedrungen, als er seinen Zweck erreichte; denn, als er diesem Könige die Wahl ließ, ob er sein Land verheeren lassen, oder sich zu einer Auslieferung des Firmus bequemen wollte, ließ dieser sich zu der letzteren bereit finden: nur daß er den Römern nichts weiter übergeben konnte, als den Leichnam des Firmus, der sich im Augenblick seiner Verhaftung entleibt hatte. Triumphirend kehrte Theodosius nach Sitifi zurück. Jetzt hob der Proceß des Romanus an. Seine Schandthaten wurden bewiesen. Dennoch rettete er das Leben durch den Vorschub, den er an Valentinians Hofe fand; und weil Theodosius furchtbar geworden war, so ruheten Valentinians Minister nicht eher, als bis ihm, dem Retter Britanniens und Afrika's, zu Karthago der Kopf abgeschlagen wurde.

Nicht vortheilhafter war die Lage des Reiches im Osten. Hier gingen die Begebenheiten aus dem Friedensvertrage hervor, welchen Jovianus mit dem Könige von Persien abgeschlossen hatte. Ohne über die Neutralität des Königreiches Armenien das Mindeste fest-

zusetzen, hatte der römische Imperator der Oberherrlichkeit über dasselbe entsagt, und dadurch den Nachfolger des Tigranes in eine höchst mißliche Lage gebracht. Krieg mit Unterhandlungen vereinigend, bemächtigte sich Sapor Armeniens, und sendete dessen König in silbernen Fesseln nach Persien, wo er im Gefängnisse starb. Armenien, zu einer persischen Provinz gemacht, wurde von einem Satrapen und einem Eunuchen verwaltet, während Sapor nach Iberien marschirte, um sich auch dieses Gränzland zu unterwerfen. Der Erfolg blieb nicht aus. Vertrieben durch persische Waffen, rettete sich Sauromaces, der dies Land mit Genehmigung der römischen Imperatoren beherrschte, nach dem Römerreiche; und diesem zum Trotz setzte Sapor die Krone von Iberien auf das Haupt eines seiner Vasallen.

In Armenien war Artogerassa die einzige Stadt, welche Widerstand leistete. Hieher hatte sich die Gemahlin des Tirannus — dies war der Name des letzten Königs von Armenien — mit ihren Schätzen und ihrem einzigen Sohne, Para, zurückgezogen. Lange vertheidigte sich Artogerassa, doch als die Übergabe nahe war, rettete die tapfere Königin den jungen Para durch das persische Lager mit Hülfe ihrer Vertrauten. Sie selbst gerieth in persische Gefangenschaft, und Artogerassa wurde durch Feuer und Schwert verwüstet.

Allen diesen Auftritten sah Valens kaltblütig zu. Die Kraft der Dinge rettete Armenien. Ungern sahen sich die Bewohner dieses Landes von einem Regentenstamme getrennt, der sie seit fünf Jahrhunderten beherrscht hatte; noch unwilliger gehorchten sie den Be-

fehlen des Königs von Persien, und unüberwindlich war ihr Abscheu vor den Magiern, seitdem sie Christen geworden waren. Ein Aufstand hatte die Folge, daß Para und Sauromaces mit Sicherheit nach Armenien und Iberien zurückkehren konnten. Valens unterstützte diese Rückkehr durch ein zahlreiches Heer unter dem Befehl des Comes Trajan, unter welchem Vadomar, König der Alemannen, stand. Es ist zu glauben, daß Sapors zunehmendes Alter, oder eine in dem großen Perserreich ausgebrochene Empörung, dies Unternehmen unterstützte. Armenien und Iberien traten in eine zweifelhafte Neutralität zurück; doch war Para's Regierung nicht von langer Dauer. Nach Constantinopel eingeladen, hatte er Tarsus in Cilicien erreicht, als er aus gewissen Anzeigen den Verdacht schöpfte, daß man sich seiner Person bemächtigen wolle. Er kehrte sogleich mit dreihundert Armeniern, die sich in seinem Gefolge befanden, nach den Ufern des Euphrat zurück, und es gelang ihm, seine Hauptstadt zu erreichen. Alles blieb zweifelhaft, und Para hörte nicht auf, sich den Freund und Verbündeten der Römer zu nennen. Doch diese hatten ihn allzu tief beleidigt, um ihm verzeihen zu können. Im Staatsrathe des Valens wurde sein Tod beschlossen; die Ausführung übernahm der Comes Trajan. Er veranstaltete ein prächtiges Gastmahl, zu welchem Para eingeladen wurde; als aber Musik und Wein ihre Wirkung gethan hatten, entfernte er sich auf einen Augenblick, und gab das Zeichen der Ermordung. Ein hochstämmiger Barbar trat in den Eßsaal, und näherte sich dem Könige von Armenien

mit gezücktem Schwert. Dieser vertheidigte sich zwar, so gut er konnte: allein er unterlag; und die mit dem Blute eines Freundes und Verbündeten bespritzte Tafel des römischen Feldherrn sagte deutlich genug, wie weit es mit dem Verfalle des römischen Reiches gekommen war: denn Hinterlist und Grausamkeit stellen sich nur im Gefolge der Schwäche dar.

Ein vollkommen gleiches Beispiel wurde an den Ufern der Donau gegeben, und zog einen Krieg nach sich, in welchem Valentinian blieb.

Valentinian's Politik war nur damit beschäftigt, den Barbaren überall unübersteigliche Schranken entgegen zu stellen. Auf diese Weise fühlten sich die Quaden, als Gränznachbarn von Illyricum, beengt. Da auf ihrem Grund und Boden eine neue Festung angelegt werden sollte, so erklärten sie, daß sie dies nie dulden würden. Equitius, General-Guvernör von Illyricum, ging auf ihre Vorstellungen ein, und das angefangene Werk unterblieb. Als dies an Valentinians Hofe zur Sprache kam, wußte der Präfekt von Gallien, Maximin, so viel Schatten auf den Equitius zu werfen, daß dieser seiner Stelle entsetzt wurde. Maximins Sohn, Marcellinus, wurde sein Nachfolger. Dieser junge Mann, der sich ganz nach seinem Vater gebildet hatte, gab sich das Ansehn, als ob er die Vorstellung des Königs der Quaden gerecht fände; als er ihn aber zur Annahme einer Einladung vermocht hatte, verfuhr er mit ihm nicht anders, als der Comes Trajan mit dem Könige von Armenien. Nun waren zwar die Quaden nicht mehr, was sie zu den Zeiten

des Marcus Antoninus gewesen; allein indem sie dem Gefühl der Rache folgten, und sich mit den Sarmaten verbanden, fielen sie über Pannonien her, zerstörten die Ernten, und zertrümmerten, was ihnen Widerstand leisten wollte. Je mehr diese Gegenden von Truppen entblößt waren, desto unaufhaltsamer waren ihre Fortschritte. Selbst Sirmium würde nicht haben widerstehen können, wenn sie die erste Bestürzung des Magistrats und des Volkes benutzt hätten. Ihr Zögern rettete die Stadt; denn als sie anlangten, waren bereits Anstalten zu einer nachdrücklichen Vertheidigung getroffen. Die wenigen Truppen, welche sie im Felde fanden, zu besiegen, war eine Kleinigkeit. Schon wurden die benachbarten Stämme unruhig, und Mösien würde verloren gewesen seyn, hätte der junge Theodosius nicht eine Standhaftigkeit bewiesen, wodurch er seines Vaters würdig war.

Höchst erbittert über das Schicksal Illyricums, traf Valentinian Anstalten zum Kriege mit den Quaden; doch verstrich das Jahr 374 unter denselben. Mit dem Frühling des folgenden Jahres brach er von den Ufern der Mosel auf. Nach seiner Ankunft in Sirmium machte er die Entdeckung, daß die Bewohner dieser Provinz vielfältig von den ersten Beamten gemißhandelt waren; doch ein römischer Imperator dieser Zeit befand sich in der Lage eines Sultans, der seinen Pascha'n alles erlauben muß, was keine Empörung gegen seine Person ankündigt: denn Unterthanen waren nichts weiter, als die Quelle, aus welcher er seine Machtmittel schöpfte. Ahnung des an dem Könige der

Quaden begangenen Mordes würde das Mittel gewesen seyn, den Germanen Vertrauen einzuflößen, und die Ehre des römischen Namens zu retten. Statt dessen brach Valentinian in das Land der Quaden ein, zerstörte alles mit Feuer und Schwert, nur der Beleidigung eingedenk, nicht der Anreizung. Fest entschlossen, die Vertilgung der Quaden in einem zweiten Feldzuge zu beendigen, hatte er sein Winterquartier in der Nähe des heutigen Presburg genommen, als, während des Frühlings, die Abgeordneten der Quaden erschienen, um billige Friedensvorschläge zu machen. Er empfing sie mit der Strenge eines Tyrannen; aber indem er ihnen die Gerechtigkeit seines Verfahrens zu beweisen suchte, und sich darüber erhitzte, wurde er, im Angesicht der zahlreichen Versammlung, vom Schlage gerührt. Er war, als dies geschah, 54 Jahr alt, und seine Regierung hatte beinahe zwölf Jahre gedauert.

Sein ältester Sohn, den er selbst zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, stand in einem Alter von achtzehn Jahren, und war mit einer Enkelin des großen Constantin vermählt, damit er die Rechte der Flavischen Familie mit den Rechten seines Vaters vereinigen möchte. Gleichwohl wagten es die Minister, Mellobaudes und Equitius, einen jüngeren Sohn des Verstorbenen, der, aus einer zweiten Ehe entsprossen, noch ein bloßes Kind war, zum Imperator ernennen zu lassen. Ihre Absicht hierbei war nicht zweifelhaft; nur daß Gratian, den die Gallischen Heere bereits anerkannt hatten, keinen Beruf fühlte, ihnen hierin nachzugeben. Des Vortheils seiner Lage eingedenk, erklärte er, daß er den

Sohn der Justina (dies war der Name der zweiten Gemahlin Valentinians) nie als einen Nebenbuhler, sondern als einen Bruder, erkennen werde; und indem er auf diese Weise aller Feindschaft auswich, ließ Justina sich von ihm bereden, mit ihrem Sohne nach Mailand zu ziehen, während Gratian in Gallien zurückblieb und den Zeitpunkt abwartete, wo er die gegen ihn angezettelte Verschwörung bestrafen konnte. Die Herrschaft war von jetzt an zwischen Gratian und Valens getheilt. Dieser, obgleich Oheim des jungen Imperators, hatte keinen Einfluß auf die Regierung des Westen; und indem der große Sturm, welchem das westliche Römerreich zu unterliegen bestimmt war, immer näher zog, gerieth Valens selbst durch seine Charakterlosigkeit und die elende Denkungsart seiner Minister in eine Lage, aus welcher ihn nur der Tod befreien konnte.

Die Erscheinung der Hunnen in Europa muß unbekannten Ursachen zugeschrieben werden; denn, was man darüber auch vermuthen möge, so stand doch im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung das Menschengeschlecht nicht in solchem Zusammenhange mit sich selbst, daß die Begebenheiten der asiatischen Welt den Europäern, ihrer Entstehung nach, hätten bekannt werden können. Die Hunnen selbst waren ein Hirtenvolk, welches, tapfer von Natur, sich durch die Auswanderung in die Nothwendigkeit gesetzt hatte, jedes ihm aufstoßende Hinderniß zu überwinden. Von dem westlichen Ufer der Wolga ausgehend, stießen sie zuerst auf die

Alanen, welche den Raum zwischen jenem Flusse und dem Tanais mit ihren Gezelten bedeckten. Hier waren unstreitig harte Kämpfe zu bestehen; doch die Hunnen siegten, sobald der König der Alanen in der Schlacht gefallen war, und nichts war natürlicher, als daß ein bedeutender Theil dieses zahlreichen Volkes sich an die Sieger anschloß, um Gefahr und Beute mit ihnen zu theilen. Gemeinschaftlich fielen beide Nomaden-Völker über das gothische Reich her, das sich in diesen Zeiten von dem Pontus euxinus bis zum baltischen Meer erstreckte. Noch lebte der große Hermanrich; aber die Schwäche eines Alters von mehr als hundert Jahren hatte sein Ansehn vermindert, und die ungleichartigen Bestandtheile seines Reiches waren der Auflösung nahe. Er starb, als die Hunnen und Alanen näher rückten; und Withimar, in dessen Hände die Zügel der Regierung fielen, war nicht geeignet, den reißenden Strom aufzuhalten. Die Kämpfe der Ostgothen endigten sich mit einer entscheidenden Niederlage, welche ihnen keine andere Wahl ließ, als sich dem Schicksal zu unterwerfen, welches der Anführer der Hunnen über sie zu verhängen für gut befand. Jetzt blieben noch die Westgothen übrig, ehe die Eroberer die Gränzen des römischen Reiches gewinnen konnten. Athanarich, ihr Führer, legte es auf eine Vertheidigung des Niester an; als er sich aber umgangen sah, zog er sich mit dem Vorsatze zurück, das Land zwischen dem Pruth und der Donau zu vertheidigen. Hieran durch die Furcht seiner Landsleute verhindert, welche die Donau für die einzige Schutzwehr gegen die Übermacht des Feindes hielten, begab er sich mit

einer Handvoll treuer Gefährten in die Gebirgsgegend von Caucaland, wo er durch die undurchdringlichen Wälder Siebenbürgens geschützt war, und überließ es den beiden Generalen Alavivus und Fritigern, die ganze Volksmasse über die Donau in das römische Reich zu führen.

Valens hatte, als dies geschah, seinen Wohnsitz in Antiochien aufgeschlagen, mit nichts so sehr beschäftigt, als mit der Vertheidigung des Reiches gegen die Politik Sapors, und mit der Verbreitung des Arianismus. Nicht weniger als zweimal hunderttausend wehrhafte Männer fleheten um Aufnahme in das römische Reich, und die ganze Volksmasse mochte sich leicht auf eine Million belaufen. Der Fall war einer von den außerordentlichen, welche, wie sehr sie auch überlegt werden mögen, immer gleich bedenklich bleiben. Vielleicht entschied ihn nichts so sehr, als der Gedanke, daß, da man zweimal hunderttausend wehrhaften Männern nicht leicht etwas versagen kann, man nachgiebig seyn müsse. Die Westgothen verlangten feste Wohnsitze in Thracien, wogegen sie sich anheischig machten, dies Land gegen die Angriffe der Hunnen und Alanen zu vertheidigen; und Valens gewährte diese Bitte, wenn gleich unter der doppelten Bedingung, daß sie ihre Waffen abliefern und ihre Kinder als Geißeln geben sollten. Da diese Bedingungen von den Gothen angenommen wurden, so nahm die Übersetzung über den breiten Donau-Strom ihren Anfang. Sich von ihren Kindern zu trennen, kostete ihnen, wie es scheint, keine Mühe, weil sie die Beschwerden ahneten, welche der Aufenthalt in einem

neuen Lande zu haben pflegt. Doch ihre Waffen abzugeben, dazu konnten sie nicht vermocht werden; und weil das Versprechen gethan war, so erkauften sie die Genehmigung der römischen Beamten, so theuer sie konnten. Das Lager, welches auf den Höhen und in den Ebenen Nieder-Mösiens aufgeschlagen wurde, gewann sehr bald ein furchtbares Ansehn; und als nicht lange nachher auch die Anführer der Ostgothen sich um gleiche Gunst bewarben, zeigte die abschlägige Antwort des Valens, wie sehr er seine frühere Nachgiebigkeit bereuete. Eine Million Menschen mehr konnte nicht verfehlen, den allgemeinen Markt zu vertheuern. Man hat den Ministern des Valens den Vorwurf gemacht, daß sie alles aufgeboten hätten, den Ankömmlingen das Daseyn zu erschweren; allein es ist sehr glaublich, daß sich dies ganz von selbst machte. Bald entstand eine gegenseitige Unzufriedenheit, die nur traurig endigen konnte. Die Gothen bezahlten, so lange sie Geld und Sklaven hatten; als sie aber nichts mehr geben konnten, erinnerten sie sich ihrer Waffen. Unter diesen Umständen suchten sich die Minister des Valens der gothischen Anführer durch gewohnte Mittel zu bemächtigen; allein sobald dies fehlgeschlagen war, konnte die Entscheidung nicht länger ausbleiben. Das Heer des Imperators, von dem General Lupicinus angeführt, wurde bei Marcianopolis geschlagen; und von diesem Augenblick an spielten die Gothen den Meister in Thracien. Unstreitig wäre es noch möglich gewesen, sie zu gewinnen; denn sie hatten Einsicht genug, um zu begreifen, daß sie durch ihre Zerstörungen sich selbst am meisten

schadeten. Doch über diesen Punkt war Valens die Halsstarrigkeit selbst. Er kündigte an, daß er von Antiochien nach Constantinopel gehen würde, um diese Empörung zu dämpfen; und indem er seine besten Truppen aus Armenien abrief und seinen Neffen im Westen um Beistand ansprach, traf er wirklich Anstalten zur Vertreibung der Gothen. Die Schlacht bei Salices leistete indeß nicht, was man sich von ihr versprochen hatte; und indem Fritigern Mittel fand, sich durch Ostgothen, Alanen und Hunnen zu verstärken, wuchs seine Macht so an, daß man dem Vorsatz entsagen mußte, ihn auf einen gewissen Raum zu beschränken.

Inzwischen war Gratian mit den Alemannen beschäftigt, und eben deswegen außer Stande, für seinen Oheim das Mindeste zu thun. Valens, welcher nach der Schlacht von Salices in Constantinopel angelangt war, sah sich als den Urheber aller der Unfälle betrachtet, welche über Thracien gekommen waren, und die Hauptstadt bedroheten. Verhöhnt im Theater, konnte er in Constantinopel nicht ausdauern; und sobald er bei dem Heere angekommen war, sollte Entscheidung erfolgen. Er schlug sein Lager bei Hadrianopel auf. Von beiden Seiten wurden Unterhandlungen gepflogen, bei welchen die Hinterlist der Barbaren nicht hinter der römischen zurückblieb. Als es zur Schlacht kam, gelang es Fritigern, die Römer in den Rücken zu nehmen. Die römische Reiterei entwich; und indem das Fußvolk von allen Seiten umringt und niedergehauen wurde, konnte eine gänzliche Niederlage nicht ausbleiben. Valens selbst, verwundet, wurde von seinen Begleitern in

eine Hütte geführt, wo man ihn verbinden und in Sicherheit bringen wollte. In der allgemeinen Auflösung des römischen Heeres ward diese Hütte nur allzu bald von verfolgenden Gothen umgeben, die, als ihnen der Eingang verwehrt wurde, kein Bedenken trugen, die Hütte in Brand zu stecken. So kam Valens mit seinen Begleitern in den Flammen um, und allzu spät erfuhren die Gothen durch einen Jüngling, der entkommen war, welchen Schaden sie sich durch ihre Übereilung zugefügt hatten. Die Niederlage bei Hadrianopel war der von Cannä zu vergleichen: mehr als zwei Drittel des römischen Heeres wurden in derselben aufgerieben; und außer 35 Obersten wurden die beiden Generale der Reiterei und des Fußvolkes todt auf dem Schlachtfelde gefunden. Die Gothen belagerten Hadrianopel, ohne sich desselben bemächtigen zu können. Mit desto größerer Erbitterung setzten sie ihre Verwüstungen bis vor die Thore von Constantinopel fort. Theils um sich zu rächen, theils um ihre Lage nicht zu verschlimmern, ermordeten die Römer alle die Jünglinge, welche jenseits des Hellesponts waren vertheilt worden, um als Geißeln für das Betragen ihrer Väter zu dienen; und dies geschah zu einer und derselben Stunde in allen beträchtlichen Städten, indem man diese Jünglinge auf den Markt führte und sie so umstellte, daß keiner entwischen konnte.

Gratian war auf dem Marsche nach Hadrianopel, als er die Nachricht von der Niederlage und dem Tode seines Oheims erhielt. Die Lage der östlichen Provinzen war so gefährlich, daß es sich nicht ermessen ließ.

Gab es noch irgend eine Rettung, so mußte sie von einem Manne ausgehen, der die seltensten Talente vereinigte: Tapferkeit und Weisheit. Einen solchen glaubte Gratian an dem jungen Theodosius kennen gelernt zu haben; und wirklich betrog Theodosius seine Erwartungen nicht.

Fünftes Kapitel.

Theodosius der Große.

(Von 379 bis 395.)

Die Erhebung des Theodosius verdient, daß man einige Augenblicke bei ihr verweile.

Unstreitig dauerte von der rechtschaffenen Gesinnung seines zu Karthago hingerichteten Vaters eine Erinnerung fort, welche am Hofe Gratian's vorzüglich von Solchen geltend gemacht wurde, die seine Mörder zu stürzen suchten; denn an den Höfen unumschränkter Fürsten dient selbst die Gerechtigkeit zur Erreichung eigensüchtiger Zwecke. Besondere Umstände aber halfen nach, und entschieden zuletzt. Theodosius, der Sohn, hatte sich nämlich, nach dem Tode seines Vaters, aus der ihm anvertrauten Statthalterschaft von Mösien nach Spanien zurückgezogen, wo er, zwischen Valladolid und Segovia, in einer der fruchtbarsten Gegenden ein bedeutendes Landgut besaß, das von seinem Vater auf ihn fortgeerbt war. Hier lebte er, jedem Ehrgeiz entsagend, sich selbst und seinen unschuldigen Neigungen, als die Schlacht von Hadrianopel das östliche Römer-

reich in Gefahr brachte. Das Reich bedurfte eines Retters. Für den Theodosius sprachen nicht Geburtsrechte, welche in Monarchieen den Ausschlag zu geben pflegen; noch weniger war er gehoben durch eine Faction, wie Volksregierungen sie erzeugen. Das Einzige, was den westlichen Imperator bestimmen konnte, ihn vor allen Übrigen zu seinem Reichsgehülfen zu wählen, war die Meinung, die er von seiner Einsicht, Entschlossenheit und Mäßigung hatte. Auf diese Weise sah Theodosius sich von seinem Landgute auf einen Thron versetzt. Er stand in einem Alter von drei und dreißig Jahren, als er mit dem Purpur bekleidet wurde. Der große Haufe bewunderte die männliche Schönheit seines Gesichts, und die gebietende Haltung seines Körpers; in beiderlei Hinsicht schien er eine auffallende Ähnlichkeit mit seinem Landsmann Trajanus zu haben.

Die Aufgabe, welche von ihm gelöst werden sollte, war nicht leicht. Es kam auf nichts Geringeres an, als eine Million von Gothen, welche so eben den glänzendsten Sieg davon getragen hatten, entweder über die Donau zurückzuwerfen, oder zur Annahme solcher Verhältnisse zu bewegen, daß ein friedliches Zusammenwohnen möglich wurde. Nicht daß es zu dem Ersteren an Mitteln gefehlt hätte; die reichen Provinzen Asiens hatten einen Überfluß von Kräften, welche zu ihrer Vertheidigung verwendet werden konnten. Allein alle diese Kräfte waren gelähmt, theils durch den Schrecken, den die letzte Niederlage verbreitet hatte, theils durch die noch größere Furcht vor den Hunnen und Alanen, welche aus der Ferne droheten. Hätte Theodosius die

über-

Überreste des römischen Heeres, verstärkt durch frische Aushebungen, gegen den Feind geführt: so würde eine neue Niederlage die Frucht dieser Übereilung gewesen seyn; und selbst, wenn irgend ein Zufall ihm den Sieg zugewendet hätte, so würde ihn noch immer der Vorwurf der Tollkühnheit getroffen haben. Nur allmählig konnten die Römer an den Anblick der furchtbaren Gothen gewöhnt werden. Dies überlegend, schlug Theodosius sein Hauptquartier zu Thessalonika, der Hauptstadt Macedoniens, auf: ein Punkt, von welchem aus er die unregelmäßigen Bewegungen der Barbaren beobachten und die Operationen seiner Generale von Constantinopel bis zu den Ufern des hadriatischen Meeres leiten konnte. Verstärkt wurden die Festungswerke und die Besatzungen der Städte; und, den Plan eines zögernden Fabius aufnehmend, gestattete der Oberfeldherr nur da eine Erneuerung des Kampfes, wo der glückliche Erfolg nicht ausbleiben konnte. Nach und nach wurden die abgesonderten Besatzungen der Städte zu Heereshaufen vereinigt; und, indem Ein kleiner Vortheil nach dem andern davon getragen wurde, drängte sich den Gothen das Gefühl auf, daß sie besiegt werden könnten, und dies Gefühl verminderte den Übermuth, womit noch vor Kurzem einer von ihren Anführern gesagt hatte: „er sey des Schlachtens müde, und er begreife nicht, wie ein Volk, das, gleich einer Heerde von Schafen, vor ihm fliehe, sich herausnehmen könne, seine Schätze und Provinzen vertheidigen zu wollen.“

Glückliche Umstände kamen hinzu, das Werk der

Klugheit zu unterstützen; und Theodosius benutzte jeden derselben zu seinem und des Reiches Vortheil. Fritigerns Tod löfete die Bande der Unterordnung, ohne welche die Einheit nicht gedacht werden kann; und indem Zwietracht unter den gothischen Anführern entstand, wußte Theodosius dieselbe so glücklich zu benutzen, daß er den Modar, einen von den Fürsten aus dem königlichen Geschlecht der Amaler, für sich gewann. Dieser, zum Range eines römischen Generals erhoben, fiel über eine Abtheilung seiner Landsleute her; und kehrte, nach einem schrecklichen Gemetzel, das er unter ihnen angerichtet hatte, mit der Beute von viertausend Wagen in das Lager des römischen Imperators zurück. Unter den Händen eines klugen Fürsten dienen selbst entgegengesetzte Mittel einem und demselben Zwecke.

Hatte Theodosius Vortheil gezogen von der Uneinigkeit der Gothen, so zog er nicht geringeren Vortheil von derjenigen Einigkeit, welche unter ihnen entstand, als Athanarich, vertrieben aus den Wäldern des Caucalandes, über die Donau ging, und sich zum König der Westgothen aufwarf, die, ihrer Zwietracht müde, ihm mit Freuden die Leitung ihrer Angelegenheiten übertrugen. Athanarich's Lage war neu; er selbst stand in einem hohen Alter, das, kühnen Unternehmungen abgeneigt, den Frieden liebt. Dies ins Auge fassend, kam Theodosius dem Greise mit Friedensvorschlägen zuvor; und so groß war das Vertrauen, welches Athanarich faßte, daß er nach einer Unterredung, die er in der Nähe von Constantinopel mit dem römischen Imperator gehabt hatte, kein Bedenken trug, nach der Hauptstadt

selbst zu gehen. Es war zwar ein besonderes Unglück für den Theodosius, daß der alte König unter seinen Augen an den Folgen der Unmäßigkeit starb; doch, auch diesen Umstand benutzend, sorgte der Imperator vor allen Dingen für eine feierliche Leichenbestattung und für ein stattliches Denkmahl: und indem er dadurch der Eitelkeit der Westgothen schmeichelte, wurde es ihm nur um so leichter, mit jedem einzelnen Anführer einen Vertrag abzuschließen, nach welchem die förmliche Niederlassung der Gothen theils in Thracien, theils in Phrygien und Lybien erfolgte.

Die Verwüstungen eines mehr als vierjährigen Krieges hatten eine Niederlassung nicht nur möglich, sondern sogar wünschenswerth gemacht, da man es mit einem Volke zu thun hatte, das, zum Ackerbau gewöhnt, gern zu seinen alten Verrichtungen zurückkehrte. Übrigens nahmen die Gothen den Vorschlag des Theodosius nur unter der Bedingung an, daß ihnen gestattet wurde, rein und unvermischt zu leben. Sprache und Sitten beibehaltend, setzten sie im Schooße des Despotismus ihre Weise fort, unberührt von römischen Gesetzen, nur die Oberherrschaft des Imperators anerkennend. Sie führten die Benennung von Bundesgenossen der Römer; und indem sie fortdauernd ein Heer von vierzigtausend Streitern bildeten, war es wohl kein Wunder, daß man ihnen, außer der Steuerfreiheit und anderen Privilegien, Auszeichnungen aller Art bewilligte, um sie bei guter Laune zu erhalten. Freilich wurden die Römer durch ein solches Verfahren ihres Imperators verletzt; freilich entwickelte sich daraus ein

gegenseitiger Argwohn, der schwerlich noch weiter getrieben werden konnte: doch wie viel Nachtheiliges auch von der Politik des Theodosius gesagt werden mochte; so verhielt es sich damit nicht anders, als immer: sie war ein Kind der Umstände, einer gegebenen Lage, die sich verändern, aber nicht aufheben ließ. Unstreitig würde Theodosius es vorgezogen haben, die Gothen über die Donau zurückzujagen; da dies aber seine Kräfte überstieg, so mußte er sich mit ihnen vergleichen, so gut er konnte. *) Nur unter dieser Bedingung konnte er Imperator im Osten werden.

Da es zwischen Gratian und Theodosius keine verwandtschaftlichen Bande gab; da der Letztere sich durch seine Klugheit die Suveränetät im östlichen Römerreiche hatte erkämpfen müssen; da endlich seit dem Daseyn der neuen, von Tag zu Tage wachsenden Hauptstadt eine Nebenbuhlerei eingeleitet war, die ihre Endschaft nur in der gänzlichen Aufhebung der Reichseinheit finden konnte: so war wohl nichts natürlicher, als daß das römische Reich sich unter zwei, von einander un-

---

*) Nach Montesquieu (Considerations sur la grandeur etc. Chap. XVII.) gingen die Westgothen über die Donau zurück, nachdem sie aus Thracien eine Wüste gemacht hatten. Dies ist aber falsch. Sie wichen nie, und man kann es dem Claudian aufs Wort glauben, wenn er (de bello Getico) sagt: es seyen bereits dreißig Jahre verflossen,

Ex quo jam patrios gens haec oblita triones,
Atque Istrum transvecta semel, vestigia fixit
Treïcio funesta solo —

abhängigen, Imperatoren in das westliche und in das östliche zu theilen begann. Vollendet wurde diese Theilung freilich erst unter den Nachkommen des Theodosius; allein die Dinge sind in der Regel weit früher da, als sie ihre Benennung erhalten, und die Natur wirkt, auch unerkannt, mit einer Stätigkeit, welche ihre Wirkungen zuletzt nur unwiderstehlicher macht. Erst zeigte sich, daß zwischen dem Imperator und dem römischen Senat kein Verhältniß möglich war, das sich mit der Sicherheit des ersteren vertrug; und die Folge davon war, daß Rom als Hauptstadt von den Imperatoren vermieden ward. Dann, indem Hauptstadt und Imperator gänzlich mit einander zerfielen, und an eine Aussöhnung nicht weiter zu denken war, trat die Nothwendigkeit einer zweiten Hauptstadt ein. Endlich, hatte diese kaum ein halbes Jahrhundert bestanden, so ging, zwar gegen alle Absicht, aber dafür nur desto unabtreiblicher, eine Theilung des Reiches von Statten, welche dadurch herbeigeführt ward, daß Barbaren sich auf Barbaren stürzten, und diese einen Zufluchtsort unter den Römern suchten.

So fern bloße Klugheit den Beinamen des Großen zu gewähren vermag, hat Theodosius denselben ganz unstreitig verdient; da dies aber nicht gewöhnlich ist, so muß genauer untersucht werden, wie er zu einer solchen Auszeichnung gelangt sey.

Wenn zwei kirchliche Secten mit einander streiten, so wird in der Regel nur auf das Dogma Rücksicht genommen, und alles Übrige bleibt so unbeachtet, daß selbst die größten Tugenden mit allem, was Men-

schen an Menschen kettet, in den Hintergrund gestellt werden. So verhielt es sich auch in dem Streite der sogenannten Rechtgläubigen mit den Arianern. Weil diese sich in ihren Religions-Ansichten von jenen trennten, so hörten sie auf, Menschen zu seyn; und umgekehrt waren die sogenannten Rechtgläubigen in den Augen der Arianer weniger als Menschen, weil sie in der Lehre von ihnen abwichen. Der Arianismus aber triumphirte im Osten, wenn man Alexandrien ausnimmt, vorzüglich in Kraft der neuen Hauptstadt. Diese war von der Lehre des Arius so angesteckt, daß sie, nach den Schilderungen Gregors von Nazianz, in ihr leibte und lebte. „In jeder Straße, in jedem Laden wurde Theologie gelehrt. Der Wechsler, bei welchem man ein Stück Silber umsetzte, sprach von dem Unterschied zwischen Sohn und Vater; beim Einkauf eines Laibs erfuhr man, daß der Sohn geringer sey, als der Vater, und der Sklav, welcher in einem Bade die Aufwartung hatte, unterhielt den Gast von dem Edelsten der aus nichts geschaffenen Dinge.“

Unter solchen Umständen mußte Theodosius mit sich selbst darüber zu Rathe gehen, welcher kirchlichen Parthei er beitreten sollte. Was ihn bestimmte, sich für die rechtgläubige zu erklären, wenn es nicht der Umstand war, daß er seine erste Bildung in derselben erhalten hatte, liegt nicht außer allem Zweifel. Er war noch nicht getauft, als er die Bestimmung erhielt, das oströmische Reich zu regieren. Gegen das Ende seines ersten Regierungsjahres von einer gefährlichen Krankheit befallen, entschloß er sich, die Weihe nicht länger zu

verschieben; und als er kaum genesen war, verrichtete der rechtgläubige Bischof von Thessalonika, Ascholius, das heilige Werk an ihm. Vielleicht muß man besonders in Betrachtung ziehen, daß er ein Spanier war. Wie dem aber auch gewesen seyn möge: warm von dem Gefühl seiner Wiedergeburt, dictirte er jenes feierliche Edict, wodurch er seinen eigenen Glauben zur Schau trug und seinen Unterthanen vorschrieb, was sie glauben sollten. „Es ist unser Wille, sagte er, daß alle die Nationen, welche von unserer Gnade und Mäßigung regiert werden, standhaft der Religion anhangen sollen, welche den Römern durch den H. Petrus gelehrt wurde, welche eine treue Überlieferung bewahrt hat, und welche der Oberpriester Damasus, und Peter, Bischof von Alexandrien, ein Mann von apostolischer Heiligkeit, bekennt. Laßt uns, gemäß der Unterweisung der Apostel und der Lehre des Evangeliums, an die allgemeine Gottheit des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes glauben. Wir berechtigen die Bekenner dieser Lehre, die Benennung Katholischer Christen anzunehmen; und da wir alle Übrigen für ausschweifende Tollköpfe halten, so brandmarken wir sie mit der schändenden Benennung von Ketzern, und erklären hiermit, daß ihre Zusammenkünfte nicht länger den achtungswerthen Namen von Kirchen führen sollen. Außer der göttlichen Verdammniß, mögen sie sich gefaßt halten auf solche schwere Strafen, wie unser, von himmlischer Weisheit geleitetes Ansehn über sie zu verhängen für gut befinden wird.“ So lautete das erste Religions-Edict; und wäre es nicht in dem Gesetzbuch auf-

bewahrt, welches seine Benennung von Theodosius hat, so würde man einige Ursache haben, an der Ächtheit desselben zu zweifeln.

Politik mochte einen wesentlichen Antheil an demselben haben; nur daß die katholische Kirche, obgleich aus lauter Politik zusammengesetzt, es nie in diesem Lichte hat betrachtet wissen wollen. *) Einmal für die rechtgläubige Parthei entschieden, ließ Theodosius sich von derselben nicht wieder trennen, wie stark auch die Versuchungen der Arianer seyn mochten. Nach seinem Einzuge in Constantinopel an der Spitze eines zahlreichen Heeres, wurde dem Damophilus, Bischofe der Hauptstadt, die Wahl gelassen, ob er dem nicäischen Glaubensbekenntniß beitreten, oder den bischöflichen Palast, die St. Sophien-Kirche und alle übrigen Kirchen den Rechtgläubigen abtreten wollte. Damophilus zog Armuth und Verbannung einem solchen Abfall vor, und Theodosius führte den Gregor von Nazianz, welcher bisher im Stillen die rechtgläubige Gemeinde der Hauptstadt geleitet hatte, in den bischöflichen Palast ein. Ganz Constantinopel war an diesem Tage eine Bühne der Wuth, der Bekümmerniß und des Erstaunens; und Gregor von Nazianz selbst gesteht, daß an dem merkwürdigen Tage seiner Einführung die Hauptstadt des Osten das Ansehn einer mit Sturm genommenen

---

*) Baronius nennt dies Edict auream sanctionem, edictum pium et salutare, und fügt hinzu: sic itur ad astra. — Wenige europäische Regenten des neunzehnten Jahrhunderts dürften hiermit einverstanden seyn.

Stadt gehabt habe. Sechs Wochen nach diesem Auftritt erklärte Theodosius, daß er entschlossen sey, alle die Bischöfe und Geistlichen, welche dem nicäischen Glaubensbekenntnisse nicht gemäß lehren würden, aus seinem Gebiete zu vertreiben; und indem er seinem Worte Nachdruck gab, wurde diese kirchliche Umwälzung ohne Aufruhr und Blutvergießen vollendet. Eine allgemeine Synode, zu Constantinopel im Jahre 381 gehalten, bestätigte das nicäische Glaubensbekenntniß, und das kurze Formular desselben wurde mit einer neuen Erklärung vermehrt, welche die wahre Idee vom heil. Geiste wider die Macedonianer bestimmte, und demselben Persönlichkeit und gleiche Verehrung mit Vater und Sohn zuerkannte. Zugleich setzte man fest, daß der Bischof von Constantinopel den Rang unmittelbar nach dem Bischof von Rom haben sollte: eine Bestimmung, welche dem römischen Bischofe nichts weniger als angenehm war, indem er befürchtete, daß sein Nebenbuhler zu Constantinopel, unter dem Beistande des Hofes, weiter greifen und ihm den Rang ablaufen könne. Dies zu verhüten, war der Zweck der großen Synode, welche Damasus (382), mit Genehmigung Gratians, zu Rom veranstaltete. Im übrigen war man im Westen mit Theodosius sehr zufrieden. Ohne entschlossene Maaßregeln gegen die Arianer und gegen alle übrigen sogenannten Ketzer würde der östliche Imperator schwerlich irgend einen hohen Rang in der Regentenzahl erhalten haben; und es ist immer merkwürdig genug, daß, viertehalb Jahrhunderte nach der Regierung des Augustus, eine religiöse Secte das Römerreich so wesentlich

verändert hatte, daß das, was ihrem Vortheile gemäß war, über die Tugend des Imperators entschied, und ihm den Beinamen des Großen erwarb.

Kaum war im Osten durch die überlegene Politik des Theodosius Ordnung und Ruhe hergestellt, als im Westen eine Revolution ausbrach, welche damit endigte, daß Theodosius Alleinherrscher wurde.

Alle schwach constituirte Reiche schließen den Fehler in sich, daß Ein Umstand mehr alles in Gefahr bringt, während gut constituirte Reiche eine Organisations-Kraft haben, vermöge deren sie jedem Schicksal gewachsen sind. In jenen bedarf es nur eines minder entschlossenen Fürsten, um den Geist des Aufruhrs und der Usurpation in Bewegung zu setzen; und eine Kleinigkeit zieht bisweilen die wichtigsten Ereignisse nach sich.

Im westlichen Römerreiche war, wie wir wissen, Gratian der belebende Geist. Sein Regentenleben entsprach nicht den Erwartungen, die man sich in einer früheren Periode von ihm gemacht hatte; und dies hing auf das Genaueste mit der Erziehung zusammen, welche er unter der Leitung seines strengen Vaters erhalten hatte. Denn Valentinian, nur darauf bedacht, wie er seinem Sohn alle die Eigenschaften geben wollte, die ihm selbst fehlten, vergaß, daß über den Werth des Menschen nichts so sehr entscheidet, als der erste Keim, und daß alle Entwickelung, welche von außen kommt, wenn sie diesem ersten Keime nicht entspricht, nur einen Firniß giebt. Von den geschicktesten Lehrern seiner Zeit gebildet, lernte der junge Gratian, wie Nero und Commodus, was ihm, als zur Erfüllung seiner Bestimmung

nothwendig, empfohlen wurde; und die Proben, welche er von seinen Fortschritten in Künsten und Wissenschaften ablegte, waren um so glänzender, je mehr die Eitelkeit seiner Lehrer bei Täuschungen dieser Art ihre Rechnung fand. Nach Valentinian's Tode durch die Dankbarkeit des Zöglings zu dessen vorzüglichsten Werkzeugen erhoben, führten sie ihr Werk mit einer Geschicklichkeit fort, welche die Täuschung unterhielt. Dies dauerte indeß nicht lange. Kaum zum Gefühl seiner Vorrechte erwacht, wollte Gratian seinen Neigungen gemäß leben; und diese Neigungen bezogen sich nur auf Jagd und Soldatenspiel. Da man einen Suverän nicht zwingen kann, etwas anders zu seyn, als was er nach allen seinen Anlagen ist: so ließen ihm seine Minister den Zügel schießen; unstreitig um so bereitwilliger, je mehr sie in ihren Wirkungskreisen dadurch an Freiheit gewannen. In Gallien wurden demnach im Geschmack der Könige von Persien Thiergärten errichtet, in welchen Gratian seine früheren Übungen im Reiten und Lanzenwerfen fortsetzte. Seine vorzüglichsten Gefährten in diesen königlichen Spielen war eine Bande Alanen, die er in seine Dienste genommen und zu seiner Leibwache bestimmt hatte. Er selbst achtete ihre Überlegenheit im Reiten und Jagen so sehr, daß er ihre Tracht nachahmte, und in den Pelzen, womit er sich bekleidete, den vaterländischen Sitten Hohn sprach. Inzwischen wurde das Reich in dem Geiste der Oligarchie verwaltet, die sich allenthalben einstellt, wo der Depositär der Einheit seine Pflicht vernachlässigt. Es wurde also der Grundsatz aufgestellt: „es sey gegen die Pflicht getreuer

Unterthanen, die Urtheilskraft des Fürsten in Zweifel zu ziehen und den Werth Derer verdächtig zu finden, die er zu seinen Werkzeugen erwählt habe." Man trug sogar kein Bedenken, davon als von einem Sacrilegium zu reden. *) Auf der anderen Seite bemächtigten sich Geistliche des Gewissens dieses leichtgläubigen Fürsten, und brachten es nur allzu bald dahin, daß er ein Edict erließ, nach welchem „die Verletzung, die Vernachlässigung und selbst die Unkunde des göttlichen Gesetzes zu einem Hauptverbrechen gestempelt wurde." **) Kein Wunder, daß die Unterthanen alle Achtung vor einem solchen Regenten verloren! Das Militär theilte die Gesinnungen der Übrigen um so bereitwilliger, je mehr es sich durch die Alanen zurückgesetzt fühlte, die selbst von den Germanen als Söhne der Wüste verachtet wurden.

Unter diesen Umständen wurde ein gewisser Maximus, von welchem man kaum noch mehr weiß, als daß er ein geborner Spanier war, in Britannien zum

---

*) Der Grundsatz wurde auf folgende Weise ausgedrückt: Disputare de principali judicio non oportet; sacrilegii enim instar est dubitare, an is dignus sit, quem elegerit imperator. S. Cod. Justin. Lib. IX. tit. XXIX. — Dies ist einer von den vortrefflichen Grundsätzen, welche die römische Gesetzgebung so empfehlenswerth machen!

**) Qui divinae legis sanctitatem nesciendo omittunt, aut negligendo violant et offendunt, sacrilegium committunt. S. Cod. Justin. Lib. IX. tit. XXIX. — Man muß gestehen, daß die römischen Imperatoren den späteren Päbsten vortrefflich vorgearbeitet haben!

Imperator erwählt; und was Anderen begegnet war, begegnete auch ihm. Da er nicht in den Schranken der Mäßigung bleiben konnte, wenn er regieren, oder auch nur leben wollte: so mußte er sich entschließen, den Gratian, als seinen gefährlichsten Nebenbuhler, zu bekämpfen. Unterstützt von der jungen Mannschaft Britanniens, griff er Gallien mit einer zahlreichen Flotte und Armee an; und kaum war er mit 30,000 Mann, (welchen 100,000 nachfolgten, um sich förmlich in Gallien niederzulassen) an den Küsten von Armorica, dem nachmaligen Bretagne *), gelandet, als Gratians Schicksal entschieden war. Während der wehrlose Theil der Bewohner Galliens dem Schauspiel, welches Maximus darbot, entweder ruhig oder besorglich zusah, ging das gallische Militär zu dem Usurpator über, theils um sich wegen erlittener Zurücksetzung zu rächen, theils um den Kampf zu vermeiden; und dem Imperator Gratian, der jetzt auf seine Leibwache beschränkt war, blieb keine andere Wahl, als die Flucht zu ergreifen. **) Er hatte die Absicht, von Paris, seinem gewöhnlichen Aufenthalt, nach Mailand zu fliehen, und von Italien aus Widerstand zu leisten; doch wo er sich auf dem weiten Wege nach Italien auch zeigen mochte, verschloß man die Thore vor ihm und seinen Alanen. Nur in Lyon fand

---

*) Gerade von der Niederlassung der Britten erhielt die Provinz ihre spätere Benennung.

**) Die Auftritte, welche wir im Jahre 1815 in Frankreich erlebt haben, waren also nicht so beispiellos, als man sie darzustellen für gut befand.

er Eingang; und abgemattet von einer übereilten Flucht, ließ er sich von dem Präfekten bereden, länger in dieser Stadt zu verweilen, als die Vorsicht es gestattete. Ehe nun die Hülfstruppen, welche er aus Italien erwartete, anlangen konnten, sah er sich von dem Andragatius, einem General des Maximus, überrascht. Eben war er von einem Abendessen aufgestanden, als er dem feindlichen General überliefert wurde, der ihn unbedenklich niederhieb, und selbst seine Leiche den frommen Bitten des jungen Valentinian in Mailand versagte.

Durch Gratians Tod waren alle Verhältnisse verändert. Für den Theodosius mochte es eine schwere Aufgabe seyn, den richtigen Entschluß zu fassen. Was die Dankbarkeit forderte, versagten die Umstände in einem Reiche, das so wenig befestigt war, wie das seinige. Außerdem schreckte die Idee eines Bürgerkrieges, in welchem viele Tausende von Schuldlosen aufgeopfert werden mußten, wenn ein Einzelner gerächt werden sollte, von dem sich nicht leugnen ließ, daß er den Pflichten seines hohen Berufs ungetreu geworden war. Theodosius war mit diesen und ähnlichen Betrachtungen beschäftigt, als ein Abgesandter des Maximus in Constantinopel anlangte, um, wo möglich, einen Vertrag einzuleiten. An der Stelle des Eunuchen, den man in der Regel zu solchen Geschäften gebrauchte, hatte Maximus einen ehrwürdigen Greis gesendet, der das Verfahren seines Herrn lieber entschuldigte, als rechtfertigte, und die Ermordung Gratians in das Licht einer Übereilung stellte, welche nur auf die Rechnung kriegerischen Ungestüms gesetzt werden könne. Zugleich gab der Ge-

sandte die Versicherung, daß die Gesinnungen seines Gebieters friedlich wären, und daß nur die höchste Noth ihn zwingen werde, nach mehr zu streben, als er bereits erhalten. Ob er mit diesen Vorstellungen Eingang fand, ist keine Frage; Theodosius mochte sich sogar im Stillen glücklich schätzen, daß er der Nothwendigkeit eines Krieges überhoben war, dessen Ausgang für ihn selbst nur allzu gefährlich werden konnte. Es wurde daher ein Vertrag abgeschlossen, nach welchem Theodosius das Bündniß des Usurpators unter der Bedingung annahm, daß er sich mit den Ländern jenseits der Alpen, d. h. mit Britannien, Gallien und Spanien begnügen, und den jungen Valentinian in dem ungestörten Besitz der Suveränetät von Afrika, Italien und dem westlichen Illyricum lassen sollte. Der Sitte des Zeitalters gemäß sollten die Bildnisse der drei Imperatoren gleichmäßig von dem Volke verehrt werden; und indem dies zu einem besonderen Artikel des Vertrags gemacht wurde, schien man nicht zu empfinden, daß man die Idee der Reichseinheit durch Mittel festhielt, welche nur auf die Zerstörung derselben hinwirken konnten.

Dieser Friede war nicht von langer Dauer; und der Hauptgrund ist so eben angegeben worden. Von jeher scheint es in der Natur der Usurpation gelegen zu haben, Dem, der ihr Alles verdankt, keine Ruhe zu gestatten. Britannien, Spanien und Gallien bildeten ein Reich, das groß genug war, den Ehrgeiz eines Einzelnen zu befriedigen. Dennoch strebte Maximus nach dem Besitz von Afrika, Italien und dem westlichen Illyricum; und die Umstände waren so beschaffen, daß es nur

der Entschlossenheit bedurfte, um ohne große Mühe das Ziel zu erreichen.

Zu Mailand regierte für ihren minderjährigen Sohn, den jungen Valentinian, Justina, die letzte Gemahlin Valentinians des älteren: eine Frau von eben so viel Schönheit, als Verstand. Justina aber hatte das Unglück, in Folge ihrer ersten Erziehung eine Arianerin zu seyn: denn, was in einer früheren Periode ein nicht geringes Verdienst gewesen war, das hatte der entschiedene Sieg der rechtgläubigen Kirche über das, was von ihr Ketzerei genannt wurde, in ein Gebrechen, wenn nicht in etwas noch Schlimmeres, verwandelt. Als Arianerin fand die Mutter des jungen Imperators einen entschlossenen Gegner in dem nachmals sogenannten heiligen Ambrosius, Bischof von Mailand, der, wie die vorzüglichsten Geistlichen seiner Zeit, dem nicäischen Glaubensbekenntniß auf eine Weise anhing, welche sich mit jeder Probe vertrug. Justina's bescheidene Bitte war, daß der Bischof von Mailand ihr und ihren Glaubensgenossen, sey es in der Stadt, sey es in den Vorstädten, eine Kirche abtreten möchte, wo sie ihre Andacht halten könnten; aber die eigensinnige Antwort des Ambrosius war: „wenn die Paläste der Erde den Cäsarn gehören möchten, so gehörten die Kirchen Gott; und in den Gränzen seiner Diöces sey er, als rechtmäßiger Nachfolger der Apostel, der einzige Diener Gottes.“ Zu gleicher Zeit erklärte er, daß er lieber als Märtyrer sterben, als in Justina's Forderung willigen wollte. Aufgebracht über diese abschlägige Antwort, forderte Justina den Bischof vor ihren Staatsrath. Zwar erschien

er

er mit der Achtung eines Unterthans; aber, gleich dem Cardinal Retz in den Fronde-Unruhen, erschien er mit einem so zahlreichen Gefolge, daß man ihn, wie jenen, ersuchen mußte, sich bei dem Pöbel für die Erhaltung der öffentlichen Ruhe zu verwenden. Ambrosius beruhigte das Volk, war aber klug genug, es auf seiner Seite zu behalten. Inzwischen setzte sich der Hof in die Verfassung, das mit Gewalt durchzuführen, was er auf dem Wege der Güte nicht hatte erreichen können. Es gelang; doch nur für einen Augenblick, weil Ambrosius nicht aufhörte, das Verfahren des Hofes als die grausamste Verfolgung darzustellen, welche die Christenheit unter der Herrschaft des Heidenthums erfahren habe, wobei die Benennungen einer Jesabel und einer Herodias für die Mutter des Imperators keinesweges gespart wurden. Nichts war unter diesen Umständen natürlicher, als daß das Verhältniß zwischen dem Hofe und dem Bischof von Tage zu Tage verschlimmert wurde, wenn gleich nicht zum Nachtheil des Letzteren, der, indem er sich dem Hofe entgegenzustellen wagte, in jedem Bewunderer seines Muthes einen Vertheidiger und leidenschaftlichen Anhänger fand. Bald kam es zu noch entscheidenderen Auftritten, wobei Ambrosius das schwere Geschäft hatte, die Menge zugleich zu mäßigen und zu erhitzen. Da der Hof nicht anders zum Ziele gelangen konnte, so machte er ein Duldungs-Edict bekannt, auf dessen Verletzung er Todesstrafe setzte. In ein solches Netz mußte der eifrige Bischof gefangen werden. Auch dauerte es nicht lange, so wurde ihm der Befehl zugestellt, Mailand zu verlassen und den Ort seiner Ver-

bannung nach Belieben zu wählen. Ob nun gleich der Bischof bisher immer leidenden Gehorsam gepredigt hatte, so fand er doch nicht für gut, ihn in einem Falle zu üben, wo es, wie er sich ausdrückte, nicht seine, sondern Gottes Sache galt. Die Menge unterstützte einen so heldenmüthigen Entschluß, indem sie die Eingänge der Kathedrale und des bischöflichen Palastes gegen die Truppen vertheidigte, welche einzudringen versuchen konnten. Mehrere Wochen verstrichen auf diese Weise; und damit das begeisterte Volk nicht ermüden möchte, führte Ambrosius eine regelmäßige Psalmodie ein, und veranstaltete in der Hauptkirche selbst die Aufgrabung von den Gebeinen der Märtyrer Gervasius und Protasius, welche bald die erstaunenswürdigsten Curen verrichteten. Die Sache des Hofes ging um so mehr verloren, weil von der Einen Seite Theodosius, von der andern Maximus sich ins Mittel schlugen, und mit gleich frommen Eifer die Mutter Valentinians und ihre Minister zur Nachgiebigkeit stimmten.

Für die Plane des Maximus konnte es kein glücklicheres Ereigniß geben, als diese Entzweiung des Hofes mit dem Erzbischof; denn es ließ sich vorhersehen, daß durch dieselbe der Hof die öffentliche Meinung gegen sich haben würde, sobald von irgend einer Aufopferung für denselben die Rede wäre. Gekommen war also der Zeitpunkt, wo er die Eroberung des ganzen Westen ins Werk zu richten hoffen durfte; und ausgerüstet mit allen Mitteln zur Führung eines nachhaltigen Krieges, im Falle Theodosius sich der Verdrängten annehmen sollte, bediente er sich noch der List, um in den Besitz der Alpen-

festungen zu kommen. Sobald ihm dies durch den Unverstand des mailändischen Hofes gelungen war, erschien er so plötzlich in Ober-Italien, daß Justina und ihr Sohn kaum so viel Zeit behielten, als zur Ergreifung der Flucht nöthig war. Aquileja ward ihr Zufluchtsort. Inzwischen zog Maximus triumphirend in Mailand ein. Ambrosius, welcher daselbst zurückgeblieben war, machte zwar nicht gemeinschaftliche Sache mit dem Usurpator: davon hielt ihn priesterlicher Stolz zurück; doch ward er dem Maximus nützlich, indem er die Pflicht der Ergebung, die er selbst so schlecht geübt hatte, seiner Gemeinde predigte. In kurzer Zeit war ganz Italien, die kleine Grenzstadt Ämona ausgenommen, dem Maximus eben so gehorsam, wie es allen früheren Imperatoren gewesen war; und da Justina dies vorhergesehen, so hatte sie, gleich nach ihrer Ankunft in Aquileja, mit ihrem Sohne und ihren Töchtern in einem unbedeutenden Hafen Venedigs oder Istriens ein Schiff bestiegen und sich nach Thessalonika begeben, um den Beistand des Theodosius anzuflehen.

Kaum war Theodosius von ihrer Ankunft in Thessalonika unterrichtet, als er mit einem großen Theile seines Hofes dahin aufbrach. Seine Theilnahme an dem Schicksale einer unglücklichen Familie war nicht so unbedingt, daß er der schönen und geistreichen Justina nicht hätte einige Vorwürfe wegen ihrer Ketzerei machen sollen, die, wie er sagte, in diesem Leben eben so gut bestraft werde, wie in dem zukünftigen. Annahme des nicäischen Glaubensbekenntnisses war, nach

seinem Dafürhalten, das sicherste Mittel zur Wiederherstellung ihres Sohnes; und darin mochte er bei der überhand nehmenden Unverschämtheit rechtgläubiger Bischöfe leicht Recht haben. Die Frage über Krieg und Frieden mußte der Staatsrath beantworten; und da diesem einleuchtete, daß derselbe Krieg, welcher in Hinsicht des Maximus unvermeidlich war, vortrefflich benutzt werden könnte, um sich eines großen Theils der in das östliche Römerreich eingewanderten Gothen zu entledigen, so war die Sache leicht entschieden. Nur Theodosius zögerte noch. Es waren zwei Betrachtungen, die ihn zurückhielten: Gegenstand der einen waren seine jungen Söhne; Gegenstand der anderen sein erschöpftes Volk. Doch beide wurden durch die unwiderstehlichen Reize der Prinzessin Galla, Schwester des jungen Valentinian, überwogen. Da er gerade Wittwer war, so durfte er sich um so rücksichtsloser um ihre Hand bewerben; und es ist zu glauben, daß Justina doppelt billigte, was ihr doppelt nützlich war. Die Hochzeitfeier ward dies Mal das Zeichen eines Bürgerkrieges. In Frieden mit dem Könige von Persien, ward es dem Theodosius leicht, so viel Barbaren zu seiner Verfügung zu erhalten, als er bezahlen konnte. Die Aufmerksamkeit des Maximus zu täuschen, wurde in den Häfen von Griechenland und Epirus eine Flotte ausgerüstet, welche die scheinbare Bestimmung hatte, den Valentinian und dessen Mutter in Italien zu landen, damit sie von der alten Hauptstadt des Reiches Besitz nehmen möchten. Eine andere Täuschung bestand darin, daß Maximus befürchten mußte,

Arbogastes, einer von den Generalen des Theodosius, könne längs den Ufern der Donau durch die rhätischen Provinzen in Gallien selbst einbrechen. Inzwischen marschierte Theodosius an der Spitze eines zahlreichen, von barbarischer Reiterei unterstützten, Heeres auf seinen Gegner los, der, nach einer kurzen Belagerung Ämona's, sich in die Gegend von Siscia, einer durch den breiten Savestrom befestigten Stadt, zurückgezogen hatte.

Der ganze Krieg ward in dem Zeitraum von zwei Monaten beendigt. In dem Maximus lag eben so wenig die Entschlossenheit des Magnentius, als in dem Theodosius die Zaghaftigkeit des Constantius. Überhaupt aber hatte die Kunst wenig Antheil an der Führung des Krieges. Nachdem die Reiterei des Theodosius, welche aus Hunnen, Alanen und Gothen bestand, die Tapferkeit der Gallier und Germanen durch rasche Bewegungen ermüdet hatte, schwamm sie vor den Augen des Feindes durch die Save, und griff sogleich die Truppen an, welche das jenseitige Ufer vertheidigten. Als diese aus einander gesprengt waren, blieben die Bemühungen des Marcellinus, eines Bruders des Tyrannen, sie wieder zum Stehen zu bringen, ohne Erfolg. Die Nacht trennte zwar den Kampf; doch am folgenden Morgen wurde er aufs Neue begonnen. Kaum hatte er einige Stunden gedauert, so legten die tapfersten Soldaten ihre Waffen zu den Füßen des Siegers nieder. Von jetzt an war die Aufgabe, den Krieg durch den Tod oder die Gefangenschaft des Usurpators zu beendigen. Theodosius, der nichts Geringeres beabsichtigte, ging mit unglaublicher Eil über die Julischen Alpen,

und stieg in die Ebenen Italiens herab, als Maximus sich so eben in Aquileja eingeschlossen hatte. Vergeblich war sein Widerstand. Von den Soldaten und dem Volke des Diadems und des Purpurs beraubt, wurde er in das nahe Lager des Theodosius geschleppt, der, nach flüchtigem Mitleide, ihn dem frommen Eifer der Soldaten überließ. Beinahe in demselben Augenblick war Maximus enthauptet. Die Nachricht von seinem Tode wurde allenthalben mit Entzücken vernommen. Sein Sohn Victor, der bereits den Titel eines Augustus führte, starb auf den Befehl, vielleicht sogar von der Hand, des Arbogastes; und nachdem Theodosius auf diese Weise den Bürgerkrieg leichter beendigt hatte, als er selbst geglaubt haben mochte, brachte er die Wintermonate in Mailand zu, um den zerrütteten Provinzen auch im Westen aufzuhelfen, und ging im nächsten Frühling, dem Beispiele des Constantin und des Constantius gemäß, nach Rom, um seinen Triumphzug in die alte Hauptstadt des Reiches zu halten.

Als Gebieter der ganzen Römerwelt in Kraft des über den Maximus davon getragenen Sieges, hatte Theodosius es in seiner Gewalt, wie viel er davon an den Valentinian zurückgeben wollte; und es würde nicht an guten Gründen gefehlt haben, den schwachen Jüngling, durch welchen Alles nur verdorben werden konnte, gänzlich von der Regierung auszuschließen. Doch Theodosius dachte hierüber klüger, als so viele seiner Vorgänger. In der vollen Überzeugung, daß das Römerreich in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit weniger als jemals von einem Einzelnen regiert werden könne, gab

er Valentinian dem Zweiten nicht nur Alles zurück, was er früher besessen, sondern fügte auch noch Gallien, Spanien und Britannien hinzu, so daß Valentinian den ganzen Westen vereinigte. Dies großmüthige Geschenk wurde zu Rom gemacht; und unmittelbar darauf ging Theodosius nach Constantinopel zurück, um der Indolenz und Schwelgerei, die er über alles liebte, ungestörter nachhangen zu können.

Tugenden und Fehler hangen im Menschen so innig zusammen, daß beide in der Regel gar nicht von einander zu trennen sind, und daß in den meisten Fällen die bloße Ansicht der Dinge darüber entscheidet, in welcher Gestalt die Handlungen zum Vorschein treten sollen. Das Wesen des Theodosius war zusammengesetzt aus Schlaffheit und Spannkraft, aus Milde und Grausamkeit, aus Herzensgüte und Barbarei; und, damit der Spanier in ihm vollendet würde, fehlte auch der Aberglaube nicht, der in allen Denen zum Vorschein kommt, welche in der Form das Wesen, in dem Symbol die richtige Anschauung zu besitzen glauben. Seine Geschichte ist voll von Zügen, welche es ungewiß machen, welcher Grad von Achtung ihm zukomme; auf jeden Fall aber weigert sich ein gesundes Urtheil, ihm den Beinamen des Großen zuzugestehen.

Erschöpft durch vermehrte Steuern, ließen sich die Bewohner Antiochiens von ihrem Unwillen zu einem Aufruhr hinreißen, in welchem die Bildnisse des Imperators und seiner ersten Gemahlin Flaccilla, seines Vaters und seiner Söhne zertrümmert wurden. Ärger konnte freilich die Achtung gegen den Staats-Chef nicht

verletzt werden in einem Reiche, welches gewöhnt war, seinen Regenten in dem Lichte eines übermenschlichen Wesens zu betrachten. Dennoch gereichte Vieles zur Entschuldigung der Antiochier: Einerseits nämlich die Größe der Opfer, die man von ihnen verlangt hatte; andererseits das hohe Maaß der ihnen bewilligten Freiheit im Reden sowohl, als in Handlungen. Der Aufruhr selbst ward durch herbeigezogenes Militär gestillt; doch von diesem Augenblick an, war die Rede von Genugthuung. Voll von banger Besorgniß erwarteten die Antiochier die Rache des Imperators. Die Entfernung ihrer Stadt von der Hauptstadt des Reiches verzögerte dieselbe; außerdem mußten Maaßregeln genommen werden, den Erfolg zu sichern. Nachdem also das Militär vermehrt war, erklärte sich Theodosius. Die von ihm geforderte Genugthuung bestand darin, daß die stolze Hauptstadt Syriens ihrer Ländereien, Privilegien und Einkünfte beraubt, unter der demüthigenden Benennung eines Dorfes zu der Jurisdiction von Laodicea geschlagen, daß die Bäder, der Circus und die Theater geschlossen, daß mit den übrigen Quellen des Überflusses und des Vergnügens auch die Kornaustheilungen abgeschafft, daß endlich nicht nur die Frevler, sondern auch Die bestraft werden sollten, welche den Frevel nicht verhindert hätten. Schwerlich gab es eine härtere Ahndung, wenn Antiochien nicht von Grund aus zerstört werden sollte. Zwei Diener des Imperators, der General Hellebius und der Magister officiorum Cäsarius, erhielten den Auftrag, den grausamen Befehl zu vollziehen; und Beide schlugen ihr Tribunal

auf dem Forum von Antiochien auf, umgeben, wie sich von selbst versteht, von Bewaffneten, die jeden ihrer Winke ins Werk zu richten hatten. Jetzt zeigte sich die Schwäche sehr volkreicher Städte, nach ihrem ganzen Umfange. Dieselben Antiochier, welche so keck in ihren Reden waren, sahen, mit der Gleichgültigkeit von Lämmern, ihre vornehmsten Bürger, mit Ketten belastet, vor das Tribunal treten, der Folter unterliegen, und Unwürdigkeiten aller Art erdulden. Nur bitten, flehen konnten sie, die, vereinigt, jeder Gewalt widerstanden haben würden in einer Zeit, wo kein Heer gegen sie in Bewegung gesetzt werden konnte, und wo die Fortdauer großer Städte die größte Wohlthat für den Imperator war. Hellebius und Cäsarius erlagen endlich der Unmenschlichkeit ihres Auftrages, welcher nicht durchgeführt werden konnte ohne Verletzung aller göttlichen und menschlichen Gesetze. Sie schoben die fernere Untersuchung auf; und während Hellebius in Antiochien zurückblieb, ging Cäsarius nach Constantinopel, um die Abgeordneten der Antiochier in ihren Bitten um Schonung zu unterstützen. Inzwischen hatte sich die Empfindlichkeit des Theodosius gelegt. Gnädig vernahm er die Vorstellungen seines Ministers, und, die Drohungen des beleidigten Monarchen vergessend, redete er nur noch die Sprache des zürnenden Vaters. Es erfolgte eine allgemeine Verzeihung: die Kerker wurden geöffnet, verurtheilte Senatoren erhielten Vermögen und Würde zurück, und die Hauptstadt Syriens ward wieder eingesetzt in den Genuß ihrer alten Vorrechte; Theodosius lobte sogar die Bewohner Constantinopels, welche sich für die

Antiochier verwendet hatten, und entließ den Bischof von Antiochien unter Äußerungen seiner Achtung und Dankbarkeit.

Sehr wohl hatte Theodosius bei diesem Auftritt empfunden, daß, wenn die Ausübung der Gerechtigkeit für einen Suverän die erste aller Pflichten ist, die Milde sein höchster Genuß seyn müsse. Dennoch betrug er sich, wenige Jahre nachher, gegen die Bewohner von Thessalonika auf eine Weise, die nur Tyrannen eigen ist. Der Krieg mit dem Maximus war beendigt, und Theodosius verweilte in Italien, als sein General Boterich von den Thessalonikern erschlagen wurde, weil er ihnen einen Schauspieler vorenthalten hatte, der ihre Freude war. Nicht ungerecht, wohl aber unklug war das Betragen Boterichs gewesen. In seiner Ermordung war das Ansehn des Imperators verletzt, und ungeahndet konnte diese Verletzung nicht bleiben. Doch Thessalonika war die Hauptstadt der sämmtlichen illyrischen Provinzen, und in ihr hatte Theodosius seine ersten Regierungsjahre verlebt. Bekannt mit ihren Sitten, vertraut mit ihren Schwächen, welche die aller großen Städte waren, hätte er Nachsicht mit ihr fühlen sollen; und so fern Ahndung nothwendig war, konnte diese auf dem Wege gerichtlicher Untersuchung gefunden werden. Allein der heftige Charakter des Theodosius vertrug sich nicht mit Zögerungen, und sein unwiderruflicher Beschluß war, daß das Blut seines Statthalters durch das Blut eines schuldigen Volkes versöhnt werden sollte. Barbaren wurde die Ausführung dieses Entschlusses übertragen, der nicht ins Werk gerichtet werden konnte,

ohne der ganzen Sache den Anstrich einer Verschwörung zu geben. Im Namen des Imperators selbst zu den Spielen des Circus eingeladen, versammelten sich die Bewohner von Thessalonika zahlreicher, als je; und als nun die Versammlung geschehen war, erhielten die den Circus umgebenden Barbaren das Zeichen der Ermordung. Ob schuldig, ob nicht, darauf wurde keine Rücksicht genommen; nicht einmal das weibliche Geschlecht wurde verschont. Die Zahl der im Circus Erschlagenen belief sich auf nicht weniger als 6000; und mehr als die doppelte Zahl fiel in den Niedermetzelungen der folgenden Tage. So verfuhr ein Monarch, der noch immer den Namen des Großen führt; und es darf nicht unbemerkt bleiben, daß eben dieser Monarch, von dem heil. Ambrosius zermalmt, in der Kirche zu Mailand unter Seufzern und Thränen Buße that und um Vergebung seiner Sünden flehete.

Schildern Thatsachen dieser Art den kläglichen Zustand des römischen Reiches bei weitem besser, als alle Commentarien zusammen: so sollte man doch endlich zurückkommen von der thörichten Bewunderung, die man noch immer dem Staatswesen der Römer geweihet hat, und sich daran erinnern, daß in einem Reiche, dessen Gesetzgebung sich mit solchen Erscheinungen verträgt, kaum ein Schimmer von wahrer Aufklärung vorhanden gewesen seyn könne.

Doch ohne dies hier noch weiter zu verfolgen, kehren wir zu der Geschichte des Theodosius zurück.

Der durch die Niederlage des Maximus erkämpfte Friede war nicht von langer Dauer. Justina starb bald

nach ihrer Rückkehr in Italien. Ihr Sohn gewann das Vertrauen seiner Völker, sobald er sich der Geistlichkeit untergeordnet, d. h. sobald er dem Arianismus entsagt hatte. Man rühmte seine Keuschheit, seine Enthaltsamkeit, seinen Fleiß, sogar seinen Abscheu vor dem Unrechte. Dennoch währte seine Regierung nur wenige Jahre. Umstrickt von der List des Franken Arbogastes, welchen ihm Theodosius, als einen geschickten General, zurückgelassen hatte, sah er sich bald so gelähmt, daß die Sehnsucht nach Freiheit das vorherrschende Gefühl in ihm wurde. Er sprach die Vermittelung erst des H. Ambrosius, dann des östlichen Imperators, an; doch als beide ohne Erfolg blieben, faßte er den Muth, sich selbst in Freiheit zu setzen. Er ließ den Arbogastes zu sich einladen, und, auf seinem Throne sitzend, ertheilte er dem Anmaßenden seine Entlassung. Die Voraussetzung war, daß Arbogastes sich gedemüthigt zurückziehen würde. Nichts weniger! Mit verhöhnender Kälte erwiederte dieser Franke: „sein Ansehn hange nicht von dem Lächeln oder dem Zürnen eines Monarchen ab.“ Bei diesen Worten ließ er seine schriftliche Entlassung auf die Erde fallen. Aufgebracht durch dieses Betragen, wollte Valentinian ihn erstechen; doch man fiel ihm in den Arm. Dieser Auftritt erfolgte zu Vienne in Gallien, wo Valentinian sein Hoflager hatte. Wenige Tage darauf wurde der Imperator des Westen in seinem Schlafzimmer erdrosselt gefunden; und um nicht zu sagen, daß seine Ermordung von Arbogastes herrühre, gab man vor, Valentinian habe sich selbst erdrosselt. Sein Leichnam wurde nach Mailand gesendet, wo

Ambrosius ihm die Leichenrede hielt, und seinen Schwestern die tröstliche Versicherung gab, daß er, obgleich ungetauft, in die Wohnungen der ewigen Glückseligkeit eingegangen sey.

In Gallien erhielt Arbogastes die Ruhe. Sich selbst mit dem Diadem zu schmücken, hielt er für allzu gefährlich, da er allgemein als Ausländer gekannt war; um aber nicht der Herrschaft entsagen zu dürfen, schmückte er den Rhetoriker Eugenius mit dem Diadem: einen Mann, den er seit Kurzem von dem Range eines Geheimschreibers zu einem Magister officiorum erhoben hatte. An den Theodosius wurden Abgeordnete gesendet, welche, ohne des Arbogastes zu erwähnen, Valentinian's plötzlichen Tod beklagen und den Imperator bitten mußten, den Eugenius, als rechtmäßigen Souverän des Westen, zu seinem Collegen anzunehmen. Indem Theodosius durch den Meineid eines Barbaren sein ganzes Werk zerstört sah, konnte er bei einer solchen Aufforderung nicht ruhig bleiben; und die Thränen seiner Gemahlin gaben seinem Unwillen Nachdruck. Doch sein abergläubisches Gemüth, seine Trägheit und die Ahnung eines gefährlichen Ausganges hielten eine Kriegserklärung zurück. Die, welche ihn am besten kannten und den Krieg wollten, machten ihn indeß aufmerksam auf die Orakel eines Einsiedlers, der in der Wüste von Thebais lebte und an bestimmten Tagen der Woche Prophezeiungen spendete. An diesen Einsiedler, der Johannes hieß, wurde der Lieblings-Eunuch Eutropius gesendet; und erst nachdem Johannes seine Einwilligung gegeben und einen glücklichen Ausgang verheißen

hatte, wurden durch die beiden Feldherren Stilicho und Timasius ernsthafte Anstalten zum Kriege getroffen.

Von denselben unterrichtet und durch das Schicksal des Maximus belehrt, faßte Arbogastes den Entschluß, seinen Gegner in Italien zu erwarten, wo er mit einem aus Galliern und Germanen zusammengesetzten Heere die Ebene einnahm, welche die julischen Alpen von Aquileja und dem Frigidus sondert. Ungehindert überstieg Theodosius die julischen Alpen; und seine Ungeduld vertrug sich mit keiner Zögerung. Der Kampf des ersten Tages — es war der 6te Sept. des Jahres 394 — war zu seinem Nachtheil; geschlagen von den Galliern und Germanen, mußte er sich zurückziehen, und seine Lage war um so bedenklicher, weil es dem Heere an Lebensmitteln fehlte. Er schien verloren. Doch es rettete ihn der verrätherische Geist, welcher in den Heeren dieser Zeit herrschte. Mit Freuden willigte er in die Anträge, welche die Generale des Eugenius ihm machen ließen; und als am folgenden Morgen der Kampf erneuert wurde, trug ein Alpensturm, welcher dem feindlichen Heere viel Staub brachte, nicht wenig zu dem Siege bei. Eugenius, gefangen genommen und vor den Imperator des Osten geführt, büßte mit seinem Kopf für seine Nachgiebigkeit gegen den Arbogastes, wie unfreiwillig diese auch gewesen seyn mochte. Arbogastes, nachdem er einige Tage in den Gebirgen umhergeirrt war, stürzte sich, um minder schimpflich zu endigen, in sein eigenes Schwert. Theodosius war zum zweiten Male Herr des ganzen Römerreiches; und als solcher umarmte er den Bischof Ambrosius mit aller Herzlichkeit

eines Mannes, der es zu schätzen wußte, daß der Bischof zu Mailand an der letzten Umwälzung keinen Antheil genommen und den Ausgang derselben zum Vortheil des Theodosius seinen Vertrauten vorhergesagt hatte.

Der Imperator stand, als er diesen letzten Sieg davon getragen hatte, in einem Alter von funfzig Jahren; und die Bereitwilligkeit, womit die ganze Römerwelt seine Herrschaft anerkannte, ließ auf einen langen Frieden im Innern schließen. Doch diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Theodosius hatte zu lange der Trägheit und Schwelgerei nachgehangen, als daß die plötzliche Versetzung aus dem bequemen Palast in das beschwerdenvolle Lager ohne Folgen für seine Gesundheit hätte bleiben können. Es zeigten sich an ihm Spuren der Wassersucht; und diese Krankheit ward bald so gefährlich, daß er nicht genug eilen konnte, den jüngsten seiner Söhne nach Mailand kommen zu lassen, um ihn als Beherrscher des westlichen Reiches einzuführen. Arcadius und Honorius — so hießen seine Söhne — hatten bereits den Titel von Augusten erhalten; und da ihr Vater das Reich für sie getheilt hatte, so war Jener bestimmt, den Thron von Constantinopel auszufüllen, während Dieser den von Rom besteigen sollte. Die Ankunft des Honorius zu Mailand wurde durch Spiele im Circus gefeiert, welchen Theodosius beiwohnen wollte. Diese Anstrengung erschöpfte seine Kraft. Er starb in der nächsten Nacht, nachdem er den Stilicho zum ersten Minister des Honorius, den Rufinus zum ersten Minister des Arcadius ernannt hatte.

Laut wurde er nach seinem Tode von zwei Classen gepriesen, deren Eine ihn, und deren andere er besiegt hatte; nämlich von den Geistlichen und den Barbaren. Die Einsichtsvolleren warfen trübe Blicke in die Zukunft; und sie waren nur allzu sehr dazu berechtigt. Auf der Einen Seite leuchtete ihnen ein, daß die Auflösung des Römerreichs unter dem Theodosius bedeutende Fortschritte gemacht hatte; auf der anderen fürchteten sie die Folgen einer schwachen und getheilten Verwaltung unter zwei Fürsten, welche nur eine höfische Erziehung erhalten hatten. Die Leiden, welchen das Römerreich entgegenging, stellten sich nur allzu bald ein.

Damals, wie immer, fand man die Ursache der Schwäche in dem allzu weit getriebenen Luxus; doch, da es für diesen kein Maaß giebt, an welchem man seine Verderblichkeit erkennen könnte, und da außerdem in dem weiten Römerreiche die Armuth sehr überhand genommen hatte, theils durch die von Barbaren angerichteten Zerstörungen, theils durch eine, alle Kraft erschöpfende Finanz-Verwaltung: so darf man sich wohl nach anderen Ursachen des Verfalls umsehen. Und hier stellt sich sogleich der gänzliche Mangel an Vaterlandsliebe als die Hauptursache dar: man war gleichgültig geworden gegen ein Vaterland, in welchem man keine andere Bestimmung erhalten konnte, als dem Einzigen zu dienen, der sich Imperator nannte; und indem man sich immer nur aufopfern konnte, ohne für sich selbst und die Seinigen den mindesten Vortheil davon zu haben, fand man es abgeschmackt, sich selbst zu vertheidigen. In früheren Zeiten war es der Mühe werth, Beschwerlich-

lichkeiten zu ertragen; und darum scheuete man weder die schwere Rüstung, noch das kurze Schwert, noch das furchtbare Pilum, das die Welt erobert hatte. Alles hatte sich seitdem verändert; und da der Bogen sich nicht mit dem Schilde vereinigen ließ, an und für sich aber wenig Sicherheit gewährte, am wenigsten gegen die feindliche Reiterei: so fürchtete man sich, ins Feld zu ziehen, weil man sicher seyn konnte, entweder Freiheit oder Leben zu verlieren. So mußte freilich das Vaterland gegen seine Feinde durch Ausländer vertheidigt werden, die in jedem Betracht seine ersten Feinde waren.

Zu dieser Ursache gesellte sich aber noch eine andere. Die doppelte Gesetzgebung, welche durch das Christenthum in dem Römerreiche eingeführt wurde, war der Fortdauer desselben nichts weniger als vortheilhaft. Eine Religion, welche das göttliche Gesetz nicht so auffassen lehrt, daß das menschliche sich ihm mit Leichtigkeit und Sicherheit unterordnen kann, ist um so gefährlicher, weil der Staat, als solcher, nur durch das menschliche Gesetz besteht. Nicht, als ob das Christenthum nicht wesentliche Vorzüge vor dem Polytheismus gehabt hätte: wir haben uns im Laufe dieser Untersuchungen hinlänglich hierüber erklärt. Doch je mehr es von seiner ursprünglichen Einfachheit und Reinheit abgewichen war; je mehr es sich in bloßem Dogmen- und Formeln-Kram verloren hatte; je mehr man alle Tugend von einem blinden Glauben abhängig gemacht, und die Menschen zwischen zwei Welten gestellt hatte, von welchen die Eine verachtet und gehaßt, die andere gesucht und geliebt werden sollte: desto schneller mußte

man dahin gelangen, eine unheilbare Verwirrung, in den Köpfen sowohl, als in den Herzen, anzurichten, und alles, was Moral heißt, aufzuopfern, um eine Dogmatik zu retten, die, nichts vertheidigend, durch nichts vertheidigt wurde. Doch dieser Gegenstand ist allzu anziehend, als daß wir Bedenken tragen könnten, ihm eine besondere Entwickelung zu geben.

Sechstes Kapitel.

Letzter Kampf des Polytheismus mit dem Christenthume.

Im Kampfe mit dem Polytheismus war das Christenthum stark geworden: es hatte nach und nach gelernt, wie es sich verkörpern müsse; aus der Idee hatte sich ein Lehrbegriff, aus dem Lehrbegriff eine Grundlage für Herrschaft, und aus dieser ein förmliches Regierungs-System entwickelt, das am Schlusse des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung freilich noch nicht vollständig ausgebildet, aber doch seiner Vollendung sehr nahe war.

Haben die Dinge im Kampfe mit sich selbst eine gewisse Höhe erreicht, so muß Entscheidung erfolgen; und diese kann immer nur darin bestehen, daß das Schwächere dem Stärkeren weicht, und daß dieses so lange vorherrscht, bis es von einer ihm überlegenen Kraft besiegt wird.

Von der Souveränetät römischer Imperatoren unterstützt, konnte das Christenthum seines endlichen Sieges über den Polytheismus um so gewisser seyn. Meh-

reres trug indeß dazu bei, daß dieser Sieg verzögert wurde: vor allen Dingen der giftige Streit der Rechtgläubigen mit den Arianern, der sich zu eben der Zeit entspann, wo sich die christliche Kirche für immer befestigen sollte; dann der Abfall Julians zum Polytheismus; endlich die Gleichgültigkeit Valentinians gegen Alles, was ihm in dem Lichte des Aberglaubens erschien. Gratian, von einem Polytheisten *) erzogen, würde in der Bahn seines Vaters fortgegangen seyn, hätte nicht die Erscheinung der Gothen jenseits der Donau alles verändert. Der Tod des Valens, und die mißliche Lage, in welche der Osten gerieth, sobald die römische Armee von den Gothen besiegt war, bestimmte das Schicksal der europäischen Welt; und es wird immer merkwürdig bleiben, daß die ganze Ausbildung, welche die christliche Kirche in der Folge erhalten hat, von dem Schutze des Spaniers Theodosius herrührt, der nur durch seinen Aberglauben zu der ehrenvollen Benennung „des Großen“ gelangen konnte.

Welche Rolle Ambrosius am Hofe zu Mailand spielte, ist im vorigen Abschnitte auseinander gesetzt worden. So wie die Thatsachen der Geschichte einmal vor uns liegen, müssen wir annehmen, daß der Bischof von Mailand den Imperator Theodosius nie in seine Gewalt bekommen haben würde, wenn dieser in der Bestrafung der Einwohner von Thessalonika sich innerhalb der Grenzen der Menschlichkeit gehalten hätte. Sobald ein Imperator dahin gebracht war, gleich dem ge-

*) Sein Name war Ausonius.

meinsten Verbrecher Kirchenbuße zu thun, war es aus mit der bisherigen Suveränetät: diese war auf den Priesterstand übergegangen, und zwischen geistlicher und weltlicher Macht (Theokratie und Kosmokratie) ein Unterschied festgestellt, bei welchem alles zum Nachtheil Desjenigen war, der den Titel des Imperators führte.

Es gab aber im römischen Reiche gewisse Gegenstände, welche die Christen, vorzüglich die christliche Geistlichkeit, fortdauernd ärgerten. Dergleichen war die Bildsäule der Victoria, welche in dem Versammlungssaale des römischen Senats aufgestellt war. Constantius hatte dieselbe auf die Seite schaffen lassen, in der Voraussetzung, daß der römische Senat, welcher vor diesem Bilde den Gesetzen des Imperators und des Reiches Gehorsam zu geloben pflegte, sich in größerer Allgemeinheit, als bisher, zum Christenthum bekehren würde. Der Erfolg hatte indeß seinen Erwartungen nicht entsprochen; und da Julian die Bildsäule zurückgegeben, und Valentinian dieselbe geduldet hatte: so standen die Sachen für das Christenthum noch immer so, daß man sie aufs Wenigste ungewiß nennen konnte. Bei dem Ansehn, welches Rom, auch im tiefsten Verfalle, in der Römerwelt genoß, war nicht eher an einen förmlichen Sieg über den Polytheismus zu denken, als bis der Senat dahin gebracht war, daß er jenen Formen entsagte, welche, durch ein hohes Alterthum geheiligt, sich gewissermaßen von selbst vertheidigten. Eben deswegen mußte die christliche Geistlichkeit auf der Forderung bestehen, daß die Bildsäule der Victoria aus dem Versammlungssaale des Senats entfernt würde. So

schwer nun auch diese Forderung zu erfüllen war, so ging Gratian dennoch darauf ein; und indem er dem großen Haufen seine Tempel und Bildsäulen ließ, brachte er es wirklich dahin, daß die Bildsäule der Victoria aus dem Senate verbannt wurde.

Doch die Mehrheit des Senats sah hierin einen Gewaltstreich, den sie zu verbessern hoffen konnte. Es wurden Abgeordnete nach Mailand gesendet, welche die Beschwerden der römischen Priesterschaft und des Senats vortragen und auf die Zurückgabe der Victoria dringen sollten. Vergleicht man Zeiten mit Zeiten, so erscheint diese Gesandtschaft als die seltsamste, zu welcher sich ein römischer Senat bequemen konnte: — als der Ausdruck der höchsten Schwäche, zu welcher man, im Widerspruch mit sich selbst, herabsinken kann. Die große Angelegenheit war in die Hände des Symmachus gelegt: eines reichen Senators, welcher mit der Würde eines Pontifex und Augurs das Amt eines Stadt-Präfekten und eines Proconsuls von Afrika vereinigte. Symmachus war ein eben so kluger, als beredter Mann. Da er es mit dem Sohne der Justina zu thun hatte — denn Gratian war unterdeß in Lyon ermordet worden —: so vermied er alles, was den Glauben des Imperators hätte in Schatten stellen können. Seinen Versicherungen nach, waren Bitten seine einzigen Waffen. Die Einbildungskraft des jungen Imperators suchte er dadurch für sich zu gewinnen, daß er bei den Attributen der Siegesgöttin verweilte; und um sein Herz zu rühren, stellte er vor, wie ungroßmüthig die Einziehung der dem Götterdienste geweiheten Einkünfte

sey, und wie alle Opfer ihre Kraft verlieren würden, wenn sie nicht länger auf Kosten der Republik, und im Namen derselben, dargebracht würden. Den Aberglauben zu rechtfertigen, nahm er seine Zuflucht zur Skepsis. „Das große, unerfaßliche Geheimniß des Universums, sagte er, entschlüpft der Fähigkeit des Menschen; und da, wo die Vernunft nicht belehren kann, muß man der Gewohnheit gestatten, die Führerin der Sterblichen zu seyn. Jede Nation scheint durch treue Anhänglichkeit an den Gebräuchen und Meinungen, welche die Zeitalter geheiligt haben, nur dem Gebote der Klugheit zu folgen. In Wahrheit, was kann uns mehr zur Kenntniß der Götter führen, als die Erfahrung unseres früheren Wohlseyns und Glücks! Man muß dem Ausspruche von Jahrhunderten trauen; man muß Vätern folgen, die mit entschiedenem Glück in die Fußstapfen ihrer Väter getreten sind.“ Dann führte der Redner, um Roms Sache zu vertheidigen, die erhabene Roma redend ein, und legte der ehrwürdigen Matrone folgende Worte in den Mund: „Treffliche Fürsten, Väter des Vaterlandes! bemitleidet und ehrt ein Alter, welches in ununterbrochener Frömmigkeit verflossen ist. Da ich selbst nicht bereue, so erlaubt mir, meinen alten Gebräuchen treu bleiben zu dürfen; und da ich frei geboren bin, so gestattet mir meine häuslichen Einrichtungen. Diese Religion hat die Welt meinen Gesetzen unterworfen; diese Gebräuche haben den Hannibal von der Stadt, die Gallier vom Capitol vertrieben. Wurden meine grauen Haare einer solchen Beschimpfung aufgespart? Ich bin unbekannt mit der neuen Lehre,

die ich annehmen soll; aber das glaub' ich zu wissen, daß die Zurechtweisung des Alters ein eben so undankbares als ruhmloses Geschäft ist." *)

Ambrosius war bei dieser Rede zugegen. Hätte er sie auf der Stelle beantworten sollen, so würde, wie groß auch sein Fanatismus war, seine Verlegenheit nicht geringer gewesen seyn, als die der übrigen Anwesenden. Die Unfruchtbarkeit des Jahres 384 bewog noch mehr zur Vorsichtigkeit; denn die große Menge

*) Eadem spectamus astra, commune coelum est, idem nos mundus involvit. Quid interest, qua quisque prudentia verum inquirat? Uno itinere non potest perveniri ad tam grande secretum. Suus cuique mos, suus cuique ritus est. Varios custodes urbibus cunctis mens divina distribuit. Ut animae nascentibus, ita populis fatales genii dividuntur. Accedit utilitas, quae maxime homini Deos asserit. Nam cum ratio omnis in operto sit, unde rectius quam de memoria et de documentis rerum secundarum cognitio venit numinum? Jam si longa aetas auctoritatem religionis faciat, servanda est tot saeculis fides, et sequendi nobis sunt parentes, qui secuti sunt feliciter suos. Romam nunc putemus assistere atque his vobiscum agere sermonibus. Optimi principes, patres patriae, reveremini annos meos, in quos me pius ritus adduxit, ut utar ceremoniis avitis. Neque enim poenitet. Vivam more meo, quia libera sum. Hic cultus in meas leges orbem redegit; haec sacra Hannibalem a moenibus, a Capitolio Sennones repulerunt. Ad hoc ergo servata sum, ut longaeva reprehendar? Sera et contumeliosa est emendatio senectutis.

Symmachi Epist. Lib. X. epist. 54.

der Polytheisten, gewohnt, alle Unfälle den Christen zur Last zu legen, blieb sich hierin auch im genannten Jahre gleich, und von ihrem Aberglauben war nicht wenig zu fürchten. In den folgenden fruchtbareren Jahren trug Ambrosius kein Bedenken, den Symmachus förmlich zu widerlegen. Dies geschah in zwei Schreiben an den Imperator Valentinian, welche durch nichts so ausgezeichnet sind, als durch den philosophischen Geist, womit der Bischof von Mailand die Idee einer fortgehenden Entwickelung des menschlichen Geschlechtes vertheidigt, und eine zu weit getriebene Verehrung des Alterthümlichen, als den Fortschritten des Geistes in Künsten und Wissenschaften nachtheilig, verwirft — nicht ahnend, daß eine Zeit kommen könne, wo dieselben Argumente gegen das christliche Kirchenthum gerichtet werden würden. „Wie, fährt er fort, Roms heilige Gebräuche hätten den Hannibal von den Mauern, die senonischen Gallier vom Capitol vertrieben? Man rühmt die Macht dieser Gebräuche, und verräth ihre Schwäche. Also, lange spottete Hannibal der heiligen Gebräuche, und kam, trotz allem Widerstande der Götter, siegend bis unter die Mauern der Stadt? Wie kam es denn, daß Leute sich belagern ließen, für welche die Waffen ihrer Götter kämpften! Und was soll ich von den Senonen sagen, die, als sie ins Capitol eindrangen, ihren Zweck erreicht haben würden, wenn die Gänse durch ihr Geschnatter sie nicht verrathen hätten! Wo war damals Jupiter? Sprach er in den Gänsen? Doch was halte ich mich bei diesen Kleinigkeiten auf! Hannibal verehrte dieselben Götter. Mögen die Römer wäh-

len! Haben die heiligen Gebräuche in den Römern gesiegt, so sind sie in den Karthagern besiegt worden; oder auch umgekehrt. Dergleichen Erscheinungen erklärt die Tapferkeit der Legionen." *) In diesen Argumentationen wurde Ambrosius durch den Aurelius Prudentius unterstützt, welcher es der Mühe werth fand, die Rede des Symmachus in zwei Büchern Hexameter zu widerlegen, die ganz dazu gemacht sind, die dichterische Ohnmacht des Fanatismus zu beweisen; denn wäre diese Widerlegung mit echt religiösem Geiste geschrieben worden, so hätte daraus ein bezauberndes Meisterstück werden können.

Die Sache des Polytheismus, mit welchem Aufwande von Verstand sie auch vertheidigt werden mochte, war verloren, weil es nur noch eine Defensive für ihn

---

*) Haec sacra, inquit, Hannibalem a moenibus, a Capitolio Sennones repulerunt. Itaque dum sacrorum potentia praedicatur, infirmitas proditur. Ergo Hannibal diu sacris insultavit romanis, et Diis contra se dimicantibus usque ad muros urbis vincendo pervenit. Cur se obsideri passi sunt, pro quibus Deorum suorum arma pugnabant? Nam de Sennonibus quid loquar, quos Capitolii secreta penetrantes Romanae reliquiae non tulissent, nisi eos pavido anser strepitu prodidisset. En quales templa Romana Praesules habent! Ubi tunc erat Jupiter? An in ansere loquebatur? — Non in fibris pecudum, sed in viribus bellatorum tropaea victoriae sunt. — In der ganzen Widerlegung vermeidet Ambrosius, die christliche Mythologie der heidnischen entgegenzustellen; hierin sehr verschieden von dem Prudentius, und ganz Philosoph.

gab; die Sache des Christenthums mußte triumphiren, weil seine Diener angriffsweise zu Werke gingen. Wenige Jahre verstrichen in einem erträglichen Frieden. Kaum aber hatte Theodosius den Maximus in Pannonien geschlagen, so begab er sich nach Rom, um dem versammelten Senate die wichtige Frage vorzulegen: ob die Verehrung Jupiters oder das Christenthum die Religion der Römer seyn sollte. Mit Willkür war Symmachus ins Elend gesendet worden. Sein Schicksal verkündigte, was Jeder von einer Widersetzung zu erwarten hatte. Zwar gestattete der Monarch eine freie Erörterung der aufgeworfenen Frage; doch indem er die Versammlung nicht verließ, flößte er durch seine Gegenwart Hoffnung und Furcht ein. Was bisher vertheidigt worden war, wurde aufgegeben. Eine bedeutende Mehrheit erklärte sich gegen den Jupiter; und in so fern der Polytheismus die letzte Stütze der Antimonarchie war, stürzte diese in demselben Augenblick zusammen, wo jener zertrümmert ward. Selbst diejenigen Senatoren, welche sich für die Beibehaltung des alten Cultus erklärt hatten, lenkten ein, sobald sie sahen, daß seine Sache nicht länger zu halten war: sie gaben dem Ansehn des Imperators, dem Geiste der Zeit, und den Bitten ihrer Weiber und Töchter nach, die von Priestern und Mönchen gewonnen waren. Einen längeren Zeitraum hindurch war das Geschlecht der Anicier das einzige gewesen, das bei großem Reichthum und altem Adel sich zum Christenthum bekehrt hatte. Jetzt folgten seinem Beispiele die Bassier, die Pauliner, die Gracchen; und, wofern Prudentius nicht übertreibt, waren

es nicht weniger als sechshundert edle Geschlechter, die sich der christlichen Kirche zuwendeten. *)

Das Beispiel der alten Hauptstadt mußte um so mehr entscheiden, weil der Polytheismus, obgleich als Schauspiel anziehend, weder in den Gefühlen, noch in den Ideen, gewurzelt war. Jene Edicte, wodurch der rechtgläubige Theodosius den Osten von dem Arianismus gereinigt hatte, wurden jetzt mit dem besten Erfolg auf den ganzen Westen in größerer Allgemeinheit angewendet; und indem der Imperator alle Opfer als verbrecherisch und schändend verbot, griff er den Aberglauben da an, wo er keines Widerstandes fähig war. Jovinus und Gaudentius, zwei Beamten von hohem Range, erhielten den Auftrag, die Tempel zu schließen, die Werkzeuge des Götzendienstes zu zerstören, die Vorrechte der Priester zu vernichten, und alles geheiligte Eigenthum, zum Vortheil des Imperators, der Kirche und des Heeres, einzuziehen. Fanatische Priester unterstützten das Werk. In Gallien zog Martin, Bischof von Tours, an der Spitze seiner getreuen Mönche aus, um die Götzenbilder, die Tempel und die geweiheten Bäume seiner Diöcese zu zerstören; und in Syrien geschah dasselbe von dem vortrefflichen Bischof von Apamea, bis er von dem Landvolk erschlagen wurde. Nur wenige Tempel entgingen der Zerstörung. Der Tempel

---

*) Sexcentas numerare domos de sanguine prisco
Nobilium licet, ad Christi signacula versas,
Turpis ab Idolii vasto emersisse profundo.
Prudent. in Symmachum Lib. I. s. f.

der himmlischen Venus zu Karthago wurde in eine Kirche verwandelt; und ein ähnliches Schicksal hatte das Pantheon zu Rom. Es zeigte sich also auch bei dieser Gelegenheit, daß große Städte den Zerstörungen leichter entgehen, als kleine.

Auch in Alexandrien fand die Zerstörung des Serapis-Tempels bedeutende Schwierigkeiten. Der erste von den Ptolemäern hatte den Serapis-Dienst in Ägypten eingeführt; und wie sehr man sich auch Anfangs geweigert hatte, den neuen aus Sinope stammenden Gott an der Stelle des Osiris als Gemahl der Isis gelten zu lassen: so war es doch, nach und nach, den Priestern gelungen, den großen Haufen für die Neuerung zu gewinnen. Eine Reihe von Jahrhunderten hatte diesen Cultus geheiligt, dem es nicht an Feierlichkeit fehlte; Alexandrien selbst wurde um seinetwillen nicht selten die Stadt des Serapis genannt. Hundert Schritte über dem anliegenden Theile der Stadt, erhob sich der Tempel, erbauet auf einem künstlichen Berge, dessen Inneres durch Schwibbogen gestützt und in Hallen und unterirdische Gemächer abgetheilt war. In dem Tempel selbst befand sich die Bildsäule des Serapis. Von colossaler Größe, füllte sie den Raum zwischen den entgegenstehenden Wänden. Nur einige Attribute unterschieden sie von den gewöhnlichen Darstellungen des Jupiter; dahin gehörte ein Scheffel, der das Haupt bedeckte, und ein emblematisches Ungeheuer, welches in der Rechten gehalten wurde, während die Linke das Scepter führte: der Kopf und der Körper einer Schlange spalteten sich in drei Schweife, welche wiederum in die

Köpfe eines Hundes, eines Löwen und eines Wolfes ausliefen. Welche Vorstellungen dieser Schöpfung zum Grunde lagen, ist nie ins Klare gebracht worden. Die Sage war, daß, wenn jemals die Hand eines Frevlers sich an der Majestät des Gottes vergreifen sollte, Himmel und Erde in das ursprüngliche Chaos zurückkehren würden. Seit langer Zeit war dieser Cultus den Christen von Alexandrien ein Gräuel gewesen; doch hatten sie denselben nie gestört, aus Furcht vor einem Aufstande der Serapis-Diener, welcher leicht die Folge haben konnte, daß Constantinopel minder regelmäßig versorgt wurde. Die Edicte des Theodosius veränderten die Lage der Dinge; und indem Theophilus, ein heftiger und entschlossener Mann, den erzbischöflichen Stuhl von Alexandrien einnahm, wurden ernstliche Anstalten zur Zerstörung des Serapis-Tempels getroffen. Doch die Verehrer des Gottes faßten den Entschluß, die Entwürfe des Erzbischofs zu vereiteln: sie verschanzten sich in dem Tempel; und durch kühne Ausfälle brachten sie ihre Gegner dahin, daß sie von ihrem Unternehmen abstehen mußten. Es wurde ein Waffenstillstand vermittelt, welcher bis zur Ankunft einer entscheidenden Antwort des Imperators dauern sollte. Da diese zum Nachtheil der Serapis-Diener ausfiel, und eine allgemeine Muthlosigkeit derselben dem Theophilus freien Spielraum gab: so schritt er sogleich zur Zerstörung des Tempels. So groß war indeß die Achtung, welche die Christen, sey es für die Sage, sey es für die Majestät des Bildes hegten, daß Niemand sich an dem Gott vergreifen wollte. Endlich bestieg ein unerschrockener

Soldat eine Leiter, und versetzte dem, aus verschiedenen Metallplatten zusammengesetzten Bildniß mit der Streitaxt einen Streich gegen die Wange. Diese fiel herab; und da der Donner schwieg, und Himmel und Erde keine Veränderung erlitten, so lag hierin eine Aufmunterung zur Fortsetzung des einmal begonnenen Werkes. In kurzer Zeit war das Kunstgebilde zertrümmert, und Theophilus erwarb sich das Verdienst, den Zuhörern zu erklären, wie die Priester des Serapis die Leichtgläubigkeit von Männern und Weibern benutzt hätten, um, vermöge eines Magnetsteins und anderer künstlicher Vorrichtungen, scheinbare Wunder zu verrichten. Was von Gold und Silber in dem Tempel war, wurde gesammelt und eingeschmolzen, der Tempel selbst zerstört, die denselben umgebenden Gebäude geplündert, und so eine schätzbare Bibliothek vernichtet, die sich in einem dieser Gebäude befand. Sehnsuchtsvoll erwarteten die Verehrer des Serapis, daß der Nil so großen Frevel rächen würde; und da die Ergießung dieses befruchtenden Stromes dies Mal länger als gewöhnlich ausblieb, so fanden sie hierin ein Unterpfand für die Wahrheit ihres Glaubens. Doch die Natur, ihren ewigen Gesetzen getreu, spottete des Wahnsinns der Menschen: der Nil ergoß sich, erreichte die gewöhnliche Höhe, und strömte allmählig ins Meer aus, ohne daß Ägypten im Mindesten litt.

Sobald die größten Städte des Reiches mit ihrer ganzen Bevölkerung für das Christenthum gewonnen waren, konnten die übrigen Bewohner des Reiches nicht zurückbleiben. Die Landleute, ihren Gewohnheiten am

meisten getreu, fuhren zwar noch einen längeren Zeitraum fort, den alten Göttern zu opfern; und so entstand die Benennung der Paganen oder Heiden, zur Bezeichnung aller Nicht-Christen. Doch die strengen Befehle des Theodosius drangen allmählig auch bis zu ihnen hin, und die Furcht vor dem Verlust ihrer Habe oder ihres Lebens wirkte eine Bekehrung, welche auf einem anderen Wege schwerlich zu bewirken war. Die Geistlichkeit kam dieser unglücklichen Klasse dadurch zu Hülfe, daß sie auf ihre Vorstellungen und Gewohnheiten einging, und in den christlichen Cultus alles das aufnahm, was mit den Grundlehren nicht in unmittelbarem Widerspruche stand. Die Kunst der Vermittelung hat den katholischen Cultus zu Dem gemacht, was er noch gegenwärtig ist; und von allem, was die römische Kirche Überlieferung nennt, muß der Grund in ihrem Streben nach Allgemeinheit gesucht werden. So weit ging die Nachgiebigkeit gegen die Vorstellungen und Gewohnheiten der Nicht-Christen, daß man, um sie zu gewinnen, die Verehrung der Martyrer einführte, und dadurch den Polytheismus der alten Welt beinahe eben so wiederherstellte, wie man ihn zerstört hatte. Da die neue Hauptstadt des Reiches keine Heiligen und Martyrer aufzuweisen hatte: so versah sie sich damit aus den Provinzen. Die Leichname der Heiligen Andreas, Lukas, Timotheus waren längst zu Staub und Asche geworden, als sie, drei Jahrhunderte nach ihrem Tode, mit großer Feierlichkeit nach Constantinopel gebracht wurden, um in der von Constantin mit ungemeiner Pracht erbaueten Kirche der Apostel beigesetzt zu werden.

So

So weit trieb man den kirchlichen Unsinn, daß man, funfzig Jahre später, die Asche des Richters und Propheten Samuel nach Constantinopel brachte, ohne zu fragen, welche Stellung er gegen die Lehren Jesu genommen haben würde, hätten sie zu seiner Zeit zum Vorschein treten können. In einer goldenen, mit einem seidenen Schleier verhüllten Vase wurde diese zweideutige Asche von bischöflichen Händen getragen; die Heerstraße von Palästina bis Constantinopel war mit einer ununterbrochenen Procession bedeckt, in welcher Bischöfe und Gemeinden sich ablöseten; und der Sohn des Theodosius ging, an der Spitze der Geistlichkeit und des Senats, einem Gaste entgegen, welchen die Geschichte als einen Feind des Königthums darstellt und der das Musterbild nachmaliger Päbste zu werden bestimmt war. Wie hätte es nach allen diesen Vorgängen fehlen können, daß auch die Hauptstadt des Osten mit Martyrern bevölkert wurde! Die Liebe und Anhänglichkeit an dem neuen Glauben zu vermehren, erzählte man von Wundern, an den Gräbern der Heiligen und Martyrer verrichtet; und indem Wahrheit und Dichtung, um des nützlichen Zweckes willen, zu Einem und Demselben wurden, bildete sich in kurzer Zeit eine christliche Mythologie, welche, wenn gleich ihrem Inhalte nach von der früheren verschieden, dieser an Reichthum nichts nachgab, und, von einem Lucian bearbeitet, nur ein Gegenstand des Lachens werden konnte. In dem menschlichen Geiste ist so viel Mechanisches, daß das, was ihm unaufhörlich als Wahrheit vorgehalten wird, immer damit endigt, seinen Glauben zu finden; und wo Priester eine

Macht ausüben, gegen welche keine andere aufkommen kann, da entsteht eine nothwendige Verdunkelung aller Begriffe, und das Wesen der Dinge sinkt zu Dem herab, was ihr Vortheil daraus zu machen für gut befindet. Es ist alsdann nicht weiter die Rede von Religion, sondern nur von der Verehrung eines besonderen Standes, der sich herausgenommen hat, das Maaß von Einsicht und Beurtheilung zu bestimmen, das jeder Einzelne haben soll, damit die einmal eingeführte Ordnung nicht gestört werde.

Vollendet war nunmehr die große Revolution, welche das römische Reich seit drei Jahrhunderten bedroht hatte, und welche abzuwenden wenigstens Einzelne beflissen gewesen waren. In allen Theilen des weitschichtigen Römerreiches waren Bischöfe und Presbyter an die Stelle der Consuln und des Senats getreten. Jener kosmokratische Geist, von welchem Rom in einer früheren Periode beseelt gewesen war, hatte dem theokratischen Platz gemacht; und dieser, zwischen zwei Welten schwebend und das Irdische dem Himmlischen aufopfernd, vertrug sich nicht länger mit den bürgerlichen Tugenden, ohne welche der Staat, als solcher, nicht fortdauern kann. Dies hatte die wichtigsten Folgen für das gesammte Römerreich. Der Untergang des westlichen Theils desselben war nicht mehr zu hintertreiben; und obgleich der östliche sich länger hielt, so hörte doch auch er nicht auf zu kränkeln, bis er, ein Jahrtausend später, trotz der vortheilhaften Lage seiner Hauptstadt und allen übrigen Vertheidigungsmitteln, sein Ende fand. *)

*) Es ist vielfältig bemerkt worden, daß seit der Verbrei-

Mit dem fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung hob das sogenannte Mittelalter an, in welchem Europa seine gegenwärtige Gestalt erhalten hat. Die Geschichte der Römer ist dadurch die Geschichte aller europäischen Völker geworden; und hätte es nie ein siegendes Chri-

---

tung des Christenthums im Römerreiche der Muth abgenommen habe. Ganz ungegründet ist diese Bemerkung gewiß nicht, wiewohl der Einfluß abstracter Lehren auf die Leidenschaften der Menschen immer nur gering seyn kann. Wenn also Macchiavelli sagt: die christliche Religion habe durch den Werth, welchen sie auf das Dulden lege, den menschlichen Geist zur Sklaverei und Unterthänigkeit hingezogen (S. Discorsi Lib. III.): so mag daran viel Wahres seyn; nur, daß man nicht vergessen darf, daß der Geist und Charakter einer Religion in der Gesellschaft durch sehr Vieles beschränkt wird. Polytheismus und kirchliches Christenthum werden übrigens als Entgegengesetzte in ihren Wirkungen schwerlich besser angeschauet, als in dem Betragen des Brasidas, eines spartanischen Generals, und des Bellarmin, eines Heros der katholischen Kirche. Jener, von einer gefangenen Maus gebissen, ließ sie mit den Worten laufen: „Nichts ist so verächtlich, was sich nicht retten könnte, wenn es den Muth hat, sich zu vertheidigen.“ Dieser ließ sich von Fliegen und ekelhaftem Gewürm plagen, indem er sagte: „wir (Christen) erhalten zum Lohn für unsere Leiden den Himmel, während diese armen Geschöpfe nichts weiter haben, als den Genuß der Gegenwart.“ Dies setzt freilich eine große Verschiedenheit in den Maximen voraus: eine Verschiedenheit, welche sich nicht mit der Verwandlung eines griechischen Helden in einen Heiligen der römisch-katholischen Kirche verträgt.

stenthum gegeben, so würde keine von den Erscheinungen der Gegenwart zu erklären seyn.

Bei solchen Umwälzungen zu fragen, nach welchem positiven Rechte sie zu Stande gekommen sind, ist eben so abgeschmackt, als überflüssig. Keine Umwälzung kommt auf diesem Wege zu Stande: denn die Bestimmung des positiven Rechts ist keine andere, als, die Umwälzung zu hintertreiben; und so lange es in Kraft ist, wird dieselbe wirklich hintertrieben.

Dagegen kann keine Umwälzung vollendet werden, ohne daß sie von dem natürlichen oder göttlichen Rechte begünstigt wird; und dieses pflegt in eben dem Maaße wirksamer zu werden, je schlechter es verstanden, d. h. je weniger das menschliche und gesellschaftliche Gesetz ihm angepaßt und untergeordnet ist.

Es sey erlaubt, dies weiter zu verfolgen, theils um den Streit zu schlichten, in welchem die Polytheisten und Christen am Schlusse des vierten Jahrhunderts begriffen waren, theils um auf eine einleuchtende Weise zu zeigen, wie das Christenthum, frei von allen Wundern, empor kam und sich Bahn brach.

Wenn der Leser sich an das zurückerinnern will, was wir im Laufe dieser Untersuchungen über die Entstehung, Ausbildung und Verkörperung des Christenthums bemerkt haben: so werden wir im Stande seyn, ihm eine bisher nicht ausgesprochene Wahrheit mitzutheilen, welche nicht nur den Fortgang, sondern auch die Gestalt des Christenthums bis auf unsere Zeiten erklärt.

Diese Wahrheit ist: „daß die Welt das Christenthum, so wie es gegenwärtig ist, schwerlich jemals kennen gelernt haben würde, wenn das Römerreich in seinem großen Umfange anders als despotisch hätte regiert werden können.“

Was hier nur als Behauptung dasteht, ist eines strengen Beweises fähig.

Die Natur hat für alle Erscheinungen, welche von ihr ausgehen, nur Ein Gesetz: das der Kraft und Gegenkraft, der Wirkung und Gegenwirkung. Dieses Gesetz nun sollte auch auf die Gesellschaft angewendet werden. Da die Menschen es aber wenig kennen, so setzen sie sich nur um so leichter außer Stande, es da anzuwenden, wo es nicht fehlen sollte. Dies nun war auch den Römern, als glücklichen Eroberern, begegnet. Kaum stand das Reich in seiner Größe da, so machte man die Entdeckung, daß dasselbe nur in so fern fortdauern könne, als die Gegenkraft aus dem Regierungs-System verbannt bleibe. Die natürliche Folge davon war — nicht die Stärke, wohl aber die Schwäche der Regierung. Unter diesen Umständen aber drängte sich die Gegenkraft, dem Naturwillen gemäß, der Regierung auf; und da sie nicht die Gestalt annehmen konnte, in welcher sie allein nützlich zu werden vermochte, so wählte sie diejenige, gegen welche das Wenigste einzuwenden war. Dies war die der Religion. Ist die politische Schöpfung mißgerathen oder verdorben — und wie oft ist dies der Fall gewesen! — so bleibt nichts anderes übrig, als zu dem göttlichen Gesetz, als zu Demjenigen

zurückzukehren, was aller menschlichen Gesetzgebung zum Grunde liegt. Dies nun geschieht entweder mit der Phantasie, oder mit der Vernunft: mit jener von Denen, welche, unter dem Drucke schlechter Gesetze seufzend, ihre Rettung von einem höheren Wesen erwarten; mit dieser von Denen, welche, in einer klaren Anschauung des göttlichen Gesetzes lebend, wissen, daß das menschliche Gesetz nur dadurch zu einem guten werden kann, daß es sich jenem mit Freiheit unterordnet. Doch weder die eine noch die andere Weise, das göttliche Gesetz anzuschauen, führt da zum Ziele, wo alles im Zuschnitte verdorben ist; und bei einem fortgesetzten Bestreben, das göttliche Gesetz geltend zu machen, müssen selbst Diejenigen ausarten, die sich damit befassen. Was also auch das Christenthum in seinem ersten Ursprunge seyn mochte: nach seinem Eintritt in die Gesellschaft war es Antimonarchie in der Monarchie; und als solche konnte es nicht verfehlen, die Monarchie so lange zu bekämpfen, bis sie dieselbe besiegt hatte. Wäre demnach nicht das Bedürfniß einer Gegenkraft im Römerreiche vorhanden gewesen: so würde aus dem Christenthum nie geworden seyn, was daraus ward. Jenes Bedürfniß aber beruhete wesentlich darauf: einmal, daß die Gegenkraft von dem Regierungs-System durch die Größe des Reiches ausgeschlossen war; zweitens, daß sie sich in keiner anderen Gestalt darstellen durfte, als in der, worin sie sich wirklich darstellte, nämlich in der Gestalt einer Institution, welche sich selbst die Bestimmung gab, das politische System zu unterstützen. Mit Einem Worte: die Herrschaft des

Christenthums war eine Folge der großen Umwälzung, welche dadurch entstand, daß die Römer sich zu Herren des großen Raumes zwischen der sandigen Region in Afrika und dem Euphrat, und zwischen der Donau und den Kataraften des Nil machten, ohne Das in sich zu tragen, wodurch eine solche Herrschaft behauptet werden kann, wenn sie überhaupt zu behaupten ist.

Ich weiß sehr wohl, was man gegen diesen Beweis einwenden kann; allein ich weiß zugleich, daß alle Einwendungen, die man zu machen im Stande ist, von irgend einem Vorurtheile herrühren. Ein solches ist die Güte der römischen Gesetzgebung. Aber wer diese behaupten will, der macht sich anheischig, den gigantischen Gegenbeweis niederzukämpfen, den die Geschichte des römischen Reiches liefert. Die römische Gesetzgebung war zu allen Zeiten höchst fehlerhaft und schlecht in demjenigen Theile, der den Organismus der Regierung umfaßte; und da sie dies über allen Widerspruch hinaus war — wie hätte sie vortrefflich und gut in dem Theile seyn können, der die bürgerlichen Verhältnisse regelte! Ist denn nicht alle bürgerliche Gesetzgebung, ihrer inneren Beschaffenheit nach, abhängig von der organischen? und ist es auch nur denkbar, daß gute bürgerliche Gesetze da zum Vorschein kommen können, wo die Art und Weise, sie hervorzubringen, eine verkehrte ist? In dieser Lage der Dinge in das Römerreich eingeführt, konnte das Christenthum nicht umhin, eine besondere Gesetzgebung für seine Anhänger zu bilden, nicht, wie es eigentlich hätte thun sollen, dabei

stehen bleiben, die ewige Grundlage aller menschlichen Gesetzgebung geltend zu machen. Aber dies kann Niemand befremden, der in Erwägung zieht, 1) daß ohne Anschauung des Universums in seiner unendlichen und unbegränzten Thätigkeit, und ohne ein durch das Gemüth entflammtes Gefühl überhaupt nicht an Religion zu denken ist; 2) daß alle Versuche, entweder in die Natur und Substanz des Universums einzudringen, oder die Anschauung desselben in ein System, in einen zusammenhangenden Lehrbegriff zu fassen, nothwendig Mythologie werden müssen; 3) daß auf diesem Wege sich ganz von selbst Secten bilden, die, indem sie ihre Eigenthümlichkeit gegen die ihrer Mitbürger vertheidigen, kein größeres Interesse haben, als sich immer mehr auszudehnen; 4) endlich, daß das bloße Daseyn von Secten zu Constitutionen führt, weil eine Gesellschaft nur durch den Gehorsam gegen die Gesetze fortdauern kann. Sobald es einmal dahin gekommen war, blieb nichts anderes übrig, als eine neue gesellschaftliche Ordnung ins Leben zu rufen und die Idee des Christenthums zur Grundlage einer Herrschaft zu machen. Aus den einzelnen Gesellschaften wurden nach und nach große Gemeinden mit ihren Vorstehern unter allerlei Titeln und Benennungen; Staaten im Staate, die, wie es immer der Fall gewesen ist, durch Aufhebung der Einheit nur nachtheilig einwirken konnten. Dies alles hing mit der ursprünglichen Idee des Christenthums nur in so fern zusammen, als sie sich zuerst in Zeiten offenbarte, wo die Überreste der durch eigenthümliche Verfassungen gebildeten Nationalität noch mächtig ent-

gegen wirkten und zur Nachgiebigkeit zwangen. Ein neues Priesterthum lag eben so wenig in den Absichten des Urhebers der christlichen Religion, als in denen des brittischen Urhebers der Naturphilosophie; aber die organischen und bürgerlichen Gesetze des römischen Reiches gebaren es dadurch, daß ihnen die Vollkommenheit abging, welche das neue Priesterthum verhindert haben würde. Nur dieser, in sich selbst negativen, Ursache kann die Entwickelung zugeschrieben werden, welche die Kirche als gesellschaftliches Institut erhielt. Denn, wo die gesellschaftliche Ordnung durch gute Gesetze sicher gestellt ist, da kann der Geistliche sein Geschäft nur darein setzen, daß er dem menschlichen Gesetze durch Nachweisung seiner Unterordnung unter das göttliche eine unbedingtere Unterwerfung verschafft; wo aber die gesellschaftliche Ordnung aus Mangel an guten Gesetzen hin und her schwankt, da bleibt nichts weiter übrig, als durch eine willkürliche Auslegung des göttlichen Gesetzes die Kraft des menschlichen zu ersetzen, wie dies in allen Kirchenstaaten und Theokratieen der Fall ist. Man sieht hieraus, in wie fern die Geistlichkeit ihre wahre Bestimmung erfüllt hat; man sieht hieraus aber zugleich, wie unmöglich dies am Schlusse des vierten Jahrhunderts und in den unmittelbar darauf folgenden Zeiten war.

Faßt man das bisher Gesagte zusammen, so ergiebt sich daraus: 1) daß die Polytheisten nicht begriffen, wie der Polytheismus von dem Augenblick an, wo die Verfassungen, auf welche er berechnet war,

ihren Untergang gefunden hatten, zu einer glänzenden Chimäre geworden war, durch welche nichts mehr geleistet werden konnte; 2) daß auf gleiche Weise die Christen und ihre ersten Vorsteher nicht begriffen, wie das Christenthum, auf welches sie so stolz waren, zwar eine vortreffliche Grundlage für eine bessere Gesetzgebung in sich schloß, diese aber keinesweges ersetzen sollte. Auf diesem gegenseitigen Nicht-Begreifen beruhete der Streit zwischen beiden: ein Streit, bei welchem alles, was Religion genannt zu werden verdient, aus der Acht gelassen wurde, und welcher, möglicher Weise, nicht eher aufhören konnte, als bis der Polytheismus, als etwas Veraltetes, von dem Christenthume gänzlich verdrängt war. In einem Staate, dessen Regierung durch eine Vereinigung von Einheit und Gesellschaftlichkeit wirklich stark gewesen wäre, würde dieser Streit gar nicht empor gekommen seyn; nicht etwa in Folge einer niederschmetternden Gewalt, womit sie ihn beseitigt hätte, wohl aber in Kraft ihres bloßen Daseyns, neben welchem sich keine andere Macht hätte geltend machen können. Noch jetzt beruhet die Wirksamkeit alles Kirchlichen auf der Beschaffenheit der organischen Gesetze in den Staaten; und so fern diese sich immer mehr vervollkommnen, darf man mit Sicherheit vorhersehen und vorhersagen, daß das Kirchenthum seine politische Macht in eben dem Maaße verlieren wird, worin die politischen Systeme sich dem Ideale nähern, welches die Verbindung der Kraft und Gegenkraft in sich schließt. Dem Pabstthume steht die härteste Probe in den Repräsentativ-Verfassungen bevor.

Die Polytheisten zu beschwichtigen, suchte der heil. Augustin in seinen an den Marcellus gerichteten zwei und zwanzig Büchern zu beweisen, daß der Staat Gottes wesentlich verschieden sey von jenem weltlichen Staate, in welchem die Römer um einiger Tugenden willen Belohnungen empfangen hätten, die eben so eitel gewesen wären, wie die Tugenden selbst.

Sein Werk hat seit dem fünften Jahrhundert nicht aufgehört, ein Gegenstand der Bewunderung zu seyn. Der heil. Augustin lebte indeß in einem großen Irrthume. über die Idee eines Gottes-Staates (civitas dei) urtheilt man am mildesten, wenn man sie eine Chimäre nennt. Die göttlichen Gesetze sind dabei stehen geblieben, eine Gesellschaft möglich zu machen; sie haben es dem Menschen überlassen, die Gesellschaft zu verwirklichen. So lange es also Staaten giebt, sind sie durch das menschliche Gesetz zusammengehalten und regiert worden; und wo das menschliche Gesetz sich für ein göttliches ausgab, da geschah es nur in Folge irgend eines Betrugs, welchen der Mangel an hinlänglichen Machtmitteln entschuldigte oder rechtfertigte. Durch das göttliche Gesetz ist die Abhängigkeit des Menschen von Menschen festgestellt; es bildet die Grundlage aller Gesellschaft. Da aber das göttliche Gesetz in diese Abhängigkeit keine Abstufung gebracht hat: so beginnt die menschliche Schöpfung, in so fern sie sich auf die Gesellschaft bezieht, mit der Feststellung dieser Abstufung; und aus ihr geht die ganze politische Welt hervor: denn ehe es Gesetze giebt, welche gesellschaftliche Verhältnisse

ordnen, muß die Art und Weise, diese Gesetze hervorzubringen, gesichert werden. So kommt die Verfassung zum Vorschein, die, wie gut oder wie schlecht sie ausfallen möge, an und für sich nichts weiter ist, als das Mittel zu Gesetzen zu gelangen. Der vollkommenste Staat ist also nicht der, in welchem das göttliche Gesetz regiert; denn da dieses alle organische und alle bürgerliche Gesetze ausschließt, die Gesellschaft aber ohne beide gar nicht fortdauern kann: so ist es absolut unmöglich, daß der Staat mit ihm allein bestehe. Der vollkommenste Staat ist vielmehr derjenige, in welchem sich das menschliche Gesetz dem göttlichen so untergeordnet hat, daß die besten organischen Gesetze die Urheber und Erzeuger der besten bürgerlichen Gesetze werden können. Hierdurch aber ist das Urtheil gesprochen über alle Theokratieen, die, indem sie das göttliche Gesetz mit dem menschlichen vermengen, gerade die allerunvollkommensten Regierungen bilden.

Davon ahnete freilich dem heil. Augustin nicht das Mindeste. Ihm ging eine große Erfahrung ab: die des Kirchenstaates, so wie er, das ganze Mittelalter hindurch, bis auf unsere Zeiten bestanden hat. Nie würde sich also die Idee eines Gottesstaates in dem heil. Augustin entwickelt haben, wenn davon zu seiner Zeit bereits so viel verwirklicht gewesen wäre, als später davon verwirklicht wurde. Seltsam genug, daß ein Mann zu den Heiligen gezählt wird, der, wenn er dem sechzehnten Jahrhunderte angehört hätte, vielleicht mit Machiavelli gesagt haben würde: „Die meiste Gottlosig-

keit findet man da, wo man das Gegentheil von ihr am bestimmtesten voraussetzt — in dem Kirchenstaat!“ *)

---

*) In einer noch spätern Zeit hätte der heil. Augustin vielleicht mit Bossuet gesagt: „die Politik sey die Anwendung der christlichen Religion auf die Regierung der Völker.“ Alsdann hätte es keines großen Aufwandes von Gelehrsamkeit bedurft, um zu zeigen, wie vom Anbeginn der Fehler aller Verfassungen in dem Mangel einer geregelten Gegenkraft gelegen, und wie die Schicksale der Staaten sich aus diesem Mangel entwickelt haben. Allen Lesern wäre alsdann klar geworden, worauf die Göttlichkeit der christlichen Lehre beruhet, und weshalb man sich niemals von ihr trennen müsse. Doch alles will seine Zeit haben. Um das Christenthum für das zu erkennen, was es in sich ist, mußte es durch alle die Verunstaltungen gehen, die es im Mittelalter erfahren hat, und allen den Mißbräuchen ausgesetzt seyn, denen nur die Reformation eine Schranke setzen konnte. Wie wenig der heil. Augustin davon verstand, zeigt sich besonders im achten Buche seiner Civitas dei, wo er über den Platon nicht viel besser urtheilt, als ein Capuziner noch jetzt über diesen Heros der Philosophie urtheilen würde.

Siebentes Kapitel.

Arcadius und Honorius.

(Von 395 bis 422.)

Die Fürstenwürde erblich zu machen, ohne den Staat zu Grunde zu richten, setzt eine Kunst voraus, die in denen Zeiten, von welchen hier die Rede ist, gar nicht vorhanden war.

Da die Natur in ihrem großen Gange sich durch Menschen nicht irre machen läßt, so hat alle menschliche Weisheit von Anfang an darin bestanden, diesen Gang genau zu beobachten und sich demselben mit Freiheit unterzuordnen. Was ist unsicherer, als das Leben eines Menschen. Ist dieser Mensch Monarch, und soll durch seinen Tod nicht eine große Zerrüttung veranlaßt werden: so bleibt, wenn die Erblichkeit den Vorzug vor der Wahl erhalten hat, nichts Anderes übrig, als solche Anstalten zu treffen, daß die Minderjährigkeit oder die Unfähigkeit des Nachfolgers keinen Einfluß gewinne auf das Schicksal der Millionen, die als Unterthanen dastehen. Dies nun läßt sich mit Erfolg nur da bewirken, wo ein Volk durch seine Stellvertreter Theil nimmt an

der Gesetzgebung, d. h. wo der Monarch nicht alles in allem ist und seine Individualität ausschließend entscheidet. Vermindert werden die Übel der Minderjährigkeit oder der Unfähigkeit allerdings auch durch eine gesetzlich festgestellte Regentschaft, welche die Erbfolge-Ordnung beschützt; allein, da diese Regentschaft immer den Charakter einer bloßen Ministerschaft behält, so kann es nicht fehlen, daß sie große Nachtheile in sich schließet, welche am schnellsten und furchtbarsten da zum Vorschein kommen, wo alles auf Unumschränktheit berechnet ist.

Dies vorausgesetzt, konnte man das römische Reich beim Tode des Theodosius nur beklagen. Von Denjenigen, die zu Nachfolgern des Imperators bestimmt waren, zählte Arcadius achtzehn, Honorius elf Jahre. Beide hatten eine Erziehung erhalten, welche so gut und so schlecht war, wie der Hof von Constantinopel sie zu geben vermochte. Selbst wenn ihre natürlichen Anlagen untadelhaft gewesen wären, so würden doch die Formen des Hofes nicht wenig dazu beigetragen haben, die Entwickelung derselben zu verhindern. So wie beide sich in der Folge zeigten, fehlte es ihnen an Allem, was Charakter genannt zu werden verdient; und dies war unstreitig nichts weniger, als zufällig.

Theodosius, welcher sich gegen die Unfähigkeit seiner Söhne nicht verblenden konnte, gleichwohl aber dem Gedanken, sie zu Nachfolgern zu haben, nicht entsagen wollte, glaubte allen Nachtheilen, welche von jener Unfähigkeit unzertrennlich waren, dadurch vorzubeugen, daß er das römische Reich zwischen Beide theilte, und einen ausgezeichneten Mann zu ihrem Vormund erhob, damit

die Einheit des Reiches wenigstens durch Etwas bewahrt würde.

Das Widersprechende, das in dieser Anordnung lag, war an und für sich hinreichend, eine große Zerrüttung herbeizuführen; denn diese bleibt niemals aus, wenn die Natur der Dinge verletzt ist.

Arcadius, zum Imperator des Osten erhoben, erhielt zu seinem Wirkungskreise Thracien, Klein-Asien, Syrien und Ägypten, von der Nieder-Donau bis zu den Gränzen von Persien und Äthiopien; sein jüngerer Bruder Honorius bekam Italien, Afrika, Gallien, Spanien und Britannien. Zwischen Beide wurde die große Präfektur von Illyricum so getheilt, daß Noricum, Pannonien und Dalmatien zu dem westlichen, Dacien und Macedonien hingegen zu dem östlichen Reiche geschlagen wurden. Auf diese Weise war die Gränze zwischen beiden Reichen ungefähr eben dieselbe, welche gegenwärtig die östreichischen Staaten von der Türkei trennt. In Hinsicht des Gebietsumfanges und der Bevölkerung hatte also Theodosius für ein Gleichgewicht gesorgt; um aber die väterliche Unpartheilichkeit bis an die äußerste Gränze zu treiben, hatte er in seinem Testament sogar eine Theilung der Truppen anbefohlen, welche freilich um so nöthiger war, theils weil er die ganze Armee zu dem Kriege gegen Arbogastes nach Italien gezogen hatte, theils weil die westlichen Truppen in dem Credit standen, den Vorzug vor den östlichen zu haben.

Der Mann, in welchen Theodosius das Vertrauen gesetzt hatte, daß er die Einheit des Reiches zu erhalten verstehen würde, hieß Stilicho. Er war der Sohn

eines

eines Anführers von Barbaren; folglich, seiner Abkunft nach, wahrscheinlich selbst ein Barbar. Indeß zeichnete sich Stilicho durch große Eigenschaften aus. Eine gebietende Gestalt, eine seltene Unerschrockenheit, und ein ungewöhnliches Maaß von Klugheit und Scharfsinn hatten den Imperator zuerst auf den jungen Helden aufmerksam gemacht. Das erste Geschäft von Bedeutung, das Theodosius ihm anvertrauete, war, die Ratification eines mit dem Könige von Persien abgeschlossenen Tractats zu bewirken; und der Erfolg, womit Stilicho die Würde des römischen Namens am Hofe von Ktesiphon vertrat, verschaffte ihm, unmittelbar nach seiner Rückkehr, die Ehre, ein Mitglied der Familie des Imperators zu werden: denn Theodosius vermählte ihn mit seiner Nichte Serena, der an Kindesstatt angenommenen Tochter des Honorius, eines Bruders des Imperators. Beförderungen folgten dieser Verbindung: erst die Würde eines Generals der Reiterei und eines Comes Domesticorum; und bald darauf die eines Feldmarschalls oder Magister utriusque militiae. In der letzteren Eigenschaft führte Stilicho den Krieg gegen den Arbogastes; und der Ruhm dieses Feldzuges fiel um so mehr auf ihn zurück, da Theodosius durch seine Unpäßlichkeit verhindert war, denselben zu theilen. So großes Verdienst konnte nur durch vermehrtes Vertrauen belohnt werden; und, was dasselbe erhöhete, war die Uneigennützigkeit, womit Stilicho in dem Posten eines Feldmarschalls die regelmäßige Bezahlung des Heeres betrieb: eine Eigenschaft, welche selten geworden seyn mußte, weil sie so laut an ihm gerühmt wurde.

Dem Stilicho fehlte es nicht an Mitteln, sich als Vormund der Söhne des Theodosius zu zeigen. Nicht als ob das Testament des Verstorbenen hierbei den Ausschlag gegeben hätte; (denn gegen dasselbe ließen sich am Hofe zu Constantinopel tausend Einwendungen machen, wenn man einmal entschlossen war, eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten): allein, das ganze Heer war in Folge des letzten Krieges unter dem Oberbefehl Stilicho's geblieben; und wenn er den Gedanken eines Bürgerkrieges nicht verabscheuete, so konnte der Imperator des Osten ihm nichts entgegensetzen, als einen ohnmächtigen Widerwillen. Die Aufgabe blieb aber dennoch schwer; und weil Stilicho sich nicht getraute, sie auf dem Wege der Gewalt zu lösen, so mußte das Schicksal um so nothwendiger ins Mittel treten.

Am Hofe von Constantinopel spielte ein gewisser Rufinus die erste Rolle. Als ein Gallier von Geburt, hatte er durch seine Gewandtheit sehr bald das Mittel gefunden, sich das Vertrauen des Theodosius zu erwerben. Von einem Advokaten, der er ursprünglich war, zum Range eines Magister officiorum erhoben, übte er auf seinem hohen Posten, von welchem aus er die ganze Civil-Verwaltung umfaßte, die Kunst, sich das Vertrauen seines Monarchen zu erhalten, ohne seinen eigenen Neigungen im Mindesten zu entsagen. Diese waren Geldgeiz und Ehrsucht; doch so, daß die letztere dem ersteren diente. Verstellung war das Mittel, beiden zu genügen. Ohne Herz und ohne Gewissen, erschrak er vor keiner That, die ihm für die Erreichung seiner Zwecke nothwendig schien. Ihm fiel die Metzelei

von Theſſalonika zur Laſt, ohne daß er ſie, wie Theodoſius, bereuet hätte. Einen Gegner, wie achtungswerth er auch ſeyn mochte, aus dem Wege zu räumen, galt ihm für Tugend: und da einen längeren Zeitraum hindurch ihm niemand ſo hinderlich war, als der General der Infanterie, Promotus: ſo ruhete er nicht eher, als bis er dieſen nach den Ufern der Donau entfernt hatte. Mit einem noch größeren Aufwande von Verſchmitztheit ſtürzte er den Präfekten des Oſten und den Präfekten von Conſtantinopel: Vater und Sohn, die ſeinem Anſehn ſchadeten. Sein Verfahren gegen den Comes des Oſten, Lucian, den er ſelbſt angeſtellt hatte, und der keine andere Schuld trug, als die, nicht in dem ſchlechten Geiſte ſeines Beſchützers zu handeln, war ſogar barbariſch; denn, ihn in Antiochien überraſchend, zog er ihn vor ſein Tribunal, und ohne daß die dem Angeklagten zur Laſt gelegten Beſchuldigungen durch irgend eine Ausſage beſtätigt wurden, ließ er ihn durch mitgebrachte oder gemiethete Büttel öffentlich todtſchlagen. Er häufte unermeßliche Schätze, nicht ohne den Verdacht, daß er damit umgehe, ſich ſelbſt das Diadem aufzuſetzen. Sein Hauptbeſtreben ging dahin, den Arcadius mit ſeiner Tochter zu vermählen, indem er ſich von dieſer Verbindung volle Unumſchränktheit verſprach. In dieſer Erwartung durch die Hinterliſt des Verſchnittenen Eutropius getäuſcht, hatte er nicht den Muth, ſeinen Poſten niederzulegen; und indem die Schwäche und Unentſchloſſenheit des Arcadius ihn nothwendig machten, beruhete ſeine Wichtigkeit vorzüglich auf dem Glauben, daß er allein im Stande ſey, den Anmaßungen des

Stilicho eine Gränze zu setzen. Bald traten Umstände ein, welche schwer zu beherrschen waren und der Tyrannei des Rufinus neuen Vorschub leisteten.

Noch in demselben Jahre, worin Theodosius gestorben war, traten die Westgothen gegen das östliche Römerreich unter die Waffen. Unstreitig war nicht aller Zusammenhang zwischen ihnen und demjenigen Theil ihrer Landsleute, der sich an den Ufern des Hellespont und des Bosporus niedergelassen hatte, aufgehoben worden. Wie es sich aber auch damit verhalten mochte: den Wäldern Scythiens entströmten neue Horden, welche, von den Gothen des oströmischen Reiches unterstützt, ohne Mühe über die Donau setzten, und sich bis an die Mauern Constantinopels verbreiteten. Vorwand des Unternehmens war die Nicht-Entrichtung des Tributs, den Theodosius seit mehreren Jahren bezahlt hatte. Alarich, von dem edlen Geschlechte der Balten, führte die Schaaren; und Alarich hatte eine persönliche Zurücksetzung zu rächen, welche darin bestand, daß die Römer seine Dienste verschmähet hatten. Wie verheerend auch der Zug der Gothen seyn mochte, so verschonten sie doch die Güter des Rufinus; unstreitig weil Alarichs Politik dies heischte. Bald erschien der Minister des Arcadius in dem Hauptquartier des gothischen Anführers; und nun wurden Unterhandlungen gepflogen, welche einen entscheidenden Einfluß auf das Schicksal des westlichen Römerreichs gewinnen sollten. Als Brüder kannen Arcadius und Honorius gar nicht in Betrachtung: für Alarich entschied nichts so sehr, als der Umstand, daß er nicht hoffen konnte, die Mauern und die ganze

Lage von Constantinopel zu besiegen; Rufinus opferte mit Freuden den westlichen Theil des Römerreiches und mit demselben die Einheit des Ganzen auf, indem er dadurch die Aussicht gewann, in dem östlichen Theile desto unumschränkter walten zu können. Es wurde verabredet, daß Alarich Illyricum erhalten sollte; und indem ihm Rufinus dadurch die Richtung nach dem Westen gab, zog er eine eherne Mauer zwischen diesem Theile des römischen Reiches und dem Osten desselben.

Als Vormund der Söhne des Theodosius, und als Reichs-Verweser während ihrer Minderjährigkeit, konnte Stilicho die Erscheinung der Gothen in Thracien nicht mit Gleichgültigkeit betrachten; außerdem aber war diese Erscheinung die schicklichste Veranlassung, dem Arcadius denjenigen Theil der römischen Truppen zuzuführen, der, nach den testamentarischen Verfügungen seines Vaters, an ihn abgegeben werden sollte. Was Stilicho gethan haben würde, wenn ihm das Einrücken in Constantinopel an der Spitze dieser Truppen gestattet worden wäre, ist kaum zu bezweifeln: die Einheit des Reiches lag ihm zu sehr am Herzen, als daß er nicht hätte versuchen sollen, das größte Hinderniß derselben zu entfernen. Doch je besser Rufinus seine Absicht errathen hatte, desto mehr eilte er, ihm zuvorzukommen. Längs der adriatischen Küste näherte sich Stilicho den Mauern von Thessalonika, als eine Gesandtschaft des Imperators Arcadius in seinem Hauptquartier anlangte, um ihm anzukündigen, daß, wenn er die Truppen nicht ihren Marsch fortsetzen ließe, und für seine Person nicht nach Mailand zurückginge, der Hof eine feindselige Ab-

ficht voraussetzen werde. Der Urheber dieser Botschaft ließ sich eben so wenig verkennen, wie der feste Entschluß des Hofes, jede Einmischung eines Dritten in seine Angelegenheiten zu entfernen. Ein Bürgerkrieg war demnach unvermeidlich, wenn Stilicho an der Spitze der Truppen blieb. Um diesen zu vermeiden, hielt er es für nothwendig, einen öffentlichen Beweis von Mäßigung und Unterwerfung zu geben; um sich aber zu gleicher Zeit an dem Rufinus zu rächen, übertrug er dem Gothen Gainas, auf welchen der Oberbefehl überging, das Werk der Rache, in der Überzeugung, daß der treue Barbar sich durch keine Betrachtung von der Erfüllung eines einmal gegebenen Versprechens abhalten lassen werde. Die Soldaten waren leicht beredet, die Bestrafung eines Mannes zu übernehmen, den man ihnen als Stilicho's und Roms Feind darstellte; und so allgemein war der Haß gegen den Rufinus, daß das gemeinschaftliche Vorhaben auf dem langen Wege von Thessalonika bis Constantinopel mit gleicher Treue verschwiegen wurde. Als nun die Truppen in geringer Entfernung von der Hauptstadt auf dem Marsfelde vor dem Palaste Hebdomon Halt machten, und der Imperator und sein erster Minister, dem Herkommen gemäß, erschienen, die Soldaten in Augenschein zu nehmen und in die Hauptstadt einzuführen: da war Rufinus kaum bis an die Mitte der Linie gelangt, als diese sich durch eine rasche Bewegung zu einem Kreise bildete, in welchem das Schlachtopfer der Rache eingeschlossen war. Kein Augenblick ging verloren, um die Angst des Imperators abzukürzen. Auf ein Zeichen, von Gainas ge-

geben, drangen einige Entschlossene hervor; und ehe Rufinus ahnen konnte, was die Absicht sey, lag er hingestreckt zu den Füßen des Imperators. Gainas entschuldigte die That, so gut er konnte, und Arcadius war unstreitig froh, sich verschont zu sehen. So rückte man in Constantinopel ein. Der Leichnam des Rufinus wurde der Wuth des Pöbels überlassen, der nicht ermangelte, ihn auf das Abscheulichste zu verstümmeln, indem er zugleich das Haupt von dem Körper trennte, und dasselbe auf einer Stange durch die Straßen der Hauptstadt trug. Mit Mühe retteten sich die Gemahlin und die Tochter des Ermordeten in eine Kirche, bis der Hof ihnen eine Niederlassung in Jerusalem erlaubte, wo sie den Rest ihres Lebens in einem Kloster hinbrachten. Die Schätze des Ermordeten nahm der Imperator an sich; und wiewohl sie die Frucht einer grausamen Erpressung waren, so wurde doch den Unterthanen des östlichen Reiches bei schwerer Strafe verboten, irgend einen Anspruch auf die Hinterlassenschaft des Rufinus zu machen. *)

Rufinus war also ausgeschieden. Allein so wenig die Bewohner des Osten irgend einen Vortheil von seiner Ermordung zogen: eben so wenig hatte Stilicho Ursache, sich über die Entfernung eines lästigen Nebenbuhlers zu freuen. Ohne einen Gebieter konnte Arcadius nicht leben; und obgleich die Manier des Verschnittenen Eutropius, welcher an die Stelle des Rufinus

*) Dies Gesetz ist noch immer vorhanden. S. Cod. Theodos. Lib. IX. tit. XIII.

getreten war, von der seines Vorgängers verschieden seyn mochte: so blieben doch die Wirkungen dieselben, weil Der, dessen Beruf die Leitung des Imperators in sich schloß, das Gesetz nicht von einem Dritten nehmen konnte. Wie groß auch der Einfluß der Verschnittenen seit den Zeiten Diocletians seyn mochte: so war doch bisher nicht erlebt worden, daß ein Wesen dieser Art die Verrichtungen eines Ersten Ministers übernommen hatte. Gleichwohl blieb diese Abweichung von der hergebrachten Regel unbeachtet, weil der Senat und die sämmtlichen Staatsbeamten des östlichen Reiches nichts dagegen einzuwenden hatten, daß ein Eunuch sich heraus nahm, ihnen die Richtung zu geben. *) Eutropius, obgleich ein entschiedener Feind des Rufinus, trat blindlings in die Fußstapfen desselben, sobald es darauf ankam, dem Stilicho die Stirn zu bieten; und unterstützt von dem Degen des Gainas, den er zum Feldmarschall ernennen ließ, so wie von den Reizen der schönen Eudoxia, die, als Gemahlin des Imperators, ihm ihr Glück verdankte, brachte er es dahin, daß Arcadius keinen andern Willen haben konnte, als welchen Er ihm unterzulegen für gut befand. Die förmlichste Trennung des Osten von dem Westen lag in den Planen des Hofes; und sie mußte sich ganz von selbst finden, sobald Stilicho mit Alarich angebunden hatte.

---

*) Claudian macht das Consulat des Eutropius in folgenden Versen lächerlich:

Plaudentem cerne senatum
Et Byzantinos proceres, grajosque Quirites!
O patribus plebes, o digni consule patres!

Auf den Rath des Rufinus hatte sich der Heerführer der Gothen nach Griechenland gewendet, um einen festen Punkt zu erhalten, von welchem aus er den Osten und Westen gleich sehr bedrohen konnte. Die Leichtigkeit, womit er durch die Ebenen von Macedonien und Thessalien bis zum Öta vordrang, war gewissermaßen gerechtfertigt durch das Überraschende seines Marsches, auf welchen Niemand vorbereitet war. Als er aber auch jene Päße, welche dreihundert tapfere Spartaner in besseren Zeiten gegen ein unermeßliches Heer zu vertheidigen gewagt hatten, durchzog, ohne auf irgend einen Widerstand zu stoßen: da lag am Tage, daß die Militär- und Civil-Beamten in Griechenland den Befehl erhalten hätten, sich der feindlichen Gewalt nicht zu widersetzen. Wenn Theben verschont blieb, so verdankte es dieses Glück nur der Eil, womit Alarich sich Athens und des Piräus zu bemächtigen suchte. Der Antrag einer Capitulation reichte hin, die Athener zur Bezahlung einer starken Kriegessteuer geneigt zu machen, wiewohl dadurch nur die Stadt gerettet wurde, das Gebiet von Attika hingegen jeder Zerstörung unterlag. Von den Städten des Peloponnesus wurde eine nach der andern genommen und zerstört; und hier, wo in früheren Zeiten jede Spanne Landes mit der äußersten Tapferkeit vertheidigt worden war, hatte man im Verlaufe der Zeit allem Patriotismus so sehr entsagt, daß die Gothen ungestraft die ärgsten Grausamkeiten verüben und mit der Unumschränktheit von Göttern walten konnten. Korinth, Argos, Sparta wurden verödet; und glücklich waren Die zu preisen, welche durch den Tod der

Qual entgingen, ihre Weiber und Töchter entehrt und ihre Habe von den Flammen vernichtet zu sehen. Die Geheimnisse der Ceres, seit achtzehn Jahrhunderten ein Gegenstand der Neugierde und der Täuschung, überdauerten die Zerstörung von Eleusis nicht; und so geschah es, daß diese Invasion zur Austilgung des Polytheismus beitrug. *)

*) In diesen Zeiten entwickelte sich die erste Idee einer Landwehr und eines Landsturms. Ein griechischer Philosoph, Namens Synesius, war der Urheber derselben. In seiner noch jetzt vorhandenen Schrift ermahnte er den Imperator Arcadius, den Muth seiner Unterthanen durch das Beispiel einer männlichen Tugend zu beleben; den Luxus von seinem Hofe und aus seinem Lager zu entfernen; an die Stelle ausländischer Söldlinge ein Heer von Männern zu bringen, welchen an der Vertheidigung der Gesetze etwas gelegen wäre; für den Augenblick der Gefahr den Künstler aus der Werkstatt, den Philosophen aus dem Hörsaal zu vertreiben; den lässigen Bürger aus dem Traum des ungestörten Genusses zu wecken, und den Arm des betriebsamen Landmanns, statt der friedlichen Sichel, mit dem Schwerte und der Lanze zu bewaffnen. Hierin, meinte Synesius, liege das einzige Mittel, die Barbaren in die Wildnisse Scythiens zurückzutreiben. Der Philosoph von Kyrene wußte schwerlich, mit welchem Hofe er es zu thun hatte, und daß die ganze Staats-Gesetzgebung hätte umgeschaffen werden müssen, um den Geist zu erzeugen, der allein Rettung bringen konnte. Die Minister des Arcadius mußten einen Plan verlachen, der ihrer Denkungs- und Empfindungs-Weise Hohn sprach. Sie gingen mit etwas ganz Anderem um, und waren nur gnädig genug, dem Philosophen seine gutmüthige Schwärmerei in der Voraussetzung

Da von Seiten des byzantinischen Hofes nicht das Mindeste geschah, um diesen Zerstörungen eine Gränze zu setzen: so war Stilicho durch die Pflicht der Selbstvertheidigung genöthigt, gegen Alarich zu Felde zu ziehen; denn, wenn er ihn gewähren ließ, so mußte er sich auf einen Krieg in Italien gefaßt machen. —

Auf einer in den italiänischen Häfen ausgerüsteten Flotte ging Stilicho mit den nöthigen Truppen nach Griechenland, wo er in der Nähe von Korinth ans Land stieg. Die gebirgige Gegend von Arcadien ward der Kampfplatz für die Römer und Gothen. Diese leisteten zwar hartnäckigen Widerstand, wurden aber, nach einem bedeutenden Verlust, zum Rückzug genöthigt, und, unmittelbar darauf, auf dem Berge Pholoe so umringt, daß Hunger und Durst eine Ergebung unvermeidlich zu machen schienen. Stilicho's Fahrläßigkeit verhinderte einen so glänzenden Erfolg. Indem er sich, dem Vergnügen nachgehend, von dem Heere entfernte, fand Alarich Mittel, mit seinen Gefangenen und der übrigen Beute nach dem Meerbusen von Korinth zu entwischen, wo er ohne Zeitverlust über den See-Arm ging, welcher Rhium von dem entgegengesetzten Ufer trennt, und sich sogleich in den Besitz von Epirus setzte. Beinahe in demselben Augenblick erklärte ihn der byzantinische Hof zum Generalissimus des östlichen Illyricum; und dem, in allen seinen Erwartungen betrogenen Stilicho blieb

---

zu verzeihen, daß er Keinem von ihnen habe Abbruch thun wollen.

nichts Anderes übrig, als nach Italien zurückzukehren, wofern er den Bürgerkrieg vermeiden wollte.

Die Engherzigkeit der Minister des Arcadius hatte den Zerstörer Griechenlands zu einem Souverän erhoben. Als solcher erließ Alarich an die Zeughäuser von Margus, Ratiaria, Naissus und Thessalonika den Befehl, seine Truppen mit Schilden, Helmen, Schwertern und Lanzen zu versehen. Er selbst nahm um diese Zeit den Titel eines Königs der Westgothen an; und angestachelt von dem byzantinischen Hofe, war er von jetzt an nur darauf bedacht, Italien zu erobern und seine Fahnen auf Roms Mauern zu pflanzen. Diese Invasion nahm mit dem fünften Jahrhundert ihren Anfang. Zu glauben ist, daß bedeutende Hindernisse überwunden werden mußten, ehe die julischen Alpen erstiegen und Aquileja erobert werden konnte; beinahe drei Jahre verstrichen darüber. Als Alarich hierauf nach Mailand vordrang, hielt die Umgebung des Honorius es für gut, den Imperator des Westen nach Gallien zu versetzen: eine Maaßregel, mit welcher Stilicho zwar nicht einverstanden war, welche er aber nicht verhindern konnte, weil Alarichs Bewegungen allzu rasch waren, als daß jener die Rüstungen hätte vollenden können, von welchen er sich die Befreiung Italiens versprach. Honorius war kaum über den Po gekommen, als er, von der gothischen Reiterei erreicht, keinen anderen Ausweg fand, als sich in Asta zu werfen: eine Stadt Liguriens, an den Ufern des Tanarus gelegen, und ziemlich stark befestigt. Asta wurde zwar sogleich von den Gothen berennt; doch ehe die von Alarich in Vorschlag gebrachte

Capitulation angenommen werden konnte, erschien Stilicho an der Spitze eines beträchtlichen Heeres. Die Schlacht bei Pollentia befreite den Honorius; da aber Alarich seine ganze Reiterei rettete, so beschloß er, mit derselben durch die unbewachten Pässe der Apenninen vorzudringen, Tuscien zu verheeren und Rom zu erobern oder vor dessen Mauern zu sterben.

Hieraus entstand eine neue Verlegenheit für den Stilicho. Seinen Gegner aufs Äußerste zu treiben, und das Schicksal des Westen dem Ausgange einer zweiten Schlacht anzuvertrauen, schien ihm allzu gefährlich. Zum Frieden geneigt, ließ er dem Könige der Westgothen annehmliche Vorschläge machen. Diese würden ohne Wirkung geblieben seyn, hätten die gothischen Generale nicht mit Abfall gedrohet. Gegen seinen Willen bequemte sich Alarich zum Rückzuge aus Italien. Sein Ingrimm war indeß so groß, daß er nur darauf dachte, wie er seinen Zweck auf einem andern Wege erreichen wollte.

Indem sich ihm nun Gallien als eine leichte Beute darstellte, wollte er sich Verona's, als eines Schlüssels der rhätischen Alpen, bemächtigen, sein Heer durch germanische Völker verstärken, und dann über Gallien herfallen. Doch sey es, daß Stilicho ihn errathen, oder daß einer von den gothischen Generalen das Geheimniß verkauft hatte: — ehe Alarich Verona erreichen konnte, sah er sich von allen Seiten mit Truppen umgeben, durch welche er sich durchschlagen mußte; und indem seine Reiterei zusammenschmolz, fehlte wenig daran, daß er selbst gefallen wäre. Er sammelte, was in diesen blutigen Kämpfen übrig geblieben war, ging in das östliche

Illyricum zurück, und, seinen Plan rastlos verfolgend, lauerte er bloß auf eine günstige Gelegenheit, aufs Neue in Italien einzubrechen. An Stilicho's Seite zog Honorius triumphirend in Rom ein; und nachdem er daselbst die Gladiator-Kämpfe abgeschafft, schlug er seinen Wohnsitz in Ravenna auf, um, wenn Italien von neuen Stürmen heimgesucht würde, nicht in Gefahr zu gerathen. Hier sah man den Imperator des Westen täglich die Hühner füttern: eine Lieblings-Beschäftigung, welcher er sein ganzes Leben hindurch keinen Tag entsagte.

Es war dahin gekommen, daß ein römischer Imperator ungefähr eben so verehrt wurde, wie der schwarze Stein in der Kaaba von Mekka. Von persönlichen Eigenschaften war in Beziehung auf ihn gar nicht mehr die Rede; genug, daß es einen Einzelnen gab, der den Titel eines Imperators führte, und, als Übel betrachtet, wenigstens das günstige Vorurtheil für sich hatte, ein nothwendiges Übel zu seyn. Ohne diese Ansicht hätte es schwerlich einen Honorius im römischen Reiche geben können. Er hatte um die Zeit, von welcher hier geredet wird, ein männliches Alter erreicht; allein die Schwäche seiner Anlagen erlaubte ihm nicht, aus der Kindheit herauszutreten. Seit seinem vierzehnten Jahre mit einer Tochter Stilicho's vermählt, genoß er weder die Freuden des Gatten, noch die des Vaters; und Maria, seine erste Gemahlin, starb nach zehn Jahren in unverletzter Jungfrauschaft. Ohne Leidenschaften, wie ohne Talente, verträumte er einen Tag, wie den andern, in seinem Palaste. Die, welche dem Stilicho vor-

warfen, daß er die Erziehung seines Mündels geflissentlich vernachlässigt habe, bedachten unstreitig nicht, daß es Unholde giebt, die nie erzogen werden können, weil nichts in ihnen ist, das einer Entwickelung fähig wäre. Der Trieb nach Unumschränktheit mag in einem ersten Minister noch so heftig seyn: so wird sich dennoch zeigen, daß natürliche Anlagen da, wo sie einmal sind, nicht ganz unterdrückt werden können; und dann — wie viel Ursache hat ein kluger Mann in Stilicho's Lage, zu wünschen, daß Der, für welchen er handeln soll, nicht ohne alle Fähigkeit sey, da es auf der schlüpfrigen Bahn eines ersten Ministers nie an Veranlassungen fehlt, welche daran erinnern, daß der Stellvertreter nicht der Suverän selbst ist! Unschuldig an der Unfähigkeit des Honorius, hatte Stilicho gewiß nur allzu viel von dieser Unfähigkeit zu leiden, hätte die Folter seines Lebens auch nur darin bestanden, daß er im Namen eines Monarchen handeln mußte, dessen Stupidität kein Geheimniß war. Der einzige Titel, unter welchem sein Verfahren als ein rechtmäßiges erscheinen konnte, war der der nahen Verwandtschaft; und doch reichte, wie wir sehen werden, auch dieser nicht hin, einen Mann zu beschützen, dessen ganzes Leben dadurch verfehlt war, daß er es nicht über sich erhalten konnte, ein Usurpator in bester Form zu werden.

Neue Stürme standen bevor. Von den Ufern des baltischen Meeres her wälzte sich eine Volksmasse von viermal Hunderttausend nach den Gränzen Italiens, um dieses schöne Land zu erobern. Vandalen, Sueven und Burgunder machten den Kern dieser Masse aus; aber

es fehlte in derselben auch nicht an Gothen und Alanen. An der Spitze des Zuges stand ein Heerführer, welchen die römischen Schriftsteller Radagaisus nennen. Zwölftausend ausgezeichnete Krieger bildeten den Vortrab; die ganze Zahl der Krieger belief sich, Weiber und Sklaven abgerechnet, auf zweimal hunderttausend Mann. Einer solchen Heeresmacht konnte Rom in den Zeiten der Antimonarchie widerstehen, indem es einem Marius die Vertheidigung Italiens übertrug. Nicht so in den Zeiten der Monarchie, nachdem alle Vaterlandsliebe erloschen, alle Tapferkeit verschwunden war. Als man sich am Hofe von Ravenna nicht länger gegen die Absichten der Barbaren verblenden konnte, wurden Anstalten zu ihrem Empfange getroffen. Mit großem Eifer zog Stilicho die Truppen zusammen, welche in den verschiedenen Provinzen des westlichen Reiches zerstreuet waren; mit nicht geringem Aufwande suchte er die Zahl derselben zu vermehren, ohne mehr als dreißig Legionen zusammenbringen zu können, welche ein Heer von eben so viel tausend Mann bildeten. Gothen, Hunnen und Alanen verstärkten dasselbe durch eine Reiterei, welche sich auf zehntausend Pferde belaufen mochte. Der Heerführer der Germanen ging über die Alpen, den Po, die Apenninen, auf der Einen Seite den Palast des Honorius, auf der andern das Lager des Stilicho zurücklassend, der, bei Ticinum (Pavia) stehend, eine entscheidende Schlacht geflissentlich vermied, weil er noch nicht alle Kräfte gesammelt hatte. Viele Städte Italiens wurden geplündert oder zerstört; und erst jenseits der Apenninen verweilte Radagaisus vor Florenz, das seit

unge-

ungefähr vier Jahrhunderten aus einer von den Triumvirn angelegten Colonie zu einer blühenden Stadt herangewachsen war. Während man zu Rom zitterte, vertheidigten sich die Florentiner durch die Stärke ihrer Mauern, nicht ohne auf Stilicho's Beistand zu rechnen.

Schon waren sie aufs Äußerste gebracht worden, als Stilicho erschien und mit der Geschicklichkeit Cäsars den Feind in so starke Circumvallations-Linien einschloß, daß er alle Beweglichkeit verlor. Nicht, daß die Germanen es hätten an Angriffen fehlen lassen; da sie aber die Linien nicht durchbrechen konnten, so blieb ihnen nach kurzer Frist nichts Anderes übrig, als Hungertod oder Ergebung. Es erfolgte die letztere. Radagaisus war kaum in Stilicho's Hände gerathen, als dieser ihm den Kopf abschlagen ließ; und was von Germanen in römische Gefangenschaft gerieth, wurde als Sklav verkauft. Doch mochte nur ein Drittel der ganzen Masse, welche in Italien eingedrungen war, ein so trauriges Schicksal haben. Die beiden übrigen Drittel blieben zwischen den Apenninen und den Alpen, und zwischen diesen und der Donau unter den Waffen, und wichen nicht eher, als bis Stilicho ernsthafte Anstalten zu ihrer Vertreibung traf. Jetzt kehrten sie zwar nach Deutschland zurück; doch, anstatt ihre alten Wohnsitze aufzusuchen, wendeten sie sich nach Gallien, das, von allen Truppen entblößt, nur allzu leicht erobert wurde. Nie wurden die Sueven, Vandalen und Burgunder, welche diese Einwanderung wagten, wieder aus Gallien vertrieben: die Scheidewände, wodurch Barbarei und Cultur bisher getrennt gewesen waren, hatten aufgehört. Wider-

stand zu leisten; und so kann man das Jahr 407, wo Gallien zuerst von den Germanen erobert wurde, als den Anfang des Zusammensturzes der römischen Herrschaft betrachten.

Besondere Umstände beschleunigten den Fall. Die in Britannien zurückgelassenen Truppen fühlten sich vernachlässigt; und da weder Honorius noch Stilicho ein Gegenstand der Furcht für sie war, so brachen sie in eine förmliche Empörung aus, welche damit begann, daß sie sich ihren eigenen Feldherrn wählten. Dieser war ein gewisser Marcus; da er aber den eigensüchtigen Absichten der Truppen nicht entsprach, so ward er wenige Wochen nach seiner Erhebung ermordet. Dasselbe Schicksal hatte ein gewisser Gratian, der an seine Stelle trat. Der dritte, von den Truppen gewählte Imperator, Namens Constantin, war klüger, als seine Vorgänger. Da er dem Verlangen der Soldaten in Britannien nicht genügen konnte, so trug er kein Bedenken, sich mit ihnen nach Gallien einzuschiffen; und sobald er in Boulogne gelandet hatte, bot er den frei gebliebenen Städten Galliens seinen Beistand an. Diese, ihrem Schicksal Preis gegeben, warfen sich freudig in die Arme des Usurpators, und Constantin brachte es durch ihre Unterstützung bald dahin, daß die germanischen Eroberer in gewisse Schranken zurücktraten. Jetzt erst hielt es Stilicho für der Mühe werth, den Usurpator zu bekämpfen; doch trat er nicht in eigener Person gegen denselben auf: der Gothe Sarus wurde mit einem nicht unbeträchtlichen Heere nach Gallien gesendet, und sein Auftrag lautete, daß er den Kopf des Rebellen

dem Honorius zu Füßen legen sollte. Das südliche Gallien ward der Schauplatz wilder Kämpfe, in welchen italiänisches und britisches Blut um einen Unwürdigen vergossen wurde, der nie regieren wollte. Sarus unterlag, und Constantin, der seinen Truppen keine Ruhe gönnen durfte, führte dieselben über die Pyrenäen in das Herz von Spanien, wo sich ihm alles freudig unterwarf. Nur vier Brüder, nahe Verwandte des Theodosius, und große Gutsbesitzer, wagten es, sich dem Usurpator zu widersetzen, und leisteten so viel Widerstand, daß er frische Kräfte in Bewegung setzen mußte, um denselben zu besiegen. Eine Schlacht in den Pyrenäen fiel zum Nachtheil der Großmüthigen aus. Zwei von ihnen retteten sich durch Flucht; die beiden andern wurden gefangen genommen und enthauptet. Von jetzt an stand Constantin als Souverän von Britannien, Gallien und Spanien da; und welche Rechtstitel auch für den Honorius sprechen mochten, so verloren sie doch ihre Kraft in dem Mangel an allen Mitteln, sie geltend zu machen. Zwar blieben dem Unwürdigen noch Italien und Afrika übrig; aber die Entfernung des letzteren wirkte eben so nachtheilig, wie die Erschöpfung des ersteren. Aller Gemeingeist war durch den Despotismus zerstört worden; und in dieser Lage der Dinge war nichts natürlicher, als daß das Einkommen von erschöpften Provinzen nicht mehr hinreichte, den Kriegesdienst eines so mißvergnügten, als kleinmüthigen, Volkes zu erkaufen.

Wie hätte der König der Westgothen unter Umständen, welche für ihn noch mehr als günstig waren,

ruhig bleiben können! Seine Feindschaft zu beschwören, hatte Stilicho ihn, bald nach seiner Zurückkunft in Illyricum, zum Feldmarschall dieser großen Provinz ernannt. Ein förmlicher Friedens- und Allianz-Vertrag bestand seitdem zwischen Beiden, und der Zweck desselben war von Seiten Stilicho's schwerlich ein anderer, als den König der Westgothen zum Stützpunkt seiner Unternehmungen gegen den Hof von Constantinopel zu machen. Der Einfall des Radagaisus in Italien und die damit verbundene Umwälzung in Britannien, Gallien und Spanien gab der Politik Stilicho's eine andere Richtung; und wenn er sich glücklich schätzte, daß Alarich, dem Friedens- und Allianz-Vertrage getreu, sich während dieser großen Begebenheiten in den Schranken der Neutralität erhielt: so mußte sein Vertrauen zu seinem Nebenbuhler wachsen, als er ihn Anstalten zur Eroberung gewisser Districte machen sah, welche der oströmische Imperator auf Kosten des weströmischen in Beschlag genommen hatte. Inzwischen hatte sich die Lage des Hofes von Ravenna allzu sehr verändert, als daß Alarich seinem bisherigen System hätte treu bleiben können. Durch Stilicho's Gemahlin (jene Serena, welche, als nächste Verwandte der Imperatoren Arcadius und Honorius, den Frieden zwischen beiden Brüdern zu erhalten strebte) an der Fortsetzung der Feindseligkeiten verhindert, wendete er seine Waffen gegen Italien, und übersendete aus seinem Lager bei Amona nach Ravenna eine Reihe von Beschwerden und Forderungen, auf deren augenblickliche Abstellung und Befriedigung er sehr nachdrücklich drang. Sein ganzes Betragen war feindselig;

nicht so feine Sprache. Er nannte sich den Freund Stilicho's, und den Soldaten des Honorius; er machte sich anheischig, auf der Stelle gegen den Usurpator Galliens zu marschiren; er flößte auf alle Weise Vertrauen ein: doch als Belohnung für geleistete und noch zu leistende Dienste verlangte er die Abtretung einer erledigten Provinz an das gothische Volk.

Schwerlich befand sich je ein Staatsmann in größerer Bedrängniß, als Stilicho um die Zeit, wo Alarich diese Forderung machte. Verantwortlich für das Schicksal, welches über das westliche Römerreich gekommen war, fühlte er, mehr als jemals, das Bedürfniß, einen Anlehnungspunkt zu haben, durch welchen er sein Ansehn verstärken möchte: denn in allen reinen Monarchieen ist es ein besonderes Verhängniß für die ersten Minister, daß sie eine Kraft geben, die sie nicht zurückempfangen; und die natürliche Folge davon ist, daß, wie groß ihr Talent auch seyn möge, sie in kritischen Zeiten doch zuletzt dem Gefühl ihrer Schwäche unterliegen. Da Honorius in sich selbst eine Null war, und im ganzen weströmischen Reiche sich kein anderer Anlehnungspunkt darbot, als der römische Senat: so trug Stilicho kein Bedenken, zu demselben seine Zuflucht zu nehmen. Ihm also legte er Alarichs Forderungen vor, damit er darüber entscheiden möchte, in wie fern man darauf eingehen könne, oder nicht. Die versammelten Väter glaubten bei diesem Verfahren des Reichsverwesers, aus einem vierhundertjährigen Schlummer zu erwachen; und, mehr von dem Muthe, als von der Weisheit ihrer Vorfahren belebt, erklärten sie sich gegen die Vorschläge des

westgothischen Königs mit einer Heftigkeit, daß Stilicho Mühe hatte, sie über die Lage des Reiches zur Besinnung zu bringen. Ihren Betheurungen zufolge, widersprach es der Majestät des römischen Volks, einen tierischen Waffenstillstand von einem barbarischen Könige zu erkaufen; und hätte man, meinten sie, nur die Wahl zwischen Untergang und Schande, so müsse man den ersteren vorziehen. Man sieht, daß die römischen Senatoren alle die Veränderungen, welche seit dem Verschwinden der Antimonarchie in dem Geiste und den Sitten des Volkes erfolgt waren, nicht sonderlich in Anschlag brachten; man sieht zugleich, daß die gefährliche Lage des Reiches sie wenig oder gar nicht berührte. Die Aufschlüsse, welche Stilicho ihnen gab, bewirkten allerdings, daß sie in seinen Plan eingingen und zur Erhaltung des Friedens von Italien vier tausend Pfund Gold bewilligten, welche Alarich erhalten sollte; doch war ihre Zustimmung mehr scheinbar, als aufrichtig, und indem Lampadius, einer von den angesehensten Senatoren, darauf beharrete, „daß dies nicht ein Friedens-, sondern ein Knechtschafts-Vertrag sey," und sich, nach dieser für den Reichs-Verweser nicht wenig beleidigenden Erklärung, in den Schutz einer christlichen Kirche begab, fand er nur allzu viel Anhang. Die öffentliche Meinung blieb also dem Stilicho ungünstig; und dieser Umstand beschleunigte seinen Untergang.

Nicht zum ersten Male hatte Stilicho den römischen Senat zur Erreichung seiner politischen Zwecke versammelt; denn gleich bei dem ersten Antritt seiner Verwaltung hatte die Empörung eines afrikanischen Fürsten,

Namens Gildo, welcher der Bruder und Nachfolger des Firmus war, ein gleiches Verfahren nothwendig gemacht, und die schnelle Unterdrückung der Empörung war die glückliche Folge davon gewesen. Damals lag Krieg in Stilicho's Absichten; jetzt verhielt es sich umgekehrt. Sein Betragen war um so vieldeutiger, je weniger man Rücksicht nahm auf die Erschöpfung, zu welcher das weströmische Reich herabgesunken war. Was konnte seine Absicht seyn? Diese Frage beschäftigte besonders den Hof von Ravenna, wo ein gewisser Olympius sich vor allen Andern das Vertrauen des Honorius erworben hatte. Der Imperator stand in einem Alter von fünf und zwanzig Jahren; und wiewohl er noch immer ein Kind war, so hatte er doch diejenige Reife gewonnen, vermöge deren man sich seiner durch die Furcht bemächtigen konnte. Die verächtlichsten Fürsten finden Beistand, wenn man dadurch die Aussicht gewinnt, an die Stelle eines Mächtigen zu treten. Olympius verdankte seine Anstellung dem Stilicho, und Dankbarkeit hätte ihn abhalten sollen von allen Äußerungen zum Nachtheil seines Wohlthäters. Statt dessen erfüllte er die kindische Seele des Honorius mit der abgeschmackten Furcht, daß Stilicho damit umgehe, ihn zu ermorden und das Diadem auf das Haupt des jungen Eucherius, seines Sohnes, zu setzen. Zu gleicher Zeit bearbeitete der Verräther das römische Heer, indem er die Abneigung desselben von den barbarischen Truppen, welche Stilicho's Person umgaben, für seine Zwecke benutzte. Plane aller Art wurden geschmiedet, um den Honorius aus der Abhängigkeit von seinem

Schwiegervater zu befreien; und da gerade um diese Zeit Arcadius gestorben war, so bildete eine Reise des Honorius nach Constantinopel den Hauptgedanken. Als Stilicho sich diesem Entwurfe aus ökonomischen Gründen widersetzte, dachte man auf Mittel, den Honorius nach Ticinum oder Pavia zu versetzen, wo das römische Heer sein Standquartier hatte; und was nun auch von Stilicho dagegen eingewendet werden mochte, so ruhete man doch nicht eher, als bis die Reise angetreten wurde.

Stilicho selbst begleitete seinen Schwiegersohn dahin. Auf der Durchreise durch Bologna fühlte sich Honorius von einem Aufruhr der Leibwache erschreckt, der vielleicht nur künstlich vorbereitet war, damit der furchtsame Imperator Gelegenheit haben möchte, das Ansehn zu bewundern, in welchem sein Schwiegervater bei den Soldaten stand. Vergebliche Täuschung! Olympius wußte nur allzu gut, woran er mit den in Pavia befindlichen Truppen war; und indem er die Abreise des Honorius betrieb, wußte er alles so einzuleiten, daß Stilicho, um nicht aus seiner Rolle zu fallen, in Bologna zurückbleiben mußte. Honorius, mit lauten Beifallsbezeigungen in Ticinum empfangen, hielt, wenige Tage nach seiner Ankunft, eine von dem Olympius aufgesetzte Rede, worin er sich über die Nachstellungen seines Schwiegervaters beklagte. Durch diese Rede wurde das Zeichen zur Ermordung der sämmtlichen Freunde Stilicho's in Ticinum gegeben, wohin vorzüglich die prätorianischen Präfekten von Gallien und Italien, zwei Generale der Reiterei und des Fußvolks,

der Magister officiorum, der Quäſtor, der Schatzmeiſter und der Comes Domesticorum gehörten. Und nach dieſer ſchrecklichen That, welche mit Plünderung und Brand verbunden war, verdammte der Imperator, auf den Rath ſeines Lieblings, das Andenken an die Erſchlagenen, und billigte eben dadurch das Verfahren der Mörder, die er unſchuldig zu nennen wagte.

Die Sachen waren allzu weit gekommen, als daß ein Stillſtand möglich geweſen wäre. Von den Vorgängen in Ticinum unterrichtet, verſammelte Stilicho in dem Lager von Bologna einen Kriegsrath, dem er die Frage vorlegte, was geſchehen müſſe. Alle Mitglieder des Kriegsraths waren der Meinung, daß kein Augenblick zu verlieren ſey; daß man nach Pavia aufbrechen müſſe, den verbrecheriſchen Olympius und deſſen Werkzeuge zu beſtrafen; daß die Herrſchaft nicht länger zweifelhaft bleiben dürfe. Der Augenblick der Entſcheidung war alſo gekommen. Doch der Abſcheu, welchen Stilicho vor einem Bürgerkriege hatte, verbunden mit dem Mißtrauen, das er in ſeine Parthei ſetzte, überwogen jeden Entſchluß, welchen die Klugheit empfahl. Sein Zaudern erregte Verdacht; und da die Lage der Barbaren immer mißlich war, ſo führte Mißtrauen zum Abfall. Sarus, einer von den entſchloſſenſten Generalen, der, wenn Stilicho den Muth gehabt hätte, nach Pavia zu marſchiren, ſich freudig aufgeopfert haben würde, trieb die Empfindlichkeit ſo weit, daß er das Lager ſeines Wohlthäters angriff, die treuen Hunnen, welche daſſelbe vertheidigten, niederhieb, und in das Zelt eindrang, wo Stilicho ſein Schickſal überdachte.

Mit Mühe entkam dieser dem Schwerte der Barbaren; und weil es keinen anderen Rückzug für ihn gab, so warf er sich nach Ravenna.

Hier flüchtete er sich in eine christliche Kirche, in der Voraussetzung, daß seine Gemahlin und seine Tochter etwas über den Honorius vermögen würden. Doch der Imperator war ganz in den Händen des Olympius; und dieser, dem Mitleiden eben so unzugänglich als der Großmuth, dachte, sobald er von Stilicho's Aufenthalte in Ravenna unterrichtet war, nur auf Mittel, seinen furchtbaren Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Zu diesem Endzweck sendete er den Comes Heraclianus nach Ravenna ab, der, nach seiner Ankunft, durch einen feierlichen Eid betheuerte, sein Auftrag laute nur auf Gefangennehmung des Stilicho. Hierdurch getäuscht, beredete der Bischof von Ravenna den Reichs-Verweser, den Altar zu verlassen, in dessen Schutz er sich begeben hatte. Kaum aber war Stilicho zum Vorschein gekommen, als er vernahm, daß er hingerichtet werden sollte. Voll Ergebung ertrug er die Benennung eines Verräthers, und mit einer Standhaftigkeit, die besserer Zeiten würdig schien, bot er seinen Nacken dem Schwerte dar.

Sein Schicksal bestimmte das seiner Familie und seiner noch übrigen Anhänger: sein Sohn Eucherius, auf der Flucht eingeholt, wurde ermordet; seine Tochter Thermantia, die zweite Gemahlin des Honorius, und Jungfrau geblieben, wie ihre Schwester, wurde, nachdem sie geschieden war, in ein Kloster gesteckt; ihre Mutter Serena ging nach Rom; die Freunde Stilicho's,

so viel deren noch übrig geblieben waren, sahen sich durch den Haß des Olympius rastlos verfolgt.

So endigte Stilicho, welchem man nach seinem Tode den Vorwurf machte, daß er die Einheit des römischen Reiches verhindert und Italien den Barbaren Preis gegeben habe. Nichts ist so abgeschmackt, daß es nicht Glauben fände beim Sturze eines ausgezeichneten Mannes, der mehr auf sich genommen, als seine Schultern tragen können. Stilicho war kein Verräther; er trug nur die Schuld der Entwickelung, welche schlechte Gesetze dem römischen Reiche gegeben hatten.

Was ist gewöhnlicher, als daß die Schwäche sich durch den Verrath entschuldigt, womit sie umgeben zu seyn vorgiebt! Die Lage des westlichen Römerreiches war indeß nicht verbessert dadurch, daß es einem Olympius gelungen war, seinen Feind aus dem Wege zu räumen. Sie wurde vielmehr wesentlich verschlimmert durch das System, welches die siegende Parthei annahm. Kirchliches und Politisches war in demselben verschmolzen. Wer nicht der katholischen Kirche angehörte, der sollte keinen Anspruch auf irgend ein Staatsamt haben, sey es im Civil oder im Militär. Diesem neuen Staats-Grundgesetze zufolge, wurden alle ausländische Generale, entweder als Götzendiener, oder als Arianer, aus den Diensten entlassen, und die Vertheidigung des Vaterlandes beschränkte sich auf eine unsichere Classe von Eingebornen, deren einziger Vorzug das Glaubensbekenntniß war. Man ging aber am Hofe von Ravenna noch weiter. Um sich so bald als möglich der Barbaren zu entledigen, welche Stilicho in seine Dienste genom-

men hatte, wurden ihre Frauen und Kinder, die gewöhnlich in den Städten lebten, an Einem Tage und zu Einer Stunde ermordet. Freilich erbitterte man jene hierdurch in einem so hohen Grade, daß sie, um sich zu rächen, nicht schnell genug zu dem Könige der Westgothen übergehen konnten; doch was man schwerlich bedacht hatte, war, daß man auf diesem Wege seinen Einmarsch in Italien beschleunigte. Den 23. August des Jahres 408 wurde Stilicho zu Ravenna ermordet; und bereits im October desselben Jahres marschirte Alarich nach Rom, um die Minister des Honorius zur Annahme der Bedingungen zu bewegen, welche er ihnen vorschreiben würde.

Ehe wir aber auf die Begebenheiten dieses Feldzugs eingehen, wird es nöthig seyn, einen Blick auf das oströmische Reich zu werfen, um zu zeigen, wie sehr das Unternehmen des westgothischen Königs auch von dieser Seite begünstigt war.

Arcadius hatte nicht die volle Indolenz seines Bruders Honorius; doch stand er demselben wenig nach. Über den Prunk des Hofes vergaß er die Pflichten des Throns. Die ganze Gewalt lag in den Händen des Eutropius, der, nachdem er, als Verschnittener, mehr als zehnmal verkauft war, durch sein verhängnißvolles Verhältniß zu einem Imperator die höchsten Würden vereinigte. Gehülfin bei dem Regierungsgeschäft war die schöne Eudoxia, die Tochter des Franken Bauto, durch die Hinterlist des Eutropius zur Gemahlin eines Imperators erhoben. Während Eudoxia nur ihrem Vergnügen lebte und sich im Umgange mit dem Comes

Johann für die lange Weile entschädigte, die sie an der Seite eines geist- und herzlosen Gemahls empfand, verfolgte Eutropius keinen andern Gedanken, als den der Bereicherung. Die einträglichsten Staatsämter wurden von ihm den Meistbietenden verkauft, und für eine mehr oder weniger starke Summe Geldes erwarb man das Recht, große Provinzen auszusaugen. Hiermit nicht zufrieden, übte Eutropius die Kunst, wohlhabende Privatpersonen in Händel zu verstricken, welche sich in der Regel mit Verbannungen und Confiscationen endigten. In allen Stücken ein treuer Nachahmer des Rufinus, war er es auch darin, daß er ein Gesetz erfand, welches lediglich auf Sicherstellung tyrannischer Staats-Beamten abzweckte, und, aufgenommen in die Gesetzbücher des Theodosius und Justinian, noch im achtzehnten Jahrhunderte den Kurfürsten Deutschlands und den Cardinälen der römischen Kirche zur Schutzwehr diente. Es wurde nämlich im Namen des Arcadius bekannt gemacht: „daß, wer mit Fremdlingen oder Mitbürgern gegen Personen conspiriren würde, welche der Imperator als Glieder seines Körpers betrachte, Leben und Vermögen verwirkt haben solle;“ und indem Arcadius, für Fälle dieser Art, den Gedanken der That gleichsetzte und selbst den Privatstreit zu einer Verschwörung erhob, betrachtete er es als eine Handlung seiner Milde, „daß er die Söhne der Verräther nicht am Leben bestrafen, sondern nur von allen bürgerlichen Ehren für immer ausschließen wollte.“ *) Wenn irgend ein

---

*) Siehe den Cod. Theodos. Lib. IX. tit. 14. und den Cod.

Gesetz den tyrannischen Geist der byzantinischen Regierung bezeichnet, so ist es dieses. Was Eutropius nicht begriff, war, daß die Ausschließung der Gegenkraft dieselbe weckt.

Die Unterthanen des oströmischen Reiches fanden nur allzu bald einen Rächer in dem Ostgothen Tribegild, welcher, von Alarichs Fortschritten aufgereizt, die Rolle des westgothischen Königs in Phrygien wiederholte und in kurzer Zeit das ganze Reich in Unruhe setzte. Die Empörung zu dämpfen, wurden zwei Generale abgesendet, von welchen der eine die asiatische Armee befehligen, der andere Thracien und den Hellespont beschützen sollte. Der Name des ersteren war Leo, den man den Ajax des Osten nannte; der Name des andern war Gainas, derselbe, der den Rufinus hatte ermorden lassen. Leo war ungeschickt, Gainas mißvergnügt; und die Folge davon war, daß, nachdem Leo in Pamphylien aufs Haupt geschlagen war, Gainas dem Empörer allen nur möglichen Vorschub leistete, bis der Hof sich genöthigt sah, auf die Bedingungen des Rebellen einzugehen, welcher den Kopf des Eutropius forderte. Der Zufall wollte, daß sich gerade um diese Zeit die schöne Eudoxia mit dem Verschnittenen entzweiet hatte.

Just. Lib. IX. tit. 8. Man begreift die relative Nothwendigkeit solcher Gesetze; was man aber nicht begreift, ist, wie Leute von Verstand und Gefühl ihnen jemals das Wort reden konnten, und wie es überall möglich ist, auf diese Gesetzgebereien einen anderen Werth zu legen, als welchen sie für die Geschichte haben.

Sie also wurde die Hauptbeförderin des Friedens, wie des Falls des Verschnittenen. So schnell erfolgte dieser, daß Eutropius Mühe hatte, sich in die St. Sophien-Kirche zu retten, wo er, von dem heil. Chrysostomus vertheidigt, den Vortheil gewann, daß man die Todesstrafe in eine Verbannung nach Cypern verwandelte. Doch nur auf kurze Zeit; denn kaum war er an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, als er zurückgeführt und zu Chalcedon gerichtet wurde, wo nichts so sehr entschied, als daß er sich unterstanden hatte, jene heiligen Thiere, welche, wegen ihrer Abkunft oder wegen ihrer Farbe geachtet, den Wagen des Imperators zogen, vor den seinigen spannen zu lassen. *)

Gainas sah sich verdrängt durch den jungen Fravitta. Um sich zu rächen, warf er sich in die Empörung. Mehr als Einmal geschlagen, wollte er in die Steppen Scythiens zurückkehren, als er in einem Gefecht mit den Hunnen blieb, welche ihm jenseits der Donau den Weg versperrten.

In Constantinopel selbst übten die Gothen unter Fravitta die polizeiliche Gewalt. Kein Tag verstrich, an welchem es nicht zu feindlichen Auftritten zwischen den Gothen und den Bürgern der Hauptstadt gekommen wäre; und Mord und Brand waren nicht selten die Erfolge davon. Arcadius sah diesen Auftritten mit der Gleichgültigkeit eines Monarchen zu, der sich nicht verhehlen kann, daß ihm die Hände gebunden sind. Land-

---

*) Nach Chrysostomus zwei weiße Maulthiere mit goldenem Geschirr.

plagen, als Erdbeben, Überschwemmungen und Heuschrecken, vermehrten das Elend. Ein kraftloser Imperator, eine sittenlose Frau, die sich seine Gemahlin nennt, ein Ministerium, an dessen Spitze ein verächtlicher Eunuch steht, eine allgemeine Unsicherheit der Personen und des Eigenthums, einerseits durch tyrannische Gesetze, andererseits durch Bürgerkrieg bewirkt, Mißvergnügen und Aufruhr in allen Theilen des Reichs — welch ein unendlicher Stoff zum Tadel für Den, der ihn zu benutzen versteht! Ein solcher war der h. Chrysostomus, von dem Eutropius aus Antiochien nach Constantinopel versetzt, wo seine Gallsucht und ungesellige Strenge Nahrungsstoff in Überfluß fand. Die, welche seine Tugend und Beredtsamkeit bewundern, vergessen, daß der heiligste Eifer, anstatt dem Verderben eine Gränze zu setzen, dasselbe nur durch unfruchtbaren Widerstand vermehrt, und daß im Grunde nichts leichter ist, als die Auszeichnung, die man auf diesem Wege erwirbt, sobald man die Unwissenden auf seiner Seite hat. Durch unkluge Vergleichungen einer Jesabel und Herodias mit der schönen Eudoxia brachte der h. Chrysostomus es dahin, daß er vertrieben werden mußte; und da dies nicht geschehen konnte, ohne die ganze Hauptstadt und den größten Theil des Reiches in Bewegung zu setzen: so nimmt die Geschichte dieses Heiligen einen bedeutenden Platz in den oströmischen Annalen ein. Sie hier zu verfolgen, würde ungehörig seyn. Chrysostomus, Eudoxia und Arcadius starben beinahe gleichzeitig: der erste zu Comana auf dem Wege nach der Wüste von Pityus; die zweite an einer unzeitigen Geburt; der

dritte

dritte aus Gram über den Verlust einer untreuen Gattin. So weit ging, sagt man, der Abscheu des byzantinischen Hofes vor dem Honorius und dessen Umgebung, daß Arcadius in seinem Testamente den König von Persien, Jezdegerd, zum Vormund seines Sohnes ernannte. In dieser Lage der Dinge bildeten die ersten Staatsbeamten des oströmischen Reiches eine natürliche Aristokratie, welche nur dadurch zu einer Art von Einheit gedieh, daß der Präfekt Anthemius durch ein überwiegendes Talent den Ausschlag über seine Collegen gab.

Unter so günstigen Umständen also fiel Alarich in Italien ein. Seine Absicht war nicht, diese Halbinsel zu erobern, wohl aber den Hof von Ravenna zu Friedensbedingungen zu bewegen, welche ihm und seinen Gothen einen bleibenden Wohnsitz, gleichviel in welchem Theile des weströmischen Reiches, gewähren sollten. Aquileja, Altinum, Concordia und Cremona waren dies Mal Gegenstände einer schnellen Eroberung; und ohne sich bei einer fruchtlosen Belagerung von Ravenna aufzuhalten, führte der König der Westgothen sein Heer über Rimini auf der flaminischen Straße vor Rom, wo er sein Lager aufschlug.

Seine Erscheinung war ein Gegenstand des Schreckens und Erstaunens zugleich. Rom, welches seit Hannibals Zeiten, in sechshundert und neunzehn Jahren, keinen auswärtigen Feind gesehen hatte, war auf das ihm bevorstehende Schicksal so wenig gefaßt, daß es sich nur durch die Wirklichkeit einer Belagerung von der Möglichkeit derselben überzeugen konnte. Als Stadt hatte es noch denselben Umfang und dieselbe Bevölkerung, welche

es zu Cäsars und Augustus Zeiten ausgezeichnet hatten; die letztere belief sich auf nicht weniger als zwölfmal hunderttausend Köpfe. Auch der gesellschaftliche Zustand war im Großen derselbe geblieben, der er in früheren Jahrhunderten gewesen war; nur mit dem Unterschiede, daß die Plebejer in eine vollendetere Abhängigkeit von den Patriciern gerathen waren, die sie vorzüglich ihrer Arbeitsscheu verdankten. Das Ansehn der patricischen Familien beruhete auf einem großen Besitzthum, welches über die ganze Oberfläche des Reiches zerstreuet lag; unter ihnen gab es Einzelne, welche ein Einkommen von nicht weniger als viertausend Pfund Gold (mehr als hundert und sechzig tausend Pfd. Sterling) bezogen, und folglich ein Heer von Clienten um sich versammeln konnten. Es wurden, wie in früheren Zeiten, noch immer Wucherkünste von den Reichen getrieben; wer aber nicht darauf eingehen wollte und sich zu beschränken verstand, lebte mit Gemächlichkeit, selbst ohne zu arbeiten. Täglich geschahen Brotaustheilungen, und jeder Familienvater hatte gerechten Anspruch auf drei Pfund, welche ihm ohne Entgeld verabreicht werden mußten. Fünf Monate im Jahre erhielten die ärmeren Bürger eine unentgeldliche Austheilung von Schinken; auch Öl und Wein wurde ihnen gereicht, jenes als eine den afrikanischen Provinzen seit Jahrhunderten aufgelegte Steuer, dieser um einen sehr mäßigen Preis. Schauspiele und Bäder wurden ohne Entgeld genossen, und Tausende bewegten sich täglich in einem Cirkel von Vergnügungen, die ihnen nichts kosteten. Dies wunderbare Leben war das Ergebniß glücklicher Eroberungen,

und eine lange Gewohnheit hatte demselben eine solche Nothwendigkeit gegeben, daß jede Unterbrechung nicht anders als höchst schmerzhaft seyn konnte.

So wie also Alarich die Stadtmauern einschloß, die zwölf Hauptthore besetzte, den Zusammenhang mit den benachbarten Ländern durchschnitt und den Tiberstrom bewachte, geriethen die Römer in eine Verlegenheit, welche schwerlich noch groser gedacht werden kann. Überzeugt, daß Stilicho's Ermordung ihnen ein solches Schicksal bereitet habe, ergoß sich ihre erste Wuth an der Gemahlin desselben, jener Serena, die sich nach Rom begeben hatte, wo sie jetzt, als Urheberin der Belagerung, — denn dazu machte sie der Argwohn, — barbarisch erdrosselt wurde. So groß war die Verwöhnung der Römer, daß sie Anfangs trotzten; als sich aber Hungersnoth einstellte und auf diese ansteckende Krankheiten folgten, da sahen sie, nach mehreren vergeblichen Versuchen, das Ungewitter zu beschwören, kein anderes Rettungsmittel ab, als mit dem Könige der Westgothen zu unterhandeln. Dies Geschäft wurde dem Senator Basilius, einem gebornen Spanier, und dem ersten Tribunen der Notarien, Johannes, übertragen. Als diese bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Alarich eine Sprache redeten, welche ihrer bedrängten Lage nicht angemessen schien, gab er, um seine Gleichgültigkeit gegen ihre Drohungen an den Tag zu legen, die kurze Antwort: „je dichter das Heu, desto leichter der Einschnitt.“ Er setzte hierauf die Bedingungen seines Abzuges fest, indem er verlangte: erstlich, alles Gold und Silber der Stadt, es möchte Eigenthum des Staates

oder der Privatpersonen seyn; zweitens, alles kostbare Hausgeräth; drittens, alle Sklaven barbarischen Ursprungs. Auf die Frage der Abgeordneten, was er ihnen übrig zu lassen gedächte, war seine Antwort: „das Leben.“ Schon wollten die Abgeordneten sich entfernen, als er einen kurzen Waffenstillstand bewilligte, um eine ruhigere Unterhandlung einzuleiten; und indem die Römer nicht aufhörten, die Erfüllung der ersten Bedingung als unmöglich darzustellen, begnügte sich Alarich mit der Entrichtung von fünftausend Pfund Gold, dreißigtausend Pfund Silber, viertausend seidenen Gewändern, dreitausend Stück Scharlach und dreitausend Pfund Pfeffer. Als diese Bedingungen erfüllt waren, ging Alarich nach Tuscien, wo er sein Winterquartier nahm und durch ein frisches Heer von Gothen und Hunnen verstärkt wurde, das sein Schwager Adolphus ihm von den Ufern der Donau zuführte.

Durch diesen ersten Feldzug hatte er gewonnen, was man, wie er glaubte, ihm für seine in Griechenland geleisteten Dienste schuldig war. Aber dadurch war er seinem Hauptzwecke nicht näher gekommen. Rastlos die Idee einer Niederlassung im westlichen Römerreiche verfolgend, knüpfte er seine Unterhandlungen mit dem Hofe von Ravenna wieder an. Seine Werkzeuge waren drei römische Senatoren, die er für seinen Plan gewonnen hatte. Er verlangte: den Titel eines Feldmarschalls des Westen, einen jährlichen Zuschuß an Korn und Geld, und die Abtretung von Dalmatien, Noricum und Venetien zu einem Königreiche, oder, wenn dies allzu viel schiene, die Abtretung von Noricum, einer

verarmten Provinz, welche den Einfällen der Germanen ausgesetzt war. Die traurige Lage des Hofes von Ravenna ließ einen glücklichen Erfolg hoffen. Nichts desto weniger blieb Olympius seinem einmal genommenen System getreu, nach welchem er schlechterdings nichts bewilligen wollte; und obgleich Alarich dadurch nicht abgeschreckt wurde, eine zweite Gesandtschaft nach Ravenna zu senden, an deren Spitze er den Bischof von Rom stellte: so war doch auch dieser Schritt vergeblich.

In Fällen dieser Art hofft man nicht selten, durch eine Veränderung der Personen zu gewinnen. Der Eigensinn des Olympius schien Vielen zu weit getrieben; und indem sie sich zum Sturze dieses Ministers verbanden, erreichten sie zwar durch die Schwäche des Honorius ihren Zweck: allein, indem ein gewisser Jovius an die Stelle des abgesetzten, beschimpften und zuletzt ermordeten Olympius trat, blieben die Sachen in dem alten Geleise, weil man den Grundsatz annahm, daß die Kriegesehre Roms den stolzen Forderungen eines Barbaren nicht aufgeopfert werden dürfe. In dem ganzen Betragen der Minister des Honorius lag ein Widerspruch von Stärke und Schwäche, der nothwendig mit Veränderung verbunden seyn mußte; auch war der Hof von Ravenna in dieser Zeit der Schauplatz ewiger Umwälzungen, denen Jovius nur dadurch gewachsen blieb, daß er immer der Parthei beitrat, die ihm die stärkste schien.

Überdrüssig dieser Unentschlossenheit, dachte Alarich auf neue Mittel zur Erreichung seines Zwecks; und da er wohl einsah, daß er die Minister des Honorius

nur durch ein gewaltsames Verfahren zu einem ihm günstigen Entschluß bewegen konnte: so begann er seine kriegerischen Operationen damit, daß er sich Ostia's bemächtigte. Da dies der Seehafen war, durch welchen Rom sein Leben erhielt, so hatte er kaum die Vorrathshäuser in seine Gewalt gebracht, als der römische Senat in jede Forderung willigte, die er sich zu erlauben getraute. Alarich, der seine Schritte genau berechnet hatte, verlangte, daß der Senat, an der Stelle des unwürdigen Honorius, einen neuen Imperator wählen sollte; und der Senat, welcher auf härtere Bedingungen gefaßt war, schätzte sich glücklich, so wohlfeilen Kaufes davon zu kommen. Ohne Zeitverlust wurde der Stadt-Präfekt Attalus zum Imperator gewählt; und der dankbare Monarch ermangelte nicht, seinen Beschützer zum Feldmarschall des Westen und dessen Schwager Adolphus zum Comes Domesticorum zu ernennen, worauf die Stadtthore geöffnet und der neue Imperator der Römer, von bewaffneten Gothen umgeben, in den Palast des August eingeführt wurde.

Solche Verhältnisse waren indeß in sich selbst allzu unsicher, als daß sie von irgend einer Dauer hätten seyn können; und weil der Hof von Ravenna Verstand genug hatte, dies zu berechnen, so blieb er ruhig bei einer Veränderung, die er nicht für wesentlich hielt. Es kam hinzu, daß Attalus in Afrika (dieser für die Verpflegung Roms so nothwendigen Provinz) keinen Anhang fand, indem der Comes Heraclianus ihm nicht bloß an Ort und Stelle entgegenwirkte, sondern auch (was von weit größerer Wichtigkeit war) den Hof von

Ravenna mit Truppen und Geld versorgte. Bald zeigte sich in Rom so viel Unzufriedenheit mit Attalus, daß Alarich nicht länger widerstehen konnte; und indem Jovius dieselbe auf eine geschickte Weise benutzte und dem Könige der Westgothen neue Hoffnungen machte, ward dieser nur allzu leicht bestimmt, dem Attalus seine Würde zu nehmen. In der Ebene von Rimini wurde das unglückliche Werkzeug des gothischen Königs seiner Zierden beraubt und diese dem Sohne des Theodosius zugesendet. Attalus erhielt die Erlaubniß, in dem Lager der Gothen zu bleiben, weil dies das einzige Mittel war, sein beschimpftes Leben zu erhalten; und so wurde durch einen Barbaren an Attalus die Unverschämtheit bestraft, womit die Senatoren der Antimonarchie die Könige behandelt hatten.

Es schien, als ob einem Vertrage zwischen Honorius und Alarich jetzt keine anderen Hindernisse im Wege ständen. Doch je nachgiebiger Alarich war, desto mehr rechnete der Hof von Ravenna auf Glücksfälle, die ihn von der beschwerlichen Nähe des Königs der Westgothen befreien sollten. Dem Zaudern der Minister ein Ende zu machen, näherte sich Alarich den Morästen von Ravenna so sehr, daß es das Ansehn gewann, als wenn er diese Seestadt belagern wollte. In dieser Noth versöhnten sich die Minister des Honorius mit dem gothischen General Sarus, einem Nebenbuhler Alarichs, und einem entschiedenen Feinde des Hauses der Balten, zu welchem Adolphus gehörte. Sarus fand Mittel zu einem Ausfall; und nachdem er eine nicht unbedeutende Zahl von Gothen niedergemacht

hatte, kehrte er triumphirend nach Ravenna zurück, wo er bekannt machen ließ, daß Alarich für immer von der Freundschaft und dem Bündnisse des Honorius ausgeschlossen sey. Jetzt hielt Alarich sich nicht länger: das höchste Maaß seiner Geduld war erschöpft; und, weil es an andern Mitteln zur Rache fehlte, so mußte Rom zum dritten Male für den Unverstand des Hofes büßen.

Der Senat traf Vertheidigungs-Anstalten; aber diese wurden durch die Ungeduld des Pöbels und der Sklaven vereitelt. Um die Mitternachtsstunde öffnete sich das salarianische Thor, und im ersten Schlummer wurden die Römer durch die Trompeten-Töne der Gothen erschreckt. Die Plünderung nahm sogleich ihren Anfang. Sie dauerte mehrere Tage; und es ist leicht zu erachten, wie viel Grausamkeiten mit derselben verbunden waren. Durch Foltern aller Art wurden die Einwohner zum Eingeständniß ihrer Reichthümer und des Orts, wo sie dieselben verborgen hatten, gebracht. Betrachtet man Rom als den Mittelpunkt, in welchem sich seit elfhundert und drei und sechzig Jahren die Schätze aller den Römern erreichbaren Staaten angehäuft hatten: so begreift man, daß die Gothen von der Masse der vorgefundenen Reichthümer beschwert werden konnten. Wie viele Kunstwerke mußten eingeschmolzen werden, wenn sie ihnen zu Statten kommen sollten! Von den Senatoren verlor nur ein einziger das Leben; desto größer aber war die Menge der übrigen Erschlagenen. Die Straßen waren angefüllt mit Leichen, welche in der allgemeinen Bestürzung unbeerdigt blieben. Wer entfliehen konnte, der entfloh; vorzüglich Diejeni-

gen, deren Besitzungen in den Provinzen zerstreuet waren. Ein Theil der Stadt ging in Flammen auf, und einen langen Zeitraum hindurch lag der eingeäscherte Palast des Sallustius in Trümmern da.

Sechs Tage verweilte Alarich in Rom. Die Furcht vor ansteckenden Krankheiten vertrieb ihn am siebenten aus der alten Hauptstadt des Reiches. Mit einem unabsehbaren Gefolge von Wagen begab er sich auf der appischen Straße nach Unter-Italien. Städte, welche Widerstand leisten wollten, wurden erobert und zerstört; und schwelgend verfolgten die Gothen ihre Bahn, daß sie die Meerenge erreichten, welche Italien von Sicilien trennt. Alarich wollte übersetzen, und sich von Sicilien aus den Weg nach Afrika bahnen; aber der erste Versuch mißlang auf eine abschreckende Weise. Bald darauf starb Alarich, nach einer kurzen Krankheit. Die Art seines Begräbnisses bezeichnete Barbaren. Sklaven-Arme wurden gebraucht, den Lauf des Busentinus, welcher die Mauern von Casentia bespühlt, abzuleiten; und in dem leeren Bette des Flusses bestattete man die Leiche des Königs mit Denkmählern des Sieges. Als dies geschehen war, leitete man den Fluß in seine alte Bahn zurück; damit aber das Begräbniß Alarichs nicht verrathen werden möchte, wurden alle bei dieser Leichen-Bestattung benutzten Gefangenen ermordet.

Nachfolger Alarichs in dem Oberbefehl über das gothische Heer war Adolphus, sein Schwager. Dieser hatte keine Beleidigungen zu rächen, und sein gesunder Verstand sagte ihm, daß es den Gothen seiner Zeit nicht gelingen werde, eine bleibende Herrschaft auszuüben.

Den Krieg einstellend, begann er eine neue Unterhandlung mit dem Hofe von Ravenna; und da die Minister des Honorius in Beziehung auf ihn durch keine Eide gebunden waren: so kam ein Vergleich zu Stande, nach welchem Adolphus mit dem Titel eines römischen Generals gegen die Tyrannen und Barbaren gesendet wurde, welche die Provinzen jenseits der Alpen beunruhigten. Den Oberfeldherrn der Gothen an seine Person zu fesseln, trug Honorius kein Bedenken, ihm seine Stiefschwester Placidia zur Gemahlin zu geben. Die Vermählung wurde mit großem Pomp in Italien vollzogen, ehe die Gothen das Land verließen; und der abgesetzte Attalus hatte die Ehre, den Hochzeitreigen zu führen. Adolphus brach von Campanien aus nach dem südlichen Gallien auf. Narbonne, Toulouse und Bordeaux geriethen in die Hände der Gothen, welche auf diese Weise von den Ufern des mittelländischen Meeres nach denen des Oceans versetzt wurden.

Gallien war, während dieser Vorgänge in Italien, der Schauplatz der heftigsten Unruhen gewesen. Der Usurpator Constantin war kaum als Suverän in Britannien, Gallien und Spanien anerkannt, als Gerontius, sein Statthalter in Spanien, man weiß nicht auf welche Veranlassung, gegen ihn marschirte, seinen Sohn Constans in Vienne überraschte und tödtete, und den Imperator selbst nach Arles drängte, um ihn daselbst zu belagern. Gerontius war hiermit beschäftigt, als ein italiänisches Heer, von dem Römer Constantius geführt, zu gleichem Endzweck vor Arles erschien, die spanischen Truppen in die Flucht schlug, und dadurch

bewirkte, daß Gerontius, nicht lange darauf, an der spanischen Gränze, um nicht in die Hände treuloser Soldaten zu fallen, sich selbst das Leben nahm.

Die Belagerung von Arles fortsetzend, hatte Constantius einen harten Kampf mit Franken und Allemannen zu bestehen, welche ein Freund des Constantin aus Deutschland hergeführt hatte.

Sobald auch dies Hinderniß besiegt und alle Hoffnung für den Usurpator Constantin verloren war, ergab sich dieser unter der Bedingung, daß man seines Lebens schonen wolle. Ein solches Versprechen wurde gegeben; und damit man Wort halten möchte, ließ Constantin, ehe er die Thore von Arles öffnete, sich zu einem christlichen Presbyter weihen. Vergeblich! Zwar befleckte Constantius seine Lorbern nicht mit dem Blute eines Gefangenen; aber indem er den abgedankten Imperator und dessen Sohn Julian unter starker Bedekkung nach Italien sendete, konnte er nicht verhindern, daß Beide ermordet wurden, ehe sie Ravenna erreichten.

Gallien, so wie Spanien, gehorchten von diesem Augenblick an aufs Neue dem Honorius; doch war die Ruhe von kurzer Dauer.

Aufgereizt von dem König der Allemanen, Goar, und von dem König der Burgundier, Günther, entschloß sich ein gewisser Jovinus zur Annahme des Diadems, und drang ohne Zeitverlust vom Rhein nach den Ufern der Rhone vor, wo Constantius allein zu besiegen war. Dieser ergriff die Flucht nach Italien, weil er sich dem Jovinus nicht gewachsen glaubte, und überließ Gallien seinem Schicksale.

Dies geschah beinahe in demselben Augenblick, wo die Westgothen in Gallien anlangten.

Welches auch die Vorsätze seyn mochten, womit Adolphus nach Gallien gekommen war: die Lage, worin er sich in einem fremden Lande befand, bestimmte ihn leicht, dem neuen Usurpator Freundschaft und Bündniß antragen zu lassen; Attalus war es, den er zu diesem Geschäfte gebrauchte. Doch es sey nun, daß dieser abgedankte Imperator sich treulos gegen den König der Westgothen bewies, oder daß Jovinus durch anderweitige Gründe bewogen wurde, den ihm gemachten Antrag abzulehnen: genug, daß Adolphus seinen Zweck nicht erreichte, und sich folglich genöthigt sah, eine feindselige Stellung gegen den Jovinus anzunehmen. Vielleicht rechnete Jovinus allzu sehr auf den Beistand des Sarus, welcher die Dienste des Imperators Honorius wieder aufgegeben hatte, weil er in denselben keine Befriedigung für seinen Ehrgeiz fand. Der Zufall wollte indeß, daß Sarus, von den Westgothen überfallen, sein Leben einbüßte. Um so leichteres Spiel hatte Adolphus mit dem Jovinus und dessen Bruder Sebastianus. Beide, von den Barbaren verlassen, geriethen in die Hände des Königs der Westgothen, der kein Bedenken trug, ihnen die Köpfe abschlagen zu lassen. Gerade um diese Zeit wurde auch das Schicksal des Attalus vollendet. Als ein Unglücklicher, der die Ungnade des Adolphus nicht ertragen konnte, wollte er sich in einem von den Häfen Spaniens einschiffen, als er verhaftet und nach Italien gesendet wurde. Hier übte man an ihm dieselbe Bestrafung, die er in den Tagen des Glücks

dem Honorius zugedacht hatte: er wurde in Rom und Ravenna zur Schau gestellt; dann schnitt man ihm zwei Finger ab, und sendete ihn, also verstümmelt, nach der Insel Lipari, wo ihm des Lebens Nothdurft gereicht wurde.

Adolphus, jetzt aufs Neue mit dem Imperator des Westen versöhnt, wendete, sobald Gallien dem Honorius zurückgegeben war, seine Waffen nach Spanien, wo Sueven, Vandalen und Alanen in der Zerstörung blühender Provinzen wetteiferten. Die Spuren, welche die Barbaren unter der Regierung des Gallienus in Spanien zurückgelassen hatten, waren nach der Rückkehr des Friedens bald verwischt worden; und Spaniens vortheilhafte Lage hatte es mit sich gebracht, daß es seitdem von jedem auswärtigen Feinde unberührt geblieben war. Jene Städte, welche noch jetzt unter der Benennung von Merida, Cordova, Sevilla und Tarragona bekannt sind, gehörten zu den herrlichsten des römischen Reiches, und Künste und Wissenschaften blüheten nicht sicherer, als hinter der Wand, welche die Pyrenäen bilden: — als jene Umwälzung eintrat, wodurch sich der Britte Constantin Galliens bemächtigte. Die Folge davon war, daß die Truppen, denen der Usurpator die Vertheidigung der Pyrenäen-Päße anvertrauet hatte, jene germanischen und scythischen Völkerschaften zu Hülfe riefen, um gemeinschaftlich mit ihnen den Wohlstand der Spanier zu vernichten. Dies war seit dem Jahre 409 geschehen, als Adolphus im Namen des westlichen Imperators über die Ost-Pyrenäen ging und sich Barcelona's bemächtigte, um einen festen Punkt

zu haben, von welchem aus er seine Gegner angreifen könnte. Der Sohn, welchen ihm Placidia gerade um diese Zeit gebar, hatte die Aussicht, als Enkel des Theodosius, über sein Vaterland durch gothische Waffen zu herrschen. Doch er starb bald, und auch Adolphus wurde das Opfer einer Verschwörung, ehe er etwas Wesentliches gegen die Feinde des römischen Reiches ausgerichtet hatte. Ein Bruder des Sarus, Namens Singeric, folgte ihm im Oberbefehl über die Westgothen, behielt denselben aber nur sieben Tage.

Durch freie Wahl zum gothischen Scepter ernannt, versuchte Wallia, die Plane Alarichs zur Ausführung zu bringen. In ununterbrochenem Laufe eilte er von Barcelona nach dem südlichen Vorgebirge Spaniens; als er aber nach Afrika übersetzen wollte, waren Wind und Wellen entgegen, und er gab sein Vorhaben um so bereitwilliger auf, da eine Gesandtschaft von dem Imperator anlangte, welche um die Auslieferung der Placidia und um die Vertilgung der Vandalen und Sueven, gegen eine Entschädigung von 600,000 Maaß Weizen und bleibenden Wohnsitz in Gallien, bat. Wallia nahm diesen Antrag an; und sogleich erhob sich ein Vertilgungskrieg, in welchem zuerst die Silinger vernichtet wurden. Als die Reihe nunmehr an die Alanen kam, blieb der König derselben in der ersten Schlacht. Der Rest des Alanenheers vereinigte sich mit den Vandalen; aber auch diese, so wie die Sueven, mußten der überwiegenden Kraft der Gothen weichen, welche ihnen keine andere Wahl ließen, als sich in die Gebirge Galliciens zurückzuziehen: ein Gegenstand des Triumphs für den

Honorius, der, gleich einem Pompejus und Cäsar, in Rom einzog. Bald darauf erhielten die Gothen tractatenmäßig ihre Wohnsitze in Aquitanien, d. h. in derjenigen Küstenprovinz, welche zwischen der Garonne und Loire liegt. Gleichzeitig trat der rechtmäßige Imperator des Westen den Burgundiern diejenigen Länder ab, welche Jovinus ihnen versprochen hatte; und die Franken, diese tapfern und treuen Bundesgenossen der römischen Republik, ermangelten nicht, ihr Gebiet zu erweitern, und sich an den Ufern der Schelde und der Maas auszubreiten. Man sieht also, daß Gallien von der weströmischen Regierung so gut als aufgegeben war.

Noch mehr war es Britannien; diese entfernte Insel, welche nie hatte ganz unterjocht werden können. Verlassen von dem stehenden Heere, und zugleich von den Sachsen und den wilden Bewohnern Irlands und Caledoniens gedrängt, sahen sich die römischen Britten zur Selbstvertheidigung genöthigt; und sobald es ihnen damit gelungen war, behaupteten sie ihre Freiheit und Unabhängigkeit auch gegen den römischen Imperator, der sie gern ihrem Schicksal überließ. Ihre Landsleute in den armorikanischen Provinzen Galliens machten es nicht anders. Sie vertrieben die römische Obrigkeit, welche nach den Befehlen des Constantin handeln wollte, und bildeten sich zu einer Republik aus, die Selbstständigkeit zu erringen trachtete. Honorius billigte, was er nicht verhindern konnte, und entsagte dadurch gewissermaßen seinen Herrscherrechten. Ein Unglück für diese Völkerschaften war, daß sie plötzlich aus der Knechtschaft zur Freiheit übergingen; denn damit war unauf-

lösslich verbunden, daß sie in allzu viele abgesonderte Theile zerbröckelten, die sich nur bekämpfen, nicht gegen auswärtige Feinde vertheidigen konnten. Nur in Britannien gab es von Zeit zu Zeit, unter der Benennung eines Pendragons, einen Dictator, der mit allgemeiner Zustimmung gewählt wurde.

So groß war die Noth dieser Zeiten, daß man endlich aufmerksam werden mußte auf Das, was dem römischen Reiche bisher immer gefehlt hatte; und Honorius war es, der durch ein feierliches Edict, welches er für einen Ausfluß seiner väterlichen Liebe ausgab, den Überrest seiner gallischen Unterthanen zu jährlichen Zusammenkünften und zur Bildung eines Vertretungs-Systems aufforderte. Die Bewohner Aquitaniens und des narbonensischen Galliens sollten das erste Beispiel der Antimonarchie in der Monarchie geben; und Arles, der Sitz der Regierung und des Handels, wurde zum Versammlungsort bestimmt. Die Versammlungen selbst sollten jährlich ein und zwanzig Tage (vom 15ten August bis zum 18ten September) dauern, und zusammengesetzt seyn aus dem Präfektus Prätorio von Gallien, aus den Statthaltern der sieben Provinzen *), aus

*) Die sieben Provinzen waren: 1) Viennensis, mit den Hauptstädten Vienna, Cularo oder Gratianopolis (Grenoble) und Geneva oder Aurelia Allobrogum; 2) Alpes maritimae, mit den Hauptstädten Eborodunum, Antipolis und Nicea; 3) Narbonensis prima, mit den Städten Narbo, Tolosa und Nemausus; 4) Narbonensis secunda, mit den Städten Massilia, Telo Martius (Toulon) und Aquae Sextiae

aus einem gewesenen Consul und sechs[5] Präsidenten, aus den Obrigkeiten von sechzig Städten, und aus einer angemessenen, wenn gleich unbestimmten, Zahl von wohlhabenden Gutsbesitzern. Die Versammelten wurden berechtigt, die Gesetze des Suveräns auszulegen, die Beschwerden und Wünsche ihrer Committenten vorzutragen, die Last der Steuern zu ermäßigen, und über jeden Gegenstand örtlicher und nationaler Wichtigkeit, der auf die Wiederherstellung des Friedens und der Wohlhabenheit in den sieben Provinzen abzweckte, zu berathschlagen. Es fehlte freilich sehr viel daran, daß dies eine wahre Vertretung gewesen wäre; indeß ist nicht zu leugnen, daß, wenn dergleichen Einrichtungen zu den Zeiten der Trajane und Antonine wären getroffen worden, der römische Thron durch nichts so sehr beschützt gewesen wäre, als durch die Rechte der Völker. Jetzt kam die Einsicht zu spät. So groß war die Abneigung von allem Öffentlichen, so stark das Mißtrauen gegen den Hof, so allgemein der Sklavensinn, so abgestorben alle Vaterlandsliebe, daß selbst die Gewalt nicht hinreichte, eine Vertretung zu Stande zu bringen, und daß

(Aix); 5) Novem-Populana, mit den Städten Ausci und Iluro; 6) Aquitania prima, mit den Städten Cadurcum (Cahors), Augustonemetum (Clermont), Lemovices (Limoges) und Avaricum (Bourges); 7) Aquitania secunda, mit den Städten Limonum, Burdegala, Petrocorii und Laburdum (Bayonne). So die Notitia. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß an der Stelle von Aquitania prima und secunda, Lugdunensis prima und secunda gedacht werden müssen; denn jene waren an die Gothen abgetreten.

man lieber fünf Pfd. Gold bezahlte, als sich zu Arles versammelte. Wie hätte in einer solchen Stimmung der Gemüther der Untergang des weströmischen Reiches verhindert werden können! *)

Honorius, der in den letzten Jahren seines Lebens seine Stiefschwester Placidia mit dem Generale Constantius vermählt hatte, starb nach einer 28jährigen Regierung, oder vielmehr Nichtregierung, an der Wassersucht, in einem Alter von neun und dreißig Jahren. Da Constantius zwei Jahre vor ihm gestorben war, so war der weströmische Thron aufs Neue erledigt, und der Mangel einer Erbfolge-Ordnung brachte es mit sich, daß er erst an einen Usurpator, dann an den letzten Enkel des Theodosius, zuletzt, daß er an eine Reihe von Usurpatoren gerieth, die, indem sie einander verdrängten, den Untergang des weströmischen Reiches nur beschleunigen konnten.

Wir stehen jetzt bei der großen Katastrophe, deren Vollendung zu Betrachtungen über das Steigen und Fallen der Reiche reitzt: — zu Betrachtungen über das, was in den Erscheinungen der sittlichen Welt nothwendig und zufällig ist.

---

*) Dies Edict findet man von verschiedenen Schriftstellern angeführt. Einen correcten Text hat Sirmond in seinen Noten zu dem Sidonius Apollinaris gegeben. Hincmar von Rheims (ein Schriftsteller des 9ten Jahrhunderts) führt an, daß auch Bischöfe ihren Platz in dieser National-Versammlung hätten erhalten sollen. Nicht wahrscheinlich!

Achtes Kapitel.

Theodosius der Zweite und Valentinian der Dritte.

(Von 422 bis 455.)

Nach dem Tode des Honorius war die Regierung des weströmischen Reiches in Gefahr, auf einen Usurpator überzugehen.

Doch indem man diesen Ausdruck gebraucht, vermengt man die Zeiten.

Usurpation in demjenigen Sinne des Wortes, den man den gegenwärtig üblichen nennen könnte, gab es im römischen Reiche nicht. Da nämlich diese Handlung nur da zu einem Verbrechen gestempelt werden kann, wo es eine regelmäßige, d. h. durch feststehende Gesetze bestimmte, Thronfolge giebt, an eine solche aber in dem römischen Reiche nie gedacht wurde: so war Jeder gewissermaßen berechtigt, nach der Souveränetät zu streben, und es kam bloß darauf an, wie viel Mittel er hatte, sich, wenn seine Bemühungen gelungen waren, in dem Besitz des Thrones zu behaupten. So schlechte Einrichtungen waren freilich nicht zum

Vortheil der Gesellschaft, welche immer leidet, wenn das, was allein der Gesellschaft Stätigkeit zu geben vermag, einem ewigen Wechsel unterworfen ist; mehr aber läßt sich darüber nicht sagen: denn, wo der Kampf mit der Kraft frei gegeben ist, da muß man nicht mehr verlangen, als was derselbe mit sich bringt.

Der Mann, welcher nach dem Tode des Honorius sich der Regierung bemächtigte, hieß Johannes. Er war in den letzten Zeiten Primicerius oder Geheimschreiber gewesen. Was ihm den Muth einflößte, sich an die Spitze der Regierung zu stellen, ist unbekannt geblieben. Groß mochte der Drang der Umstände seyn: der größte Theil von Spanien und ein nicht unbedeutender Theil von Gallien war von dem römischen Reiche losgerissen, und von Pannonien aus droheten neue Gefahren. Unter solchen Umständen sich mit der Verwaltung eines dem Untergange entgegentaumelnden Reiches zu befassen, setzt bei einem der Überlegung fähigen Manne ungemeine Eigenschaften voraus; auch sind die Geschichtschreiber darin einverstanden, daß es dem Imperator Johannes nicht an solchen gefehlt habe. Italien unterwarf sich ihm mit derjenigen Willigkeit, welche eine lange Gewöhnung zur Gleichgültigkeit mit sich brachte. Mit dem Hofe von Constantinopel durfte Johannes fertig zu werden hoffen, da das oströmische Reich von den Hunnen bedrohet war. Gleichwohl nahmen die Dinge eine Wendung, die man nicht hätte erwarten sollen, weil sie außerhalb jeder Berechnung lag; und wir sind genöthigt, nach Constantinopel zurückzukehren, um zu erfahren, wie Johannes gestürzt wurde.

Es ist oben bemerkt worden, wie die Einheit im oströmischen Reiche vorzüglich dadurch erhalten wurde, daß es dem Anthemius gelang, die Aristokratie zu beherrschen, welche nach dem Tode des Arcadius Alles zu verändern drohete. Anthemius war ein tugendhafter Mann, und die Schranken, innerhalb deren er sich, den Nachkommen des Arcadius gegenüber, hielt, beweisen, daß er keinen anderen Ehrgeiz hatte, als den, das Rechte zu thun. Unter seinem Schutze wuchs diese Familie heran. Aus der Ehe des letzten Imperators mit der schönen Eudoxia waren Ein Sohn und drei Töchter entsprungen. Der Name des ersten war Theodosius; die Namen der letzteren Pulcheria, Arcadia und Marina. Von diesen Geschwistern war Pulcheria das älteste Kind, und auf sie war von dem Geiste ihrer Mutter so viel übergegangen, daß sie eine natürliche Herrschaft über ihren Bruder und ihre Schwestern ausübte. Der Thron von Constantinopel war freilich dem Theodosius bestimmt; doch entschied darüber mehr die Sitte, als ein ausdrückliches Gesetz. Die Gleichgültigkeit gegen alles, was Verfassung genannt werden kann, war im oströmischen Reiche wenigstens eben so groß, wie im weströmischen; und nachdem man sich einmal an die Autorität eines Monarchen gewöhnt hatte, würde die Regierung einer Frau nichts Anstößiges gehabt haben. Pulcheria zog es indessen vor, lieber in ihres Bruders Namen, als in ihrem eigenen, zu regieren. Die ungemeine Schwäche, welche den Sohn des Arcadius auszeichnete, machte ihn zum Gegenstand einer bleibenden Vormundschaft; und diese übernahm Pulcheria von dem

Augenblick an, wo ihr Bruder in Folge seines Alters regierungsfähig geworden war. Um ihren Vorsatz durchzuführen, weihete sie sich dem Cölibate; und um ihn mit desto größerer Sicherheit durchzuführen, beredete sie ihre Schwestern zu demselben Schritte. Im Angesichte des Klerus und des Volkes brachten die drei Töchter des Arcadius ihre Jungfrauschaft in der großen Kirche von Constantinopel der Gottheit dar; und, um dem feierlichen Gelübde Verbindlichkeit zu geben, wurde dasselbe auf ein goldenes mit Edelsteinen eingefaßtes Täfelchen niedergeschrieben, und hierauf in der Kirche selbst aufbewahrt. Die ganze Ceremonie hatte unstreitig keinen anderen Zweck, als die Männer zu verdrängen, welche sich, ohne dieselbe, als Gatten der Prinzessinnen, in die Regierung gemischt und den schwachen Theodosius verdunkelt haben würden. Auf eine eigenthümliche Weise hatte also Pulcheria die Rolle des ersten Eunuchen bei ihrem Bruder übernommen. Der Palast, in welchem die drei Schwestern wohnten, wurde in ein Kloster umgeschaffen, und gewissenhaft vermieden die Bewohnerinnen desselben den Umgang mit Männern, welche im Alter nicht so weit vorgerückt waren, daß sie für Heilige gelten konnten; in Vereinigung mit mehreren anderen Mädchen vornehmen Standes, bildeten sie eine religiöse Gemeinde, welche sich den strengsten Regeln unterwarf und ihre Zeit zwischen Arbeit und Gebet theilte. Mit dieser Schöpfung verhielt es sich übrigens, wie mit so vielen anderen, welche den Zweck hatten, der Unvollkommenheit organischer Gesetze abzuhelfen: sie leistete, was sie konnte, und ihre wahre

Bestimmung wurde erst nach dem Tode des Theodosius offenbar, wo Pulcheria, um weder der Herrschaft entsagen, noch ihr Gelübde brechen zu dürfen, sich zwar mit dem Marcian vermählte, doch so, daß er nur dem Namen nach ihr Gemahl wurde. Die unangenehmen Erfahrungen, welche man während der Regierung des Arcadius mit dem Eunuchen-System gemacht hatte, gaben unstreitig die erste Veranlassung zu diesem ganz neuen System, bei welchem, wie es scheint, keine Rücksicht darauf genommen war, daß das Verhältniß der Pulcheria zu dem Bruder, als ein rein persönliches, nicht von einer Dauer seyn konnte, die sich über das Leben Beider hinaus erstreckte.

Die Geschichtschreiber sagen: Pulcheria habe ihren Bruder in der Kunst zu regieren unterrichtet. Dies würde unglaublich seyn, wenn sie sich nicht zugleich über die Gegenstände dieser seltsamen Unterweisung ausgelassen hätten. Sie bestand darin, daß sie ihm lehrte, wie er stehen, gehen und sitzen müsse, um als Fürst zu erscheinen; ferner, wie er sich des Lachens enthalten, mit Herablassung zuhören, in allgemeinen Ausdrücken antworten und bald eine ernste, bald eine gefällige Miene annehmen müsse, um unter allen Umständen seine Würde zu behaupten. Es war also dahin gekommen, daß das königliche Geschäft sich in die leerste Repräsentation aufgelöset hatte; und da für dieselbe kaum noch etwas mehr erforderlich ist, als eine menschliche Gestalt, so konnte allerdings ein junges Mädchen von sechzehn Jahren der Lehrer eines oströmischen Monarchen werden;

denn der ganze Unterricht bezweckte nur Äfferei, die eben so leicht zu lehren, als zu lernen ist.

Indem Pulcheria ihren Bruder auf diese Weise bearbeitete, mußte es zu einer besonderen Aufgabe für sie werden: ob sie demselben eine Vermählung gestatten sollte oder nicht. Sie war sehr geneigt, die Sache hinzuhalten; doch Theodosius hatte kaum ein Alter von zwanzig Jahren in vollendeter Unterwerfung unter die Zuchtruthe seiner Schwester erreicht, als das Schicksal auf eine so überraschende Weise ins Mittel trat, daß Pulcheria, auch gegen ihren Willen, in ihrer Strenge nachlassen mußte. An dem Hofe von Constantinopel erschien ein Mädchen aus Athen, um sich über die Habsucht ihrer Brüder zu beklagen. Sie war die Tochter des Philosophen Leontius, der seine ganze Sorgfalt auf die Ausbildung ihres Geistes verwendet, aber, in der Voraussetzung, daß es ihr nicht an einem Manne fehlen würde, seine beiden Söhne in seinem Testament begünstigt hatte. Die junge Athenerin beschwerte sich nicht über ihren Vater, wohl aber über ihre Brüder, die ihr geringes Erbtheil an sich genommen hatten, um es für sich selbst zu benutzen. Indem sich nun die Tochter des Leontius zu den Füßen der allesvermögenden Pulcheria warf und mit hinreißender Beredtsamkeit um Gerechtigkeit flehete, fühlte sich die Prinzessin so ergriffen, daß sie plötzlich ihre strengen Grundsätze aufgab. Hier war Schönheit und Talent im reichsten Maaße vereinigt; neben beiden aber standen Armuth und Abhängigkeit, und dies waren gerade die Eigenschaften, welche die Gemahlin ihres Bruders besitzen mußte, wenn Pulche-

ria sich entschließen sollte, ihm eine Heirath zu gestatten. Sobald sie nun mit sich selbst darüber einig war, daß die schöne und geistreiche Athenerin die Frau des Theodosius werden sollte, machte sie diesem eine solche Schilderung von den Reizen ihres Schützlings, daß er begierig werden mußte, sie zu sehen und kennen zu lernen. Verborgen hinter einem Vorhang in dem Zimmer seiner Schwester, genoß er den Anblick ihrer Schönheit; und so stark war der Eindruck, den diese auf ihn machte, daß er unmittelbar darauf seine tugendsame Liebe erklärte. Die Vermählung geschah mit allgemeinem Beifall, sowohl der Hauptstadt als der Provinzen.

Gern entsagte die Athenerin dem Heidenthum, worin sie aufgewachsen war. In der Taufe erhielt sie den Namen Eudocia. Der Titel einer Augusta wurde ihr nicht eher beigelegt, als bis sie ihre Fruchtbarkeit durch die Geburt einer Tochter bewiesen hatte. Als Augusta berief sie ihre Brüder nach Constantinopel; doch nicht, um ihnen den Proceß zu machen, sondern um sie zu Consuln und Präfekten zu erheben. Alten Neigungen getreu, beschäftigte sie sich auch im Palaste mit den schönen Künsten; nur daß sie ihre Talente auf Gegenstände richtete, die derselben nicht bedurften: denn in einer metrischen Umschreibung gab sie die ersten acht Bücher des alten Testaments und die Prophezeiungen des Daniel und Sacharja zurück. Die Zuneigung des Theodosius wurde weder durch den Besitz noch durch die Zeit verringert. Da aber ein männlicher Thronerbe, der Gegenstand des allgemeinsten Wunsches, ausblieb: so wurde, sey es aus Nachgiebigkeit gegen den Aber-

glauben der Zeit, oder auf den Rath der Ärzte, eine Reise nach Jerusalem unternommen. So fand, unmittelbar nach der Verheirathung von Eudocia's Tochter an den weströmischen Imperator, zwischen beiden Gatten die erste Trennung Statt. Als die schöne Eudocia nach Constantinopel zurückkam, brachte sie die Ketten des heil. Petrus, den rechten Arm des heil. Stephanus und ein echtes Bildniß der Jungfrau Maria, von dem heil. Lukas selbst gemahlt, zurück; aber die vielen Huldigungen, welche ihr auf der Reise zu Theil geworden waren, hatten ihr ein Selbstgefühl gegeben, wodurch sie die Pulcheria beleidigte. Nicht lange darauf entstand ein Streit um den Vorrang, der den ganzen Hof theilte, nur daß Theodosius seiner Schwester mit gleicher Ehrerbietung anhing. Gerade dieser Umstand gab den Ausschlag zu Pulcheria's Vortheil. Die Hinrichtung des Magister officiorum, Paulianus, und die Verbannung des prätorischen Präfekten, Cyrus, überzeugten das Publikum, daß die Gunst der Eudocia nicht ausreiche, ihre Freunde zu beschützen; und die ungemeine Schönheit des Paulianus bestärkte in dem Verdacht, daß er dem Imperator in der Liebe seiner Gemahlin Abbruch gethan habe. Ein besserer Grund würde die Langweiligkeit und Schläfrigkeit des Theodosius gewesen seyn. Wie es sich auch damit verhalten mochte: Eudocia's Verhältnisse am Hofe von Constantinopel waren so verderbt, daß sie nur um die Erlaubniß bitten konnte, sich zurückziehen zu dürfen. Sie erhielt dieselbe in einem Alter von etwa 50 Jahren, und lebte von nun an in großer Zurückgezogenheit zu Jerusalem, wo sie im Umgange mit Mönchen und Nonnen ein Alter von 67 Jahren erreichte.

Während sich der Hof von Constantinopel in diesen seltsamen Formen bewegte, erschien, bald nach der Verheirathung des Theodosius mit der schönen Athenerin, Placidia, die Gemahlin des westgothischen Königs Adolphus, an demselben, um einen Schutz zu finden, den ihr der Hof von Ravenna nicht länger gewährte. Ungern hatte sich die Tochter des großen Theodosius zur zweiten Ehe entschlossen; doch da sie in dem Zeitraum von wenigen Jahren durch ihr Verhältniß mit dem General Constantius zweimal Mutter geworden war, so hatte sie sich mit ihrem Schicksal versöhnt, und war seitdem nur darauf bedacht gewesen, sich selbst und ihren Kindern die Aussicht auf den weströmischen Thron zu erhalten. Ihren Bemühungen verdankte der General den Titel eines Augustus und die Ehre, der Regierungsgehülfe des weströmischen Imperators zu seyn. Doch überlebte er diese Auszeichnung nur sieben Monate. Sein Tod vermehrte auf eine sehr begreifliche Weise die Gewalt der Placidia, die von jetzt an zu dem Honorius in dasselbe Verhältniß trat, worin Pulcheria zu dem Theodosius stand. Hierdurch den Ministern des Honorius verhaßt, wurde sie so lange verfolgt, bis gewisse Unanständigkeiten ihres kindischen Bruders, die auf Blutschande hindeuteten, den Vorwand zu ihrer Entfernung gaben. Der Hof von Constantinopel, dessen Seele Pulcheria war, nahm sie gütig auf, nur daß der Wittwe des Constantius der Titel einer Augusta versagt wurde, weil, man weiß nicht aus welchem Grunde, die Statuen ihres letzten Gemahls von dem östlichen Hofe nicht waren bewilligt worden.

Placidia und Pulcheria waren zwei Frauen, die einander leicht verstanden; und es ist zu glauben, daß die Erstere, in Folge ihres Alters und ihrer Erfahrungen, eine Autorität ausübte, welcher die Letztere nicht widerstehen konnte. Als nun wenige Monate nach der Ankunft der Placidia in den Ringmauern von Constantinopel die Nachricht von dem Tode des Honorius und von der Thronbesteigung des Johannes anlangte, waren beide Frauen sogleich darüber einig, daß man Alles aufbieten müsse, den Usurpator zu entfernen; und dies gelang auf eine verhängnißvolle Weise.

Ardaburius und Aspar, Vater und Sohn, wurden beauftragt, den Johannes an der Spitze eines Heeres vom Thron zu werfen, und der Plan war, daß, während der Vater sich mit dem Fußvolk einschiffte und in der Nähe von Ravenna landete, der Sohn die Reiterei längs der adriatischen Küste nach Italien führen und in dem entscheidenden Augenblicke zu dem Vater stoßen sollte. Dieser Plan scheiterte, in so fern ein Sturm die Flotte zerstreute und Ardaburius mit der Mannschaft von zwei Galeeren in die Hände des Johannes gerieth. Aspar erhielt diese Nachricht, als er, nach einem schnellen Marsche, so eben in Aquileja angelangt war. Ungewiß, was er thun sollte, verweilte er zu Aquileja; sobald sein Vater ihm aber hatte sagen lassen, daß nicht alles verloren sey, und daß er sich nur den Thoren von Ravenna nähern möchte, setzte er sich von Neuem in Bewegung, und kam zu einer Zeit an, wo Ardaburius die Verschwörung gegen den Johannes, wodurch er seine Freiheit wieder zu gewinnen hoffte, zu

Stande gebracht hatte. Die Thore von Ravenna wurden den Ankommenden geöffnet, und Johannes, der, von diesem Augenblick an, ohne alle Vertheidigung war, gerieth in die Hände der Eroberer. Ihr Verfahren entsprach dem Geiste einer Zeit, wo die Fürstenwürde sich nur durch den Gebrauch der grausamsten Mittel behaupten konnte. Erst hieb man dem vorgeblichen Usurpator die rechte Hand ab; dann führte man ihn auf einem Esel in den Straßen von Ravenna umher, damit er allgemein verlacht werden möchte; zuletzt schleppte man ihn nach Aquileja, wo man ihm den Kopf abschlug. Als die Nachricht von dem Siege nach Constantinopel kam, unterbrach Theodosius das Pferderennen, bei welchem er zugegen war, und führte sein Volk, unter Absingung eines Psalms, aus dem Hippodrom in die Kirche, wo der Rest des Tages unter dankbarer Andacht zugebracht wurde. So sehr entsprach der Geist des Christenthums in diesen Zeiten den organischen Gesetzen des Reiches, daß die verletzte Menschlichkeit für Niemand ein Gegenstand des Anstoßes war.

Es hing unstreitig von dem Theodosius ab, ob er das westliche Römerreich mit dem östlichen wieder vereinigen wollte; allein er begnügte sich mit der Abtretung des westlichen Illyricum, und gab alles, was noch nicht von den Barbaren erobert war, an seinen Vetter Valentinian, den Sohn der Placidia, zurück. Dieser stand in einem Alter von sechs Jahren, als er die Regierung des westlichen Römerreiches antrat. Zu Constantinopel hatte er den Titel eines Nobilissimus geführt. Nach der Eroberung von Italien erst zu dem

Range eines Cäsars, und dann zu der Würde eines Augustus erhoben, ging er in Begleitung seiner Mutter nach Ravenna ab. Placidia, Pulcheria und Eudocia waren darin übereingekommen, daß er sich mit der Tochter des Theodosius vermählen sollte, sobald Beide das Alter der Mannbarkeit erreicht haben würden; und diese Vermählung wurde in der Folge wirklich vollzogen. Die Kindheit Valentinians bewirkte für den Augenblick, daß das weströmische Reich eben so regiert werden mußte, wie das oströmische. Das Auffallende davon verschwindet, wenn man erwägt, wie nothwendig die Einmischung des weiblichen Geschlechts in Regierungs-Angelegenheiten da wird, wo das Übergewicht des männlichen nicht durch weise Gesetze beschützt ist, für deren Aufrechthaltung die Kraft besonderer Institutionen streitet. Einen längeren Zeitraum kam es nur darauf an, die höchste Macht gegen die Angriffe zu sichern, welchen sie durch die Eifersucht von Gleichberechtigten ausgesetzt war; kaum aber war dies durch die Einführung der Eunuchen gelungen, als die Zurückgezogenheit in den Palästen eine Ausartung bewirkte, welche den, der in der Maschine die erste Triebfeder seyn sollte, zu einer Kraftlosigkeit herabdrückte, die ihn zu jedem ernsten Geschäft gleich unfähig machte. So kamen die weiblichen Regierungen zum Vorschein.

Da im westlichen Römerreiche die Mutter selbst der Vormund des minderjährigen Imperators war: so bedurfte es nicht jener künstlichen Vorrichtungen, welche im Osten den Thron auf ein Nonnenkloster gestützt hatten. Placidia's Vormundschaft dauerte volle fünf und

zwanzig Jahre, d. h. so lange sie selbst lebte. Die Regierung Valentinians aber war deshalb nicht glücklicher. Das erste wichtige Ereigniß derselben war der Verlust der afrikanischen Nordküste; und man ist darüber einverstanden, daß derselbe nur der Leichtgläubigkeit zugeschrieben werden kann, womit Placidia den Einflüsterungen eines Mannes folgte, der kein Vertrauen verdiente, wiewohl er hinterher durch die Entschlossenheit, womit er dem Attila entgegentrat, sein Vergehen wieder gut machte.

Wo Weiber regieren, da streiten Männer um den Vorrang. Aus dem Schiffbruch, welchen die Verwaltung des Honorius veranlaßt hatte, waren zwei Helden gerettet worden, die man als die beiden letzten Römer betrachten kann. Dies waren die Generale Bonifacius und Ätius. Beide hatten, während der sogenannten Usurpation des Johannes, eine ganz verschiedene Rolle gespielt: Jener, dem vom Theodosius abstammenden Fürstengeschlecht getreu, als Feind des Johannes; Dieser als Anhänger desselben in einem so hohen Grade, daß er seine Verbindung mit den Hunnen benutzt hatte, um ihm eine Macht von 60,000 Mann zuzuführen, die glücklicher Weise erst in dem Augenblick anlangte, wo der vermeintliche Usurpator sein Leben eingebüßt hatte. Weil Ätius furchtbarer war, so hielt es der Hof mehr mit ihm; und so konnte es ihm nicht schwer werden, den Bonifacius verdächtig zu machen und die Placidia gegen ihn einzunehmen. Auf der andern Seite warnte der Verräther den Bonifacius vor der Hinterlist des Hofes. Sobald er es nun da-

hin gebracht hatte, daß das Mißtrauen gegenseitig geworden war, erfolgte von Seiten der Placidia eine Aufforderung an den Bonifacius, Afrika zu verlassen und nach Ravenna zu kommen; und da Bonifacius Bedenken trug, dieser Aufforderung zu gehorchen: so blieb nichts anderes übrig, als ihn in dem Lichte eines Rebellen zu betrachten, dem der Krieg erklärt werden müsse. Ohne Vertheidigungsmittel, wie Bonifacius war, suchte und fand er Beistand in dem Heerführer der in Spanien zurückgebliebenen Vandalen; sein Name war Gundrich. Der Zufall aber wollte, daß dieser in eben der Zeit starb, wo er nach Afrika überzusetzen gedachte, und daß seine Vorrechte auf seinen natürlichen Bruder Genserich übergingen. Dieser Umstand entschied über das Schicksal der afrikanischen Küste. Sechzigtausend Mann stark ging Genserich über den Meeresarm, welcher Spanien von Afrika trennt; und da ihm Bonifacius nichts entgegen setzen konnte, so betrug er sich als Eroberer. Das Mißverständniß zwischen dem Hofe von Ravenna und dem Bonifacius wurde allzu spät ausgemittelt. In mehreren Treffen geschlagen, zog sich Bonifacius nach Hippo Regius (dem gegenwärtigen Bona) zurück, und vertheidigte diese Seestadt vierzehn Monate hindurch gegen die Angriffe Genserichs. Von Constantinopel aus unterstützt, wagte er eine neue Schlacht; als er aber auch diese verlor, ging er nach Ravenna zurück. Es verstrichen noch acht Jahre, ehe Genserich in den Besitz von Carthago kam; sobald er aber die wieder aufgeblühte Hauptstadt der afrikanischen Welt erobert hatte, stand er als Suverän da, und vertheidigte

digte sich, als solcher, eben so sehr durch seine Klugheit, als durch seine Tapferkeit. Bonifacius fand bald nach seiner Ankunft in Ravenna seinen Tod in einem Zweikampf mit dem Ätius, welcher von jetzt an die einzige Stütze der Placidia war.

Nach dem Verlust der afrikanischen Küste war das weströmische Römerreich auf Italien und auf diejenigen Theile von Gallien und Spanien beschränkt, welche unerobert geblieben waren. Zwischen den Höfen von Ravenna und Constantinopel gab es noch einen Schein von freundschaftlichem Verkehr; doch ging die Hauptsorge auf die Selbsterhaltung, und diese brachte es mit sich, daß Jeder des Andern in den Zeiten der Gefahr vergaß, und sich glücklich schätzte, für sich selbst verschont geblieben zu seyn. Völlig aufgegeben war die Idee der Reichs-Einheit; denn zwischen dem Theodosius und seinem Vetter Valentinian bestand ein besonderer Vertrag, nach welchem alle künftigen Gesetze nur innerhalb des Wirkungskreises eines Jeden gültig seyn sollten. *)

*) Man lese, um sich davon zu überzeugen, die erste Novelle des Theodosius, wodurch er im Jahre 438 das Theodosianische Gesetzbuch bestätigte und mittheilte. Bis dahin waren die Gesetze für beide Reiche dieselben gewesen, und nur eine einzige Ausnahme war durch das Judenthum herbeigeführt worden. Im Osten von beschwerlichen Municipal-Ämtern befreiet, wollten die Juden dies auch im Westen seyn, wo sie sich in den Städten Apuliens und Calabriens zahlreich niedergelassen hatten. Doch Honorius verwarf durch ein besonderes Edict jenes Privilegium, als dem weströmischen

Der Unverstand, die Schlaffheit, die Nullität der beiden Imperatoren wirkten das Ihrige, um eine gänzliche Auflösung hervorzubringen; und so sehr hatten die auf bloße Repräsentation berechneten Hofformen entnervt, daß nicht mehr daran gedacht wurde, den Imperator an der Spitze des Heeres erscheinen zu sehen. Das Übergewicht der Barbarenwelt war also nur allzu sehr entschieden; und die einzige Rettung des Römerreiches in seiner Getrenntheit und Zerstückelung beruhete darauf, daß es für jene Welt einen längeren Zeitraum keinen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gab, von welchem ein umfassender Angriff hätte ausgehen können. Sobald dieser sich gefunden hatte, mußte das Römerreich bis an den äußersten Rand des Abgrundes geführt werden, in welchen es zu stürzen bestimmt war. Man nannte Attila die Geißel Gottes. Einen solchen Ausdruck vertheidigt nur der Geist des Jahrhunderts, in welchem der König der Hunnen seine Rolle spielte. Dem Bekenntniß der eigenen Schwäche suchte man dadurch zu entfliehen; denn Attila war nur stark, weil seine Gegner die Schwäche selbst waren.

Es würde anziehend seyn, wenn man genau angeben könnte, durch welche Mittel sich Attila zum Mittelpunkt der Barbarenwelt gemacht habe. Vor seiner Zeit waren die Hunnen freilich von der Wolga bis zur Donau vorgedrungen; allein sie hatten, wie zahlreich sie auch seyn mochten, auf dieser langen Bahn einen bedeu-

---

Reiche nachtheilig. Nähere Aufschlüsse giebt der Cod. Theodos. Lib. XI. tit. I. l. 158.

tenden Theil ihrer Stärke eingebüßt, theils durch die Zwietracht ihrer Anführer, theils durch die einzelnen Niederlagen, welche eine ganz natürliche Folge davon waren. Scheinen möchte es, als habe sich ihre Kraft dadurch gesammelt, daß Pannonien ihnen förmlich abgetreten wurde für die Dienste, welche sie dem Imperator Johannes hatten leisten wollen. Ihr König war in dieser Zeit Roas oder Rugilas. Nach seinem Tode kam die Herrschaft an Attila und Bleda, seine Neffen. Bleda schied aus, weil er dem Genius Attila's nicht gewachsen war. Dieser, um seine Macht zu verstärken, richtete seine Blicke vorzüglich auf Deutschland; und von welcher Beschaffenheit auch der gesellschaftliche Zustand in diesem Lande seyn mochte: so kann man doch mit großer Sicherheit annehmen, daß die Getheiltheit nicht geringer war, als in späteren Zeiten bis auf den heutigen Tag. Attila fand daher in Deutschland alle die Vortheile, welche einen Staats-Chef der neueren Zeit zu Dem machten, was er war. Auch die Mittel, durch welche er sich die deutsche Kraft aneignete, waren unstreitig dieselben, welche Napoleon gebrauchte. In der Geschichte ist von dem Widerstande die Rede, welchen die Bojaren ihm leisteten. Als dieser Widerstand überwunden war — und wie leicht konnte er mit Hülfe deutscher Nachbarn überwunden werden! — waltete Attila mit gleicher Allgewalt in Thüringen, dessen Gränzen sich bis zur Donau erstreckten, im Lande der Franken, das seine innere Einrichtungen von ihm annahm, und dem Lande der Burgundier, welche von einem seiner Stellvertreter beinahe gänzlich vertilgt wurden. Selbst auf der skan-

dinavischen Halbinsel herrschte er. Nach Osten hin ist es schwer, die Gränze seiner Gewalt zu bestimmen; doch ist es ausgemacht, daß sein Scepter bis an die Ufer der Wolga reichte, und daß seine Abgesandten am chinesischen Hofe unterhandelten. Die Gepiden und Ostgothen betrachteten ihn als ihren Suverän, und Arderich, ein König der ersteren, und Valamir, ein König der letzteren, befanden sich in seinem Gefolge.

Unter gewissen Umständen wird einem Manne von Charakter Alles leicht; und gerade die Festigkeit des Entschlusses ist es, was ihm eine allgemeine Unterwerfung verschafft: denn der größte Theil der Menschen ist so angethan, daß er das Gesetz empfangen muß. Attila galt für einen Zauberer; dies ist man aber immer, wenn man Eigenschaften besitzet, die von der Mehrzahl nicht erreicht werden können. Der König der Hunnen hatte die auffallendste Ähnlichkeit mit einem Baschkiren der gegenwärtigen Zeit: einen starken Kopf, eine schwärzliche Gesichtsfarbe, kleine tiefliegende Augen, eine platte Nase, wenig Barthaar, breite Schultern und einen starken Knochenbau, in welchem viel Unverhältnißmäßiges war. Seine Sprache war entscheidend und seine Augen rollten, als ob er wünschte, den Schrecken zu bemerken, den seine Worte einflößten. Dem Mitleid nicht verschlossen, war er nur dann unerbittlich, wenn es die Ausführung von Entwürfen galt, die er als nothwendige Mittel für seine Zwecke betrachtete. Er liebte den Krieg; und während desselben galten seine Winke für Befehle, denen sich niemand entziehen durfte. In Friedenszeiten genoß er die Freuden der Tafel und

des Umgangs; und dann vertrug er selbst den Scherz seiner Vertrauten. Zwischen der Donau, der Theis und den karpathischen Gebirgen, sehr wahrscheinlich in der Nähe von Agria oder von Tokay, lag seine Burg: ein großes Dorf, in welchem das hölzerne Haus des Königs das Hauptgebäude war. Hier lebte er, umgeben von Gefolgen aus allen Völkerschaften, in einer Fülle, die sehr deutlich zeigte, bis zu welchem Grade er sich die europäische und die asiatische Welt tributbar gemacht hatte, und welchen Vorzug das Eisen in der Hand des Tapfern vor dem Golde hat.

Die Politik der Eroberer ist zu allen Zeiten dieselbe gewesen: ohne Sinn für Gegenseitigkeit, bestimmten sie die Bedingungen, unter welchen sie Frieden gewähren wollten; und wenn man in ihre Forderung einging, so betrachteten sie diese Nachgiebigkeit nur als einen Beweis von Schwäche, wodurch sie berechtigt wären, die Saiten immer noch höher zu spannen. Unmittelbar nach dem Tode des Rugilas setzte Attila den Tribut, welchen sein Vorgänger von dem Hofe zu Constantinopel erhalten hatte, von 350 Pf. Goldes, auf 700 Pf., und dabei machte er solche Nebenbedingungen, daß, wenn die Regierung des oströmischen Reiches noch irgend ein Gefühl für Ehre und Schande gehabt hätte, der Krieg auf der Stelle zum Ausbruch gekommen seyn würde. Theodosius ließ sich Alles gefallen, ohne daran zurückzudenken, daß er den Titel des Unbesiegl ichen führte, der freilich für einen, nur in seinem Palast oder im Circus lebenden Imperator eine Lächerlichkeit war. So gewann Attila Zeit, seine Macht in

Germanien und Scythien zu verstärken; und als er über ein Heer von fünfmal hundert tausend entschlossenen Kriegern befehligte, da erlaubte selbst die Größe desselben nicht, dem eingegangenen Tractat getreu zu bleiben. Eine Kleinigkeit führte den Krieg herbei. Als man am Hofe zu Constantinopel die Unvermeidlichkeit desselben begriff, wurden freilich die Truppen von allen Seiten zusammengezogen; doch weil kein Mann von Ansehn und Charakter an die Spitze derselben trat, so ließ sich der Ausgang dieses Kampfes vorher bestimmen. Die beiden ersten Schlachten wurden in den weiten Ebenen zwischen der Donau und dem Hämus geliefert: sie waren blutig, doch war die Niederlage der Römer nicht so entscheidend, daß sie aufgehört hätten, ein Heer zu seyn. Diese zogen sich nach der thracischen Chersonesus zurück; und hier wurde die dritte Schlacht geliefert, welche dem östlichen Römerreiche ein Ende gemacht haben würde, wenn es durch die Lage der Hauptstadt weniger beschützt gewesen wäre. Mit Feuer und Schwert hatte Attila, ganz in dem Geiste eines Anführers von Hirtenvölkern, von Margus ausgehend, Sirmium, Singidunum, Ratiaria, Marcianopolis, Naissus, Sardica und mehrere andere minder bedeutende Städte zerstört; jetzt verheerte er die Provinzen Thracien und Macedonien so, daß nur Städte wie Thessalonika, Heraklea und Hadrianopel verschont blieben. Selbst in Constantinopel zitterte man, nicht sowohl, weil die Mauern dieser Hauptstadt durch ein Erdbeben gelitten hatten und erst seit Kurzem wieder hergestellt waren, als weil der allgemeine Volksglaube sich laut für den Untergang des

Reiches erklärte und alle Kräfte lähmte. Unfähig, Constantinopel zu erobern, und nur auf Sicherheit für eine unermeßliche Beute bedacht, gewährte Attila die Bitte des Theodosius um Frieden. Seine Bedingungen aber waren die eines Eroberers. Er verlangte: die Abtretung eines Territoriums, welches sich längs den südlichen Ufern der Donau von Singidunum oder Belgrad bis nach Novä in der Diöces von Thracien erstreckte; 2) einen jährlichen Tribut von zweitausend ein hundert Pf. Goldes; 3) sechstausend Pf. Goldes als Ersatz für aufgewendete Kriegskosten; 4) die Einlösung aller Kriegsgefangenen, den Kopf zu zwölf Goldstücken, und 5) die unentgeldliche Zurückgabe aller hunnischen Überläufer.

Theodosius nahm diese Bedingungen an, ohne sie weder auf der Stelle, noch überhaupt, erfüllen zu können. Mit Mühe wurden die sechstausend Pf. Goldes bezahlt, welche zur Bezahlung der Kriegskosten dienen sollten. Die Erfüllung der übrigen Friedensbedingungen war der Gegenstand mehrerer Beschickungen von beiden Seiten. In Constantinopel wurden Entwürfe zur Vergiftung Attila's gemacht, welchen der schwache Theodosius seinen Beifall gab; als aber diese Entwürfe fehlschlugen, weil Der, durch welchen sie ausgeführt werden sollten, eines Verrathes an Attila unfähig war: da hatte der Imperator des Osten die Kränkung, aus dem Munde von Attila's Gesandten jenen Vorwurf zu hören, der seitdem nie vergessen worden ist. „Theodosius" — sagte Essav — „ist der Sohn eines berühmten und hochansehnlichen Vaters. Auch Attila ist aus edlem Geschlechte entsprossen. Aber, während Attila durch

seine Thaten die von seinem Vater Mundzuck angestammte Würde behauptet, hat Theodosius die väterliche Ehre verscherzt und sich dadurch zu einem Sklaven herabgewürdigt, daß er Tribut entrichtet. Er sollte daher billig einen Mann ehren, welchen Glück und Verdienste über ihn gestellt haben, anstatt sich, gleich einem gottlosen Sklaven, heimlich gegen das Leben seines Herrn zu verschwören." Der Sohn des Arcadius, dessen Ohr nie eine solche Sprache vernommen, erröthete und zitterte bei diesen Worten. Als Attila's Gesandten den Kopf des Lieblings-Eunuchen, welcher Urheber dieses Entwurfes gewesen war, forderten: hatte Jener weder den Muth, in diese Forderung zu willigen, noch dieselbe zurückzuweisen. Zwei vornehme Staatsbeamten, Nomius und Anatolius, wurden an den Attila abgesendet, um seinen Zorn zu mäßigen. Der König der Hunnen ritt ihnen bis zum Ufer des Drenco entgegen; und wiewohl seine Miene anfangs finster und herrisch war, so gab er doch allmälig nach, verzieh dem Imperator und dem Verschnittenen, setzte eine große Zahl von Kriegsgefangenen in Freiheit, überließ die Flüchtlinge und Überläufer ihrem Schicksal, und gab jenes Territorium im Süden der Donau auf, nachdem es völlig ausgesogen war. Freilich that er dies Alles nicht ohne bedeutende Entschädigung. Der neue Tractat wurde durch eine Summe erkauft, welche ausgereicht haben würde, einen nachdrücklichen Krieg zu führen, und die unglücklichen Unterthanen des Theodosius sahen sich genöthigt, durch harte Abgaben das Leben eines Günstlings zu erkaufen, den sie lieber auf dem Blutgerüste gesehen hätten.

Theodosius starb bald nach diesem Auftritt. Auf einem Spazierritt in der Umgebung von Constantinopel vom Pferde abgeworfen, beschädigte er sich am Rückgrat, und verschied zwei Tage darauf im funfzigsten Jahre seines Alters und im drei und vierzigsten seiner ruhmlosen Regierung. Seine Schwester Pulcheria, die diesen ganzen Zeitraum, so weit es der Einfluß der Verschnittenen gestattete, an seiner Stelle regiert hatte, wurde einhellig zur Beherrscherinn des Osten ausgerufen; und so erhielten die Römer zum ersten Mal eine weibliche Regierung in bester Form. Pulcheria's erste Handlung war, den Eunuchen Chrisaphius vor den Thoren der Stadt, ohne Recht und Urtheilsspruch, hinrichten zu lassen, sey es um sich seines großen Vermögens zu bemächtigen, sey es um erlittene Kränkungen zu rächen. Die Ungunst, worin die Verschnittenen bei dem Volke standen, gab diesem Verfahren den Anstrich von Gerechtigkeit, wiewohl es in sich selbst nur tyrannisch war. Unmittelbar darauf reichte sie ihre Hand dem Senator Marcian: einem Sechzigjährigen, von welchem die Voraussetzung galt, daß er Pulcheria's Keuschheits-Gelübde nicht erschüttern werde. Als Gemahl der Kaiserin (wo fern man diesen Ausdruck gebrauchen darf) wurde er mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet. Seine Jugend war unter großen Anstrengungen verflossen. In Thracien geboren und zum Waffenhandwerk erzogen, hatte er neunzehn Jahre unter Ardaburius und Aspar in Persien, Italien und Afrika gedient, ehe er sich zum Range eines Tribunen und Senators erheben konnte. Die Nachtheile einer feilen Verwaltung hatte er kennen und

verabscheuen gelernt; die Gleichgültigkeit, welche geborne Fürstensöhne, wenn sie unter dem Einflusse eines verderbten Hofes erzogen worden sind, gegen Tugend und Laster zu haben pflegen, war ihm fremd; seine Zeit aber bedurfte einer größeren Strenge, als die Erblichkeit zu gestatten pflegt.

Durch den Tod des Theodosius war das Verhältniß des oströmischen Reiches zu dem Hunnen-Staat aufs Wesentlichste verändert. Marcians größter Vortheil bestand darin, daß Attila seine Invasion nicht wiederholen konnte, ohne sein Heer in die größte Gefahr zu bringen, und dies rührte daher, daß nur die großen Städte übrig geblieben waren, daß es folglich nur einen Gegenstand für eine neue Operation, aber nicht mehr eine Grundlage für dieselbe gab. Diesen Vortheil mit dem Scharfsinn eines alten Kriegers ins Auge fassend, veränderte Marcian die Sprache; denn als der Hunnen-König, mit der allen Eroberern eigenthümlichen Unverschämtheit, seine Forderungen geltend machte, erwiederte Marcian: „von einem Tribut könne nicht länger die Rede seyn: er werde zwar nicht unterlassen, die treue Freundschaft von Verbündeten zu belohnen; wenn aber noch mehr verlangt werden sollte, so würde er zeigen, daß er ein Heer besitze, um ungerechte Angriffe abzuwehren.“ Diese Antwort, sowohl am Hofe von Constantinopel als in dem Lager des Hunnen-Königs selbst ertheilt, konnte nicht verfehlen, einen Attila zur Besinnung zu bringen, in welchem, bei aller Barbarei, die ihm durch seine Verhältnisse aufgedrungen wurde, allzu viel gesunde Vernunft war, als daß er im Stillen nicht

über die kindische Furcht des Theodosius hätte lachen sollen. Seiner einmal übernommenen Rolle getreu, nahm er die Miene an, als verachte er die von ihm so oft überwundenen Römer des Osten; aber die mit einem neuen Feldzuge nach Constantinopel verbundenen Nachtheile nicht verkennend, gab er den Osten auf, und wendete seine Politik gegen den Westen.

Hier war Ätius der einzige Mann, welcher ihm Widerstand leisten konnte; und alles, was bisher von dem Ätius ausgegangen war, kündigte an, daß dieser Widerstand nicht schwach seyn würde. Nach dem Tode des Bonifacius hatte sich dieser an Hülfsmitteln unerschöpfliche Staatsmann in das Lager der Hunnen begeben, um die Mittel zu gewinnen, durch welche er der Mutter Valentinians III. gebieten konnte; und seine Wiedererscheinung an der Spitze von sechzig tausend Barbaren hatte bewirkt, daß Placidia sich selbst, ihren Sohn und das ganze westliche Römerreich in die Hände des Anmaßenden gegeben hatte. Zu dem Range eines Patriciers erhoben, und dreimal hinter einander mit dem Consulat bekleidet, nahm Ätius den Titel eines Feldmarschalls oder Magister utriusque militiae an, und als solcher gebot er über die ganze Kriegsmacht des Westen, so viel davon noch übrig war. Während der Hof in Ravenna lebte, befand Ätius sich da, wo seine Gegenwart am nothwendigsten war: gewöhnlich in Gallien, weil hier die Verhältnisse durch die Nähe der Westgothen im Süden, der Franken im Norden, und der Burgundier im Osten am schwierigsten waren. Durch ein Heer von Alanen beschützte er allenthalben

die Gränzen, und so rastlos war seine Thätigkeit, daß sie selbst die Bewunderung seiner Gegner fand, welche sich Ein Mal über das andere in ihren Entwürfen von ihm gehemmt sahen. Mäßig, abgehärtet, raschen Entschlusses und überall das Ausführbare von seinem Gegentheil schnell und scharf absondernd, war er ganz dazu gemacht, den sinkenden Staat zwanzig Jahre hindurch emporzuhalten. Er verhinderte, während dieses Zeitraums, die Gothen an der Eroberung von Arles, welches der Gegenstand ihres Ehrgeizes geworden war; er schlug die Burgundier, welche beinahe gleichzeitig in die belgischen Provinzen eingedrungen waren; er nöthigte den Frankenkönig Clodion zum Umkehren, als dieser von dem Niederrhein nach den Ufern der Somme vordrang. Gegen den König der Vandalen in Afrika und gegen den der Hunnen in Pannonien, wußte er eine Stellung zu nehmen, worin er alle Veranlassungen zur Feindschaft vermied. Mit jenem schloß er einen Tractat; mit diesem verfuhr er so, daß seine Forderungen halb erfüllt, halb vermieden wurden. Zwar zahlte er Tribut, weil er dem ungleichen Kampf auszuweichen wünschte; zwar ging er so weit, daß er seinen Sohn Carpilio zur Geißel gab: doch wußte er ein Verhältniß, welches dem Bruche in jedem Augenblicke gleich nahe war, so lange zu halten, bis Attila, von den Bedürfnissen seines eigenen Reiches gedrängt, sich nicht länger täuschen lassen konnte; denn der Grund zu der Eroberung des Westen lag bei weitem weniger in der Eigenthümlichkeit des Hunnen-Königs, als in der Beschaffenheit der Herrschaft, die er über barbarische Völker ausübte: einer

Herrschaft, die ihre Fortdauer nur durch den Krieg gewinnen konnte, weil dieser das einzige Mittel zur Erhaltung der Einheit war. Große Heere können am wenigsten in barbarischen Staaten unterhalten werden, weil die Barbarei die Armuth in sich schließt; und sollen dennoch große Heere in ihnen existiren, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihnen durch Raub und Plünderung ein Daseyn zu verschaffen.

Während die wahren Ursachen von Invasions-Kriegen nie zur Sprache gebracht werden, weil man sich schämt, in dem Lichte eines Räubers zu erscheinen, werden bisweilen die seltsamsten Vorwände geltend gemacht; und dies geschah auch von Attila, als er die Eroberung des westlichen Römerreiches unternahm.

Bei diesen Vorwänden nun müssen wir einige Augenblicke verweilen, um in ihrer Nichtigkeit die ungemeine Schwäche zu zeigen, zu welcher das Reich im Westen herabgesunken war.

Nach dem Tode des Franken-Königs Clodion entstand unter seinen Söhnen ein Streit über die Nachfolge; doch sind die näheren Ursachen dieses Streites unbekannt geblieben. Da der Thron bei den Franken erblich war, so muß man annehmen, daß der Gegenstand des brüderlichen Zwistes nur Habschaft und Ländereien des Vaters waren, als welche nach gleichen Theilen vererbt wurden. Wie es sich auch damit verhalten mochte: der jüngere Sohn Clodions, Namens Meroväus, wendete sich nach Italien, und fand bei dem Hofe von Ravenna den gesuchten Schutz. Von Valentinian dem Dritten zum Verbündeten angenommen, von

dem Patricier Ätius adoptirt und mit reichen Geschenken entlassen, kehrte er in sein Geburtsland zurück. Inzwischen hatte sein älterer Bruder, dessen Namen die Geschichte verschweigt, sich an den Attila gewendet und bei diesem denselben Schutz gefunden. Es handelte sich zwischen den beiden Brüdern offenbar um Etwas, das nur durch das Herkommen oder die Gesetze des Franken-Staates entschieden werden konnte; doch ohne hierauf Rücksicht zu nehmen, schätzte Attila sich glücklich, einen Verbündeten gefunden zu haben, welcher den Übergang über den Rhein erleichterte und die beschlossene Eroberung Galliens rechtfertigte.

Ein zweiter Vorwand war die gewaltsame Vorenthaltung der Prinzessin Honoria, auf deren Besitz Attila Anspruch machte. Hiermit verhielt es sich, wie folget. Attila lebte, wie alle Barbaren-Könige, in der Vielweiberei; und in seinem hölzernen Palaste gab es eine besondere Abtheilung, welche, ausschließend von seinen Weibern bewohnt, der Harem des Hunnen-Königs hätte genannt werden können. Attila war also um nichts weniger verlegen, als um eine Gemahlin; und nie würde es ihm eingefallen seyn, sich um die Hand einer römischen Fürstentochter zu bewerben, hätte Honoria ihm die ihrige nicht freiwillig antragen lassen. Honoria war die Tochter des Constantius und der Placidia, folglich die Schwester des Valentinian. Die Geistesschwäche ihres Bruders ließ befürchten, daß, wenn sie jemals die Frau eines wackeren Mannes würde, die Einheit der Regierung gestört werden könnte. Um nun einem solchen Unfall zuvorzukommen, kannte man kein besseres Mittel,

als der Fürstentochter einen Rang zu geben, der sie über alle Bewerbung erhob. Dem gemäß erhielt sie den Titel einer Augusta, und mit demselben lebte sie in dem Palaste zu Ravenna in aller Unschuld, bis sie eine Blüthe erreichte, worin ihr klar wurde, wie viel sie einem leeren Titel aufgeopfert hatte. In einem Alter von sechzehn Jahren der Macht ihrer Gefühle erliegend, warf sie sich in die Arme des Kämmerlings Eugenius, und als die Folgen dieser verstohlnen Liebe nicht länger verheimlicht werden konnten, hatte sie das grausame Schicksal, von ihrer Mutter nach Constantinopel gesendet zu werden, wo sie im Umgang mit den Schwestern des Theodosius eine unfruchtbare Tugend lernen sollte, die von ihr verabscheuet wurde. Vierzehn Jahre blieb die unglückliche Fürstentochter in dem von Pulcherien gestifteten Kloster unter Jungfrauen, welche durch Gebete, Fasten und Nachtwachen nach einer Krone strebten, die sie in den Armen des Eugenius für immer verloren hatte. Dies geschah zu eben der Zeit, wo Attila den Hof von Constantinopel durch Krieg oder Unterhandlungen ängstigte. Gequält durch süße Erinnerungen, gemartert von der langen Weile des Klosterlebens, gestachelt von einem verzeihlichen Verlangen nach Rache, gerieth Honoria auf den verzweiflungsvollen Gedanken, sich dem Hunnen-König, der sie allein befreien konnte, zur Gemahlin antragen zu lassen. Ein treuer Eunuch übernahm dies seltsame Geschäft, indem er dem Attila einen Ring, und einen Brief überreichte, worin Honoria ihm beschwor, sie als rechtmäßige Gattin zu fordern, mit welcher er heimlich verlobt worden. Der Antrag wurde mit Kälte

und Verachtung zurückgewiesen; doch blieb der Ring in den Händen des Hunnen-Königs zurück. Nicht eher erinnerte sich Attila des ganzen Vorgangs, als bis sein Entschluß, zur Eroberung des westlichen Römerreiches zu schreiten, reif geworden war. Er forderte jetzt Honorien als seine rechtmäßige Gemahlin von dem Hofe zu Ravenna; doch nur in der Voraussetzung, daß seine Forderung unerfüllt bleiben würde. Und hierin hatte er sich nicht geirrt. Die abschlägige Antwort, die er erhielt, war fest, doch gemäßigt: das Recht einer weiblichen Nachfolge wurde geleugnet; und außerdem wurden die unauflöslichen Klosterbande den Forderungen des Hunnen-Königs entgegengestellt. Jetzt erst scheinen die Höfe von Constantinopel und Ravenna der Verbindung, worin die weltlich gesinnte Honoria mit dem entschlossensten Krieger ihrer Zeit stand, inne geworden zu seyn. Neue Leiden für Honorien waren die Folgen dieser großen Entdeckung. Zwar schonte man ihres Lebens; zwar vermählte man sie sogar mit einem Manne niedrigen Standes, damit sie ihre Begierden stillen möchte: doch, nachdem man sie von Constantinopel nach Italien zurückgesendet hatte, war man grausam genug, sie für den Rest ihres Lebens in einen Kerker einzuschließen, um sie zur Reue über Vergehungen zu bringen, die ihr fremd geblieben wären, wenn sie sich in den Jahren ihrer Unschuld nicht hätte gefallen lassen müssen, das Opfer ihres schwachsinnigen Bruders zu seyn.

So verhielt es sich mit Attila's Vorwänden. Während er noch unterhandelte, bewegten sich seine Fahnen von der Donau nach dem Rhein. Über die Stärke

seines Heeres läßt sich nur in so fern urtheilen, als man weiß, daß es die Blüthe von ganz Germanien und Scythien war. Die Franken schlossen sich an ihn an, als er den Punkt erreicht hatte, wo der Neckar sich in den Rhein ergießt. Über den Rhein wurde eine Brücke von Flößen geschlagen, zu welchen man das Holz aus der Nähe nahm. Bestürzt sah Gallien diesem Schauspiele zu. Diese Bestürzung vermehrte sich, als das feindliche Heer das linke Rheinufer betrat und in Bestürmung der Städte seinen Muth und seine Bedürfnisse zugleich an den Tag legte. Von Schonung war nicht die Rede, wohl aber von gründlicher Zerstörung. So wurden mehrere bedeutende Städte Galliens vernichtet, unter welchen die Geschichte vorzüglich Metz und Tongres nennt. Von dem Rhein und der Mosel drang Attila in das Innere Galliens ein, ging bei Auxerre über die Seine, und schlug sein Lager im Angesicht von Orleans auf, welches er nehmen mußte, ehe er die Loire überschreiten konnte.

Gerade in dieser verhängnißvollen Zeit starb Palcidia, und ihr Tod rief am Hofe Valentinians des Dritten eine Faction ins Leben, die, indem sie dem Ätius das Schicksal Stilicho's bereitete, den Untergang des westlichen Römerreiches nur beschleunigen konnte. Mit Mühe entging der Patricier den ihm bevorstehenden Gefahren dadurch, daß er sich mit so viel Truppen, als sich auf der italiänischen Halbinsel zusammenbringen ließen, jenseits der Alpen begab. Kaum aber war er in Lyon angelangt, als er die unangenehme Nachricht erhielt, daß die Westgothen im südlichen Gallien entschlossen

wären, den gemeinschaftlichen Feind auf ihrem Grund und Boden zu erwarten. Wenn irgend etwas unter den einmal vorhandenen Umständen zur Verzweiflung treiben konnte, so war es diese Botschaft. Doch Ätius ließ auch jetzt den Muth nicht sinken; und dem Senator Avitus, welchen er unverzüglich nach Toulouse, der Hauptstadt des westgothischen Königreichs, sendete, gelang es, den alten Theodorich, einen Sohn Alarichs, durch die Vorstellung zu gewinnen, daß die Hunnen ihn eben so aus Gallien vertreiben würden, wie sie seine Vorfahren aus den Ländern jenseits der Donau vertrieben hätten. Ohne Zeitverlust brach Theodorich mit seinen beiden ältesten Söhnen, Torismund und Theodorich, auf; und das Beispiel der Gothen riß alle die Völkerschaften fort, welche durch Übernahme von Kriegesdiensten einen bleibenden Wohnsitz in Gallien gefunden hatten: die Lätier, die Bewohner von Armorica, die Breonen, die Sachsen, die Burgundier, die Sarmaten oder Alanen, die Ripuarier und jene Franken, welche sich zu den Fahnen des Meroväus gesammelt hatten. Ganz unverhofft also gewann Ätius ein Heer, welches er dem Attila mit Erfolg entgegenstellen konnte.

Der Hunnen-König war gerade mit der Eroberung von Orleans beschäftigt, und bereits durch die Vorstädte in die Stadt selbst eingedrungen, als die Nachricht von einem Anzuge der Verbündeten ihn zu einem Rückzug nach Campanien (dem gegenwärtigen Champagne) bewog, wo er in großen Ebenen durch seine Reiterei den Ausschlag zu geben hoffen durfte. Ver-

folgt von dem Vortrab der Verbündeten, erreichte er die Umgebung von Chalons nicht ohne bedeutenden Verlust; und da sein Heer aus Völkerschaften zusammengesetzt war, welche einander wenig kannten, so ist wohl zu glauben, daß einzelne Theile desselben, die auf unbekannten Wegen und im Dunkel der Nacht zusammentrafen, sich unter einander ermordet haben. Die catalaunischen Gefilde, welche Attila zum Kriegesschauplatz erwählt hatte, waren so eben, daß eine unbedeutende Anhöhe, welche das Lager der Hunnen beherrschte, der Gegenstand eines heftigen Kampfes wurde, worin der tapfere Torismund obsiegte. Der Hunnen-König hatte Mühe, den erschütterten Muth seiner Völkerschaften aufzurichten, welches er zuletzt nur dadurch bewirkte, daß er Jeden, der seinem Beispiele nicht folgen würde, mit unvermeidlichem Tode bedrohete. Alles nun, was wir von der entscheidenden Schlacht bei Chalons mit einiger Sicherheit wissen, läuft darauf hinaus: daß Attila seine tapferen und getreuen Hunnen in die Mitte, und die seiner Herrschaft unterworfenen Völker (die Rugier, die Heruler, die Thüringer, die Franken, die Burgundier und Ostgothen) auf die beiden Flügel stellte; daß er selbst den Mittelpunkt, der König der Gepiden, Arderich, den linken, und die drei tapferen Brüder, welche über die Ostgothen herrschten, den rechten Flügel befehligten; daß, den Hunnen gegenüber, im Mittelpunkt des verbündeten Heeres, die Alanen mit ihrem Könige Sangibar standen, während Ätius den linken, der König der Westgothen den rechten Flügel anführte, und Thorismund jene Anhöhen besetzt hielt, von welchen

aus er dem scythisch-germanischen Heere in die Seite und den Rücken dringen konnte; daß, als es zu einem engeren Gefecht gekommen war, die Hunnen den Mittelpunkt der Verbündeten sprengten und durch eine rasche Wendung ihre ganze Kraft gegen die Westgothen richteten; daß in diesem Kampfe der König der Westgothen sein Leben einbüßte und seine Schaaren in Unordnung geriethen; und daß Thorismund sich in diesem Augenblick den Hunnen entgegenwarf, seine Landsleute zum Stehen brachte, und, weil Attila's Mittelpunkt von den beiden Flügeln getrennt war, eine so furchtbare Niederlage in demselben anrichtete, daß nur ein Rückzug übrig blieb.

Die Summe der in dieser Schlacht Gebliebenen wird auf hundert und zwanzig tausend Mann angegeben. Nur die Nacht trennte die Kämpfenden. Thorismund, von seinem jugendlichen Muthe hingerissen, wollte noch einen nächtlichen Überfall versuchen, gerieth aber in die Scythische Wagenburg, und würde hier seinen Untergang gefunden haben, hätte ihn nicht seine Gewandtheit und der Beistand seines Gefolges gerettet. So ungewiß war der Ausgang der Schlacht, daß Ätius den auf der Ebene zerstreuten Scythen und Germanen, indem sie den linken Flügel streiften, lieber auswich, als sie bekämpfte. Attila blieb mehrere Tage hinter seinen Verschanzungen stehen, als wünsche er, von neuem angegriffen zu werden; da aber dieser Angriff nicht erfolgte, so zog er sich über den Rhein zurück. Nur die Schaaren des Meroväus folgten ihm, nicht, um ihn zu bekämpfen — denn dazu war er noch allzu stark —

sondern, um ihn zu beobachten. Er ging auf demsel-ben Wege zurück, auf welchem er gekommen war; und wenn so wenig geschah, um ihn zu vernichten, so lag der Grund davon in der Politik des Ätius, der, Theils um sich ferner nothwendig zu machen, Theils um die Feinde, mit welchen er umgeben war, im Zaume zu halten, die Fortdauer von dessen Macht nicht ungern sah. Ihm war es für den Augenblick genug, Gallien gerettet zu haben.

Die Niederlage, welche der Hunnen-König in den catalaunischen Gefilden gelitten hatte, konnte für die Verhältnisse, worin er zu den germanischen Völkern stand, nicht ohne Folgen bleiben; und obgleich die Schriftsteller des fünften Jahrhunderts darüber nichts bemerken, so ist es doch sehr wahrscheinlich, daß der Abfall von ihm nicht gering war. Denn dieses lag in der Natur des Unterthänigkeitsverhältnisses, das er erzwungen hatte. Ein Eroberer muß in gleicher Furchtbarkeit dastehen, wenn er Gehorsam finden will; und die Erfahrung hat nur allzu oft gelehrt, daß der Verlust einer einzigen Schlacht hinreicht, ihn von dem Gipfel seiner Größe herabzustürzen.

Zwar hatten überwiegende Gründe den Attila bestimmt, Gallien aufzugeben; doch dem Schrecken zu entsagen, den sein Name bis dahin eingeflößt hatte, schien ihm nicht nöthig. Welchen Theil seiner Kraft er auf den catalaunischen Gefilden auch eingebüßt haben mochte, so war doch der Verlust der Verbündeten nicht geringer gewesen; und gerade dieser Verlust gewährte ihm die Hoffnung, daß er im nächsten Feldzuge nicht dieselben

Schwierigkeiten werde zu bekämpfen haben. Er erneuerte also im nächsten Frühlinge seine Ansprüche auf die Person und das Erbe Honoria's; und da diese noch einmal verworfen wurden, so ging er mit seinen Schaaren über die Alpen, und belagerte Aquileja, welches, von dem Ätius befestigt, kräftigen Widerstand zu leisten versprach. Die Ungeschicklichkeit seiner Hunnen konnte ihn von einem solchen Unternehmen nicht abschrecken; denn unter den vielen Gefangenen, über welche er zu gebieten hatte, fehlte es nicht an Solchen, welche ihn in dem Gebrauch der Widder, der beweglichen Thürme und jener Maschinen, durch welche man Steine, Pfeile und Feuer schleuderte, zu unterrichten, zugleich die Kenntniß und den guten Willen hatten. Indeß leisteten die Bewohner dieser Seestadt einen Widerstand, auf welchen nicht gerechnet war; und schon war nach einer vergeblichen Anstrengung von drei Monaten der Rückzug angeordnet, als Attila, indem er die Vertheidigungswerke von Aquileja noch einmal in Augenschein nahm, einen Storch mit seinen Jungen das Nest verlassen und dem Felde zufliegen sah. Mochte dies für ihn selbst eine glückliche Vorbedeutung seyn, oder nicht: genug, er machte es dazu; und, den Muth seiner Hunnen und Gothen noch einmal anspannend, erreichte er dies Mal seinen Zweck so vollkommen, daß spätere Geschlechter kaum die Trümmer der vernichteten Stadt entdecken konnten. Indem der Hunnen-König nach dieser scheußlichen Züchtigung tapferer Bürger seine Bahn verfolgte, wurden die Städte Altinum, Concordia und Padua in Aschenhaufen verwandelt; und auch Vicenza,

Verona und Bergamo vermochten es nicht, der Mord- und Beuteluſt der Hunnen und Gothen zu widerſtehen. Mailand und Pavia erkauften ihr Daſeyn durch Aufopferung ihrer Reichthümer, und es iſt nichts weniger, als unwahrſcheinlich, daß Attila ſeine Verheerungen über die ganze gegenwärtige Lombardei erſtreckte. Da die Barbaren Galliens ſich geweigert hatten, Italien Beiſtand zu leiſten, in den Bewohnern dieſer Halbinſel ſelbſt aber aller Sinn für Waffenruhm abgeſtorben war: ſo vermochte Ätius nicht, dem Attila etwas entgegen zu ſtellen, was die Wahrſcheinlichkeit eines Sieges in ſich ſchloß. Vielleicht war er niemals größer, als in dieſer verhängnißvollen Zeit; denn ſo gering auch die Macht war, die er ins Feld führen konnte: ſo warf er ſich doch mit derſelben den Gothen und Hunnen entgegen, ſo oft es mit Erfolg geſchehen konnte; und mehr als Einmal gelang es ihm, Attila'n in ſeinem Laufe zu hemmen. In Italien war die Beſtürzung ſo allgemein, daß Valentinian das feſte Ravenna verließ, und ſich nach Rom begab, um die Halbinſel in dem Augenblick zu verlaſſen, wo ſich die Gefahr ſeiner Perſon nähern möchte.

Lange war man ungewiß, was geſchehen müſſe, bis endlich die Noth den Entſchluß eingab, eine Geſandtſchaft an den Hunnen-König zu ſchicken, um ſeinen Zorn zu beſänftigen. Der Conſul Avienus, ſein College Trigetius und der Biſchof Leo, welcher wegen ſeiner Bemühungen um die Feſtſtellung der Rechtgläubigkeit und Kirchenzucht den Beinamen des Großen führt, übernahmen das gefährliche Geſchäft. Sie wurden in Attila's Zelt eingeführt, als er ſein Lager bei der Mündung des

Mincio in den Benacus aufgeschlagen hatte, und die scythische Reiterei auf den Landsitzen eines Virgil und Catullus hauſete. Was den Hunnen-König bewog, ihre Vorschläge mit Gelassenheit und Güte aufzunehmen — wofern es nicht die unermeßliche Beute war, die seine Truppen gemacht hatten — läßt sich nicht bestimmen; denn daß das ehrwürdige Antlitz des großen Leo ihn besänftigt habe, ist schwerlich mehr, als eine von den vielen Fabeln, wodurch die römische Kirche sich Verdienste beimisset, welche zu erwerben das fünfte Jahrhundert noch nicht der rechte Zeitpunkt war. Zufrieden mit der Ausstattung der Prinzessin Honoria, versprach Attila, Italien auf der Stelle zu verlassen; und die Pünktlichkeit, womit er Wort hielt, bezeichnet den klugen Eroberer, der, nachdem er seinen Hauptzweck erreicht hat, Erholung gönnt, damit er von neuem erobern könne.

Diese Verheerung Italiens durch den Hunnen-König brachte eine Wirkung hervor, welche bis auf unsere Zeiten fortgedauert hat; nämlich die erste Entstehung der Republik Venedig, welche, während des Mittelalters, den Geist des Handels und der Gewerbsamkeit in Europa weckte, und so der Dumpfheit des Feudalwesens ein Ende machte. Venetia war schon in früherer Zeit ein Landstrich genannt worden, der sich von den Gränzen Pannoniens bis an die Addua, und von dem Po bis zu den rhätischen und julischen Alpen erstreckte. Nicht weniger als funfzig blühende Städte, unter welchen Aquileja die vornehmste war, zeichneten diesen Landstrich vor dem Einbruch der Barbaren aus. Als

nun das Schwert des Hunnen-Königs diese Welt zerstörte, entflohen eine Unzahl von Familien nach jenen kleinen Inseln, welche sich seit undenklichen Zeiten in dem adriatischen Meerbusen gebildet hatten. Es kostete Mühe, ihr Leben zu fristen, und Fische und Salz waren einen längeren Zeitraum die einzigen Gegenstände ihres Erwerbs; aber Gewohnheit machte ihnen eine Lebensweise lieb, in welcher sie von politischen Stürmen unerreicht blieben. Nicht mit Unrecht vergleicht Cassiodorus, ein Schriftsteller des sechsten Jahrhunderts, sie mit Wasservögeln, welche ihr Nest auf den Wellen gebauet haben. Ein Volk, dessen Wohnungen halb dem Wasser und halb dem Lande angehören, muß in kurzer Zeit mit beiden Elementen gleich vertraut werden; auch währte es nicht lange, bis die Bewohner dieser kleinen Inseln von der Befriedigung roher Bedürfnisse zum Genuß einer gewissen Wohlhabenheit sich erhoben. Ihre völlige Unabhängigkeit ist mehr als zweifelhaft, da der Minister Theodorich's sie, siebzig Jahre nach ihrer ersten Niederlassung, zu Dienstleistungen aufforderte; indeß war die Einrichtung ihres Gemeinwesens unstreitig ihnen selbst überlassen. Diese war ursprünglich so einfach, als ihr Gesellschaftszustand; und wenn eine alte Sage Glauben verdient, so waren zwölf Tribunen oder Richter, auf den zwölf Hauptinseln vertheilt, die einzige unmittelbare Obrigkeit, deren sie sich rühmen konnten. Aus diesem höchst schlichten Anfange ging also eine der allerkünstlichsten Verfassungen hervor, welche Europa jemals kennen gelernt hat: eine Verfassung voll Scharfsinns, in welcher man dem antimonarchischen Element

nur dadurch das Übergewicht gab, daß man es an die strengsten Formen band. Wie man aber auch über die weitberühmte Republik Venedig urtheilen möge: immer ist so viel ausgemacht, daß sie zur Entwickelung der europäischen Staaten viele Jahrhunderte hindurch beigetragen hat, und daß, so wie die Bildungsgeschichte von Frankreich, Italien und Deutschland einmal vor uns liegt, der Inhalt derselben ohne die Zerstörungen des Hunnen-Königs, und die merkwürdigen Folgen derselben in der Entstehung eines neuen Staates, der sich durch seine eigenthümliche Gesetzgebung zur Unabhängigkeit erhebt, nicht vollständig begriffen werden kann.

Attila, welcher Italien unter Androhung einer baldigen Rückkehr verließ, wenn man ihm die schöne Honoria nicht ausliefern würde, vermehrte nach seiner Zurückkunft in Pannonien die Zahl seiner Weiber durch die reizende Ildico. Auf die Hochzeitfeier folgte das Beilager; als aber am folgenden Morgen der Hunnen-König nicht zum Vorschein kam und die Ungeduld seiner Diener endlich die Thür seines Schlafzimmers sprengte: da fand man die schöne Ildico klagend am Bette sitzen, den König selbst aber todt. Ein Blutsturz hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Er wurde zur Erde bestattet; und, nachdem die Gefangenen, welche das Grab gegraben, niedergehauen waren, schmauseten die Barbaren über demselben. Attila's Reich ging mit ihm unter: sein Charakter hatte es geschaffen, und eben deswegen war es kein Wunder, wenn es nicht ohne ihn fortdauern konnte.

Seine vornehmsten Generale zankten sich um die Suveränetät von Germanien und Scythien, wie über gemeine Habschaft; und in einem blutigen Kampf an den Ufern des Netad in Pannonien, in welchem Ellak, der älteste von Attila's Söhnen, sein Leben einbüßte, wurde die Zerstückelung entschieden. Zwar behauptete sich Dengisich, sein Bruder, noch funfzehn Jahre hindurch an den Ufern der Donau; aber der hölzerne Palast Attila's ward der Mittelpunkt eines neuen Reiches, welches, von Arderich, König der Gepiden, gegründet, sich von den Karpathen bis zum Pontus Euxinus erstreckte, während die pannonischen Eroberungen von Wien bis nach Sirmium in die Hände der Ostgothen geriethen. So eingeschlossen und nach und nach auf seine Wagenburg beschränkt, faßte Dengisich den verzweiflungsvollen Entschluß, in das östliche Römerreich einzubrechen; aber er fiel in der nächsten Schlacht, und sein Kopf wurde zu Constantinopel im Hippodromus aufgestellt. Die Überbleibsel des Hunnen-Heeres führte Irnak, Attila's jüngster Sohn, nach Scythien zurück, ohne die Ahnung seines Vaters zu rechtfertigen, daß er seinen Ruhm verewigen werde. Neue Barbaren-Schwärme, theils von Sibirien, theils von den entferntesten Gegenden des Osten ausgestoßen, verschlangen die schwachen Überreste der Hunnen, und wurden unter der Benennung „Avaren" ihre Nachfolger in Pannonien.

So endigte Attila und seine Herrschaft. Das Römerreich würde sich von den Anstrengungen, in welche es durch die Erscheinung der Hunnen war ge-

worfen worden, leicht erholt haben, wenn es den Keim des Todes nicht in sich selbst getragen hätte: einen Keim, der sich von Tage zu Tage nur mehr entwickeln konnte. Das Verhängnißvolle in den Schicksalen der Reiche läßt sich eben so wenig leugnen, als das Verhängnißvolle in den Schicksalen einzelner Menschen; und wenn irgend etwas im Stande ist, das Daseyn einer höheren Ordnung zu beweisen: so ist es die Unvermeidlichkeit der Begebenheiten; nur, daß diese uns unaufhörlich antreiben muß, die Gesetze kennen zu lernen, nach welchen sie erfolgen. Ohne diese Kenntniß wird alles Zufall und blindes Geschick, und der Mensch verliert das Recht, sich selbst zu bestimmen, d. h. vernünftig zu seyn.

Ätius überlebte seinen furchtbaren Gegner nicht um ein volles Jahr. Durch den Tod seiner Mutter in Freiheit gesetzt, wollte Valentinian der Welt zeigen, worin sein Vorzug vor seinem Vorgänger bestehe. Es fehlte ihm wahrlich nicht an Leidenschaftlichkeit; aber er war weit entfernt, zu wissen, daß diese an und für sich nur den Tyrannen, nicht den Regenten, bildet. Der Mann, der die Republik gerettet hatte und das Schrecken der Staatsfeinde war, hätte von ihm verehrt werden sollen. Statt dessen haßte Valentinian den Ätius, als Den, der ihn verdunkelte. Dazu kam der Verdacht, daß der Patricier damit umgehe, ihn aus dem Wege zu räumen: ein Verdacht, der seinen Grund theils in dem Vermögen, theils in dem Ansehn des Ätius hatte. Hierin durch die Einflisterungen des Eunuchen

Heraklius bestärkt, dachte Valentinian nur auf eine gültige Veranlassung, sich des Überläſtigen zu entledigen. Und diese fand sich sehr bald.

Gaudentius, der Sohn des Ätius, war seit Jahren mit der einzigen Tochter Valentinian's verlobt und dadurch über den Rang eines Unterthanen erhoben worden; und die Zeit, wo diese Heirath vollzogen werden konnte, war da. Indem nun Ätius, im Gefühl seines Verdienstes und seiner Unschuld, den Imperator an dieses Verhältniß erinnerte, entdeckte er eine Abneigung, die ihn nur aufbringen konnte. Es kam zu einem Wortwechsel, in welchem sich Beide gleich sehr vergaßen; und als Feinde gingen zwei Männer aus einander, die nur dadurch bestehen konnten, daß sie Freunde waren. Dies wurde von allen Denen, die zwischen ihnen standen, so tief empfunden, daß sie nicht eher ruheten, als bis eine Versöhnung zu Stande gebracht war. Ein förmlicher Vertrag sollte die neue Freundschaft sichern; doch, wenn auch Ätius verziehen hatte, so war in Valentinians Gemüth ein Stachel zurückgeblieben, der zur Rache aufforderte. Als nun Ätius bei seiner nächsten Zusammenkunft den Imperator aufs Neue an sein Versprechen erinnerte, loderte dieser plötzlich auf, und stieß ein Schwert, das er zum ersten Male gezogen, in die Brust des Mannes, dem er Alles verdankte. Auf dieses Zeichen fielen alle Höflinge und Eunuchen über den Ätius her, der, von hundert Wunden besiegt, zu Boden sank. Der Präfectus Prätorio, welcher anwesend war, wurde in demselben Augenblick getödtet; und ehe die große Begebenheit ruchbar werden

konnte, rief man alle Freunde und Anhänger des Patriciers in den Palast, und ermordete sie einzeln. Von diesem Augenblick an wurde Valentinian, der bisher verachtet worden war, ein Gegenstand des Abscheu's; denn Alle fühlten, was nur ein Einziger zu sagen sich getraute: „Daß der Imperator seine Linke gebraucht hatte, um seine Rechte abzuhauen.“ Die Strafe blieb nicht lange aus.

Das Christenthum hatte in der Denkungsart der römischen Senatoren keine Veränderung bewirkt; und wenn sie nie aufgehört hatten, die Imperatoren zu hassen: so hatte dies keinen anderen Grund, als daß sie zu diesen nie in ein Verhältniß gekommen waren, durch welches eine gegenseitige Abhängigkeit wäre begründet worden. Indem aber Valentinian, um seines Vergnügens willen in Rom lebte, beleidigte er den Adel nicht bloß durch das stolze Betragen eines erblichen Monarchen, sondern auch durch die Unzüchtigkeit, womit er den häuslichen Frieden störte. Unter den übrigen Personen höheren Ranges, mit welchen der Imperator umging, gehörte auch Petronius Maximus, ein Mitglied der Anicischen Familie, eben so ausgezeichnet durch sein Vermögen, wie durch die Würden, die er bekleidet hatte und noch bekleidete. Maximus hatte eine schöne Gemahlin, welche schon seit längerer Zeit ein Gegenstand der Lüsternheit für den Imperator gewesen war. Um seine Begierden zu befriedigen, verwickelte Valentinian den Senator in ein hohes Spiel; und als er ihm eine bedeutende Summe abgewonnen hatte, ließ er sich seinen Ring zum Unterpfand geben. Kaum nun

im Besitz des Ringes, übersandte er denselben an die schöne Frau, mit dem Befehl im Namen ihres Mannes, sogleich zu der Gemahlin des Imperators zu gehen, wo er sie erwarten werde. Die Gattin des Senators ließ sich ohne Zeitverlust in einer Sänfte nach dem Palast tragen; doch als sie daselbst angekommen war, führte man sie in entlegene Zimmer, wo sie, von dem Imperator überrascht, der Raub seiner Begierden wurde. Ihre Thränen, als sie zurückgekommen war, ihre tiefe Betrübniß, und die bitteren Vorwürfe, welche sie ihrem Gemahl, als Urheber ihrer Schändung, machte, weckten in der Brust des Maximus das Verlangen nach Rache; und da Valentinian so unvorsichtig gewesen war, mehrere von den Anhängern des Ätius in seine Dienste zu nehmen: so fehlte es nicht an bereitwilligen Werkzeugen. Als nun der Imperator eines Tages sich auf dem Marsfelde an Soldatenspielen belustigte, drangen zwei Barbaren, die im Dienste des Ätius gestanden hatten, mit gezogenen Schwertern auf ihn ein, und ehe er über ihr Vorhaben zur Besinnung kommen konnte, stießen sie erst den Eunuchen Heraklius, und unmittelbar darauf ihn selbst nieder, ohne irgend einen Widerstand zu finden.

So starben Attila, Ätius und Valentinian in dem Zeitraum von zwei Jahren: der erste in den Armen einer Braut, der zweite unter den Dolchstößen eines Imperators, der dritte unter den Säbelhieben der Barbaren, in seiner eigenen Hauptstadt. Valentinian war der letzte männliche Erbe vom Geschlecht des Theodosius, welches, wie das des großen Constantin, un-

gefähr achtzig Jahre fortgedauert hatte. Die Imperatorwürde, so kostbar vertheidigt, daß man ihr die ganze Wohlfahrt des Reiches aufzuopfern kein Bedenken trug, mußte also auf ein neues Haupt übergehen; und so groß war die Freude über die Ermordung des letzten Imperators, daß die Wahl gerade Den traf, der jene veranstaltet hatte: den Petronius Maximus.

Rom hatte jetzt gerade zwölf Jahrhunderte bestanden; und dies war die Dauer, welche die Meinung römischer Auguren ihm schon zu Cicero's und Varro's Zeiten gegeben hatte, indem sie die von Romulus gesehenen zwölf Geier durch zwölf Jahrhunderte deuteten.*) Die Prophezeiung traf in so fern zu, als das westliche Römerreich in dieser verhängnißvollen Periode wirklich von den Barbaren, die es bisher erschüttert hatten, verschlungen wurde. Doch Rom, als Stadt, besteht bis auf den heutigen Tag; und ob es gleich durch physische und moralische Ursachen auf ein Zehntheil seiner früheren Bevölkerung zurückgebracht ist, so trägt es doch noch immer manche Ansprüche in sich, welche seine Fortdauer in irgend einer Gestalt auf spätere Jahrhunderte ausdehnen können. Wundern möchte man sich nur darüber, daß das Christenthum jenem Aberglauben im fünften Jahrhunderte nicht so entgegenwirkte, daß er alle Kraft verlor. Allein hierin liegt nur eine Bestätigung

*) Man sehe den Censorinus de Die natali cap. 17., wo angeführt wird, daß Varro den Ablauf des zwölften Jahrhunderts der Stadt auf das Jahr 447 gesetzt habe. Urheber der Prophezeiung war der Augur Vettius.

tigung der alten Erfahrung, „daß abstracte Lehren sehr wenig über heftige Leidenschaften vermögen," wenn man überhaupt annehmen darf, daß durch das Christenthum dieser Zeiten in der Sinnes- und Denkungsart des großen Haufens irgend eine wesentliche Veränderung bewirkt worden sey. *)

Der Glaube nun, daß Roms Bestimmung erfüllt sey, konnte allerdings dazu beitragen, daß die nächstfolgenden Ereignisse bis zum Jahre 475 eine größere Nothwendigkeit gewannen. Doch, so wie dieser Glaube in früheren Zeiten durchaus unwirksam gewesen war, so würde er es auch im zwölften Jahrhundert der Stadt geblieben seyn, wenn das, was ihm Nahrung gab und ihn unaufhörlich anfrischte, nicht übermächtig geworden wäre. Über die wahren Ursachen von dem Untergange des römischen Reiches werden wir uns in dem letzten Abschnitte dieser Untersuchungen vollständig erklären; jetzt begnügen wir uns mit der Bemerkung, daß, indem die römische Regierung ihren auswärtigen Feinden von Tage zu Tage verächtlicher wurde, ihre Unterthanen immer mehr Ursache fanden, sie zu verabscheuen. Die Auflagen vermehrten sich in eben dem Maaße, worin

---

*) Wie sehr man sich mit dem unvermeidlichen Untergange der römischen Herrschaft beschäftigte, beweiset die Stelle im Claudian (de bello Getico), wo es heißt:

Jam reputant annos, interceptoque volatu
Vulturis, incidunt properatis saecula metis.

Eine ähnliche Stelle findet sich in dem Panegyricus des Sidonius.

das öffentliche Elend zunahm; die Sparsamkeit verschwand, je nothwendiger sie wurde; die ungleiche Vertheilung der Lasten, und die Gewissenlosigkeit, womit die Reichen sich denselben entzogen, zerstörte den Überrest von Vertrauen; die Gewalt, womit man confiscirte, und die Gefühllosigkeit, womit man folterte, trieben zur Verzweiflung. War es ein Wunder, wenn unter solchen Umständen der römische Name verflucht ward, und wenn man das Loos der Barbaren beneidenswerth fand? War es ein Wunder, daß man sich gern unterjochen ließ, da man dabei nur gewinnen, nicht verlieren konnte? *)

---

*) Man kann dem Salvianus aufs Wort glauben, was er im fünften Buche seines Werks de gubernatione Dei von der Schlechtheit der römischen Regierung sagt. überhaupt ist dies Werk klassisch für die Charakteristik des vierten und fünften Jahrhunderts. Salvianus hatte allerdings Recht, wenn er nicht auf Rechnung des Christenthums, als Lehre genommen, gesetzt wissen wollte, was nur der römischen Regierung und ihren organischen Gesetzen zur Last gelegt werden konnte; seine Begränztheit offenbart sich nur darin, daß er Personen zuschrieb, was nur von den Dingen verantwortet werden konnte; denn die Personen sind immer nur ein Abglanz der Dinge, nicht die Dinge ein Abglanz der Personen. Weil er dies nicht wußte, so war er so leidenschaftlich. übrigens wird die Art und Weise, wie Salvianus das Elend seiner Zeiten schildert, immer lehrreich bleiben. Er sagt: Nomen Romanum aliquando non solum magnum aestimatum, sed magno emptum, nunc ultro repudiatur ac fugitur, nec vile tantum sed etiam abominabile paene habetur. . . . Hinc est, ut etiam hi,

qui ad Barbaros non confugiunt, barbari tamen esse cogantur, scilicet ut est pars magna Hispanorum et non minima Gallorum. . . De Bagaudis (eine Art von leibeigenen Bauern, die zu Rebellen geworden) nunc mihi sermo est, qui per malos judices et cruentos spoliati, afflicti, necati, postquam jus Romanae libertatis amiserant, etiam honorem Romani nominis perdiderunt.... Vocamus rebelles, vocamus perditos, quos esse compulimus criminosos. Quibus enim aliis rebus Bagaudae facti sunt, nisi iniquitatibus nostris, nisi improbitatibus judicum, nisi eorum proscriptionibus et rapinis, qui exactionis publicae nomen in quaestus proprii emolumenta verterunt, et indictiones tributarias praedas suas esse fecerunt? qui, in similitudinem immanium bestiarum non texerunt traditos sibi, sed devorarunt; nec spoliis tantum hominum, ut plerique latrones solent, sed laceratione etiam, et, ut ita dicam, sanguine, pascebantur? Ac sic factum est, ut latrociniis judicum strangulati homines, et necati, inciperent esse barbari, quia non permittebantur esse Romani. . . Coacti sunt, vitam saltem defendere, quia se jam libertatem videbant penitus perdidisse. De Gubernat. Dei. Lib. V.

Neuntes Kapitel.

Die letzten zwanzig Jahre des weströmischen Reiches.

(Von 455 bis 475.)

Die Imperator-Würde war zu einem römischen Patricier zurückgekehrt; allein es zeigte sich sehr bald, wie wenig er der Aufgabe gewachsen sei, die durch ihn gelöst werden sollte.

Petronius Maximus gehörte zum Geschlecht der Anicier. Von edler Geburt und großem Vermögen, führte er ein beneidenswerthes Leben, so lange er Privatmann war. Sein Palast und seine Tafel machten ihn zu einem Gegenstand der Verehrung und Liebe: jener als Wohnsitz der Gastfreundschaft, diese als Vereinigungspunkt der Talente. Ihm selbst waren die Wissenschaften nicht fremd; er widmete ihnen mehrere Stunden des Tages, und der Beschäftigung mit ihnen verdankte er den feineren Geschmack, der ihn vor Vielen seines Standes auszeichnete — vielleicht sogar die Ehrenämter, die er erhielt. Dreimal verwaltete er das Amt eines prätorianischen Präfekten von Italien; zwei-

mal wurde er mit dem Consulat bekleidet, und der Rang eines Patriciers nach dem Begriff, welchen man seit Constantins des Großen Zeiten mit dieser Würde verband, vermehrte die Achtung für seine Person. Es konnte in Rom schwerlich einen Zweiten geben, den man für eben so glücklich geachtet hätte.

Doch alles Glück wich von ihm in jenem entscheidenden Augenblick, wo er dem Imperator Valentinian zum Unterpfand für die verlorne Summe seinen Ring anvertraute. Kaum hatte er den Thron der Cäsarn bestiegen, so fühlte er, daß Rache und Ehrgeiz ihn zu weit geführt hatten. Die Reue blieb nicht aus: er schätzte den Damokles glücklich, daß seine Herrschaft mit demselben Mittagsessen begonnen und geendigt hatte. *) So erklärte er sich wenigstens gegen seine Vertrauten, tief empfindend, daß eine Bestimmung, die nicht durch den allgemeinen Glauben an Geburtsrecht erleichtert ist, selbst mit großen persönlichen Eigenschaften leicht verfehlt wird.

---

*) Diese Anspielung bedarf schwerlich einer Erläuterung; man braucht sich nur der schönen Ode des Horaz zu erinnern, welche gleichfalls auf die Geschichte des lüsternen Damokles anspielt:

Districtus ensis cui super impia
Cervice pendet, non Siculae dapes
Dulcem elaborabunt saporem,
Non avium citharaeque cantus
Somnum reducent

Horat. Carm. III. 1.

Zu Boden gedrückt durch die Last des Diadems, bemühete sich Maximus, die ihm fehlenden Eigenschaften durch Verhältnisse zu ersetzen, deren beschützende Kraft schon dadurch verloren ging, daß sie erzwungen werden mußten. Gewaltsam vermählte er seinen Sohn Palladius mit einer von den Töchtern Valentinians: eine Verbindung, die keinen anderen Zweck hatte, als die Idee einer erblichen Thronfolge in Gang zu bringen und sich durch dieselbe zu sichern. Er ging auf diesem Wege bald noch weiter. Da seine Gemahlin gleich nach der Ermordung Valentinians gestorben war, so zwang er die Wittwe des Imperators, sich mit ihm zu verbinden. Eudoxia, die Tochter des zweiten Theodosius, willigte ungern in die Vermählung mit einem Manne, den sie für den Mörder ihres Gemahls hielt; als aber das freiwillige Eingeständniß des Maximus ihrer Ungewißheit über diesen Punkt ein Ende machte: da konnte sie in dem Abscheu vor dem Verbrecher nur den Beruf fühlen, die Schandthat zu rächen; und weil sie in dem westlichen Römerreiche nur sich selbst sah, so durfte sie, wofern ihr Zweck erreicht werden sollte, in Hinsicht der Mittel nicht in Verlegenheit seyn. Von Constantinopel aus war kein Beistand zu erwarten; gestorben waren ihr Vater und ihre Tante Pulcheria, ihre Mutter aber lebte zu Jerusalem in Ungnade und Verbannung, und das Scepter des oströmischen Reichs befand sich in den Händen eines Fremdlings. Also von den Ihrigen verlassen, richtete Eudoxia ihr Auge nach Karthago; und indem sie durch geheime Unterhändler den König der Vandalen nach Rom einlud, fand sie

nichts Abschreckendes in dem Gedanken, sich durch eine Staatsumwälzung von einem verhaßten Gemahl zu befreien. Freilich waren die Sachen dahin gediehen, daß sie nur beschleunigte, was über kurz oder lang von selbst erfolgt seyn würde.

Unter den Fahnen Genserichs hatten Vandalen und Alanen die Küstenstrecke erobert, welche sich von Tanger nach Tripolis ausdehnt. Verloren waren die Stammgüter römischer Senatoren, eingebüßt die reichen Tribute, welche die römischen Plebejer, Jahrhunderte lang, von der afrikanischen Küste bezogen hatten, um ihrem geschäftigen Müßiggange ungehinderter fröhnen zu können. Genserich selbst aber befand sich in nicht geringerer Verlegenheit. Sollten seine Vandalen und Alanen nicht vor der Zeit durch Klima und Wohlleben aufgerieben werden, so mußte er ihnen Beschäftigung geben. Landeinwärts zu dringen und die Bewohner der heißen Zone zu unterjochen, war ein Unternehmen, das den Untergang des Vandalen-Staates nur beschleunigen konnte. Der Vandalen-König richtete also seine Blicke gegen das Meer, und sein Entschluß war bald gefaßt. Die Wälder des Atlas gaben den Stoff zu einer Flotte, und der unerschütterliche Wille des Barbarenkönigs brachte sie, unter dem Beistande der Eingebornen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu Stande. Sechs Jahrhunderte nach der Zerstörung von Karthago liefen aus dem für frühere Römer so furchtbaren Hafen aufs Neue Schiffe aus, welche auf die Herrschaft über das mittelländische Meer Anspruch machten. Genserich selbst benutzte jeden vortheilhaften Umstand zur Erwei-

terung seines Machtgebiets; am meisten die Gefahren, welche dem Römerreiche durch Attila bevorstanden. Er war bereits in dem Besitz eines Theils von Sicilien, und wiederholte seine Landungen an der Küste von Lucanien von Einem Jahre zum andern, als Valentinians Wittwe ihn auffordern ließ, sie aus der Gewalt ihres verabscheuten Gemahls zu befreien. Nichts konnte dem Vandalenkönig willkommner seyn, als diese Aufforderung; denn seine raubsüchtigen Entwürfe bekamen dadurch den Anstrich, wo nicht der Gerechtigkeit, doch wenigstens des Mitgefühls.

Auf eine überraschende Weise erschien also Genserich mit seiner Flotte vor der Mündung des Tiberstroms. In den Ringmauern Roms verbreitete sich die größte Bestürzung, weil alle Vertheidigungsanstalten vernachlässigt waren. Dem Imperator Maximus stellte sich die Flucht als das einzige Rettungsmittel dar. Ganz in dem Sinne eines gewesenen Senators, suchte er auch seine ehemaligen Collegen für dasselbe zu gewinnen. Kaum aber hatte er sich in den Straßen Roms gezeigt, als er mit einem Hagel von Steinen empfangen wurde. Ein römischer Soldat brachte ihm die erste Wunde bei; bald fiel man zerfleischend über ihn her. Sein verstümmelter Leichnam wurde in den Tiberstrom geworfen; das römische Volk frohlockte über den Lohn, den Maximus für seine Nachlässigkeit gefunden hatte, und Eudoxia's Leute triumphirten für ihre Gebieterin.

Drei Tage nach diesem Auftritte, durch welchen man vielleicht den Zorn des Vandalenkönigs besänftigen wollte, rückte dieser von Ostia gegen Rom vor. Der

Unterschied der Zeiten wiederholte sich auch bei dieser Gelegenheit. Statt einer muthvollen Jugend, von einem entschlossenen Anführer geleitet, ging eine unbewaffnete und ehrwürdige Procession von Geistlichen den Barbaren entgegen; an ihrer Spitze stand derselbe Bischof Leo, dessen Beredtsamkeit den Hunnenkönig zum Umkehren bewogen haben soll. Genserich versprach, der Gehorsamen zu schonen, die Stadt nicht in Brand zu stecken und den Gefangenen die Folter zu ersparen. Unter diesen Bedingungen ergab sich das ehemals so kriegerisch gesinnte Rom. Wie gut sie auch gehalten werden mochten: vierzehn Tage hindurch war Rom ein Gegenstand der Plünderung, und eben so lange blieben die Bewohner desselben dem Muthwillen und der Begehrlichkeit der Vandalen und Afrikaner Preis gegeben. Schätze aller Art, welche die Gothen in einer früheren Periode unberührt gelassen hatten, weil es ihnen an Fortschaffungsmitteln fehlte, wurden jetzt zusammengerafft und nach Ostia gebracht, um zur Verschönerung von Karthago zu dienen: unter denselben unstreitig viele, welche vor sechs Jahrhunderten von Karthago nach Rom versetzt waren; außerdem aber die Bildnisse von Göttern und Helden, und viele andere Merkwürdigkeiten, zu welchen auch die Werkzeuge des jüdischen Gottesdienstes gehörten: jener goldene Tisch und jener goldene Leuchter mit sieben Armen, der Sage nach von der Gottheit selbst gezeichnet, aus dem Tempel von Jerusalem durch den Titus in den Tempel des Friedens zu Rom niedergelegt und jetzt von einem Barbaren, den das Schicksal von den Ufern des baltischen Meeres

nach Afrika versetzt hatte, nach Karthago entführt, um, in Münze umgewandelt, der ganzen Welt zu dienen. Die reichste Beute gaben die christlichen Tempel. Nicht weniger als mehrere tausend Talente wurden in Silber und Gold aus Rom geschleppt. Dennoch blieb Erz und Kupfer nicht verschont. Eudoxia ging ihrem Freunde und Befreier zwar mit Heldenmuth entgegen; doch sah sie sich in ihren Erwartungen nur allzu bald betrogen. In Genserich überwog die Liebe zum Raub jede Betrachtung; und so geschah es, daß die Tochter des Theodosius, ihrer Kostbarkeiten beraubt, den Plünderer Roms mit ihren beiden Töchtern nach Karthago begleiten mußte. Mehrere tausend Gefangenen hatten dasselbe Schicksal; und so groß war das Elend, das sie nach ihrer Ankunft in Karthago zu erdulden hatten, daß der Bischof Diogratias durch die Hülfe, die er diesen Unglücklichen mit Aufopferung seiner Ruhe und eines bedeutenden Theils der Kirchenschätze leistete, seinen Namen der Nachwelt empfehlen konnte!

Nur drei Monate hatte die Regierung des Maximus gedauert. Die seines Nachfolgers war nicht glücklicher, wiewohl sie einen Zeitraum von funfzehn Monaten umfaßte.

Avitus war sein Name. Er war ein geborner Gallier, der seine Jugend unter Studien und Kriegsdiensten verlebt und sich nach dem Tode des Ätius in die Diözes von Auvergne zurückgezogen hatte. Hier lebte er, frei von allem Ehrgeiz, seinen Neigungen für

Studien, Ackerbau und Jagd, als Maximus ihn zu dem Range eines Generals der Reiterei und des Fußvolks für Gallien erhob. Nichts hatte diese Erhebung so nothwendig gemacht, als die gefährliche Lage, worin sich diese Provinz befand; denn während ihre Küsten von den Sachsen beunruhigt wurden, drangen Franken und Allemannen vom Rhein nach der Seine hin, und auch die Gothen sannen auf Erweiterung ihres Machtgebiets. Avitus nahm die ihm zugedachte Ehre an; und so wirksam war sein Name, daß die Politik der Gränzvölker sich auf der Stelle veränderte. Als Statthalter von Gallien war er gerade an dem Hofe des Gothenkönigs Theoderich zu Toulouse, als er die erste Nachricht von der Ermordung des Maximus und von der Plünderung Roms durch die Vandalen erhielt.

Was ihn auch nach Toulouse geführt haben mochte: die Lage der Dinge war jetzt verändert. Er verweilte bei dem Könige der Westgothen; und darf der Erfolg entscheiden, so schlossen Beide einen Vertrag, nach welchem Avitus sich anheischig machte, dem Theoderich die Eroberung Spaniens zu gestatten, während dieser ihm seinen Beistand bei der nächsten Imperatorwahl versprach. Zu Arles versammelten sich die Repräsentanten der sieben gallischen Provinzen, und in dieser Versammlung wurde Avitus zum Imperator des westlichen Römerreichs, so viel davon noch übrig war, ernannt. Zwar beleidigte diese Wahl den Stolz des römischen Senats; sobald aber der oströmische Imperator Marcian seine Einwilligung gegeben hatte, erfolgte von Seiten desselben Senats eine dringende Einladung an

den Avitus, seinen Wohnsitz in Rom aufzuschlagen und das Consulat des nächsten Jahres zu übernehmen.

Während sich nun Avitus zur Reise nach Rom anschickte, traf Theoderich Anstalten zum Kriege mit dem Suevenkönig Rechiarius, der von allen Barbaren allein in dem Lande jenseits der Pyrenäen zurückgeblieben war und sein Machtgebiet durch die Eroberung von Tarragona und Carthagena zu erweitern strebte. Dieser Krieg war von kurzer Dauer. In geringer Entfernung von Astorga wurde die Hauptschlacht geliefert; und da die Sueven in derselben unterlagen, so kam Theoderich zunächst in den Besitz von Braga, dem Wohnsitz des Königs. Dieser hatte sich durch die Flucht zu retten gesucht; aber, durch widrige Winde in den Seehäfen aufgehalten, hatte er das Unglück, gefangen genommen und dem Könige der Westgothen überliefert zu werden. Theoderich trug kein Bedenken, ihm den Kopf abschlagen zu lassen. Die Herrschaft der Sueven in Spanien war hierdurch vernichtet. Unstreitig ging der Gedanke des Gothenkönigs schon jetzt auf die Eroberung der ganzen Halbinsel; doch neue Unruhen, welche in Gallien ausgebrochen waren, riefen ihn dahin zurück; und ehe er Toulouse erreichte, hatte Avitus vollendet.

Es wird diesem Imperator der Vorwurf gemacht, daß er tyrannisch gegen den römischen Senat zu Werke gegangen sey; *) allein dieser Vorwurf beruhet nicht auf Thatsachen, und eben deswegen hat man Ursache

*) Luxuriose agere volens, a Senatoribus projectus est: dies ist der bezeichnende Ausdruck des Gregorius von Tours.

ihn für ungegründet zu halten. Das, worüber man sich allein wundern möchte, ist, daß ein Mann, der in der Bahn des Kriegsdienstes die Höhe eines Generals der Reiterei und des Fußvolks für Gallien erstiegen hatte, in Rom zu einem Patricier wurde, der keinen Antheil an der Vertheidigung des so sehr verkleinerten Staates nahm. Leicht war sein Verhältniß zu dem römischen Staat gewiß nicht; und wenn der zwischen ihm und dem Gothenkönig Theoderich geschlossene Vertrag bekannt war, so begreift man den Haß, der gegen ihn Statt finden mußte. Inzwischen lag in diesem Hasse nichts Gefährliches; und hätte Avitus das Heer auf seiner Seite gehabt, so würde er dem ganzen Senat haben trotzen können. Unglücklicher Weise gehörte zu den Anführern der Barbaren, durch welche Italien vertheidigt wurde, ein gewisser Ricimer, den die Geschichte von einer Tochter des Westgothenkönigs Wallia, und von einem vornehmen Sueven abstammen läßt; und Ricimer, aufgebracht über das Schicksal, welches die Sueven in Spanien vernichtet hatte, war nach einer glücklichen Expedition gegen seeräuberische Vandalen kaum von Corsika nach Rom zurückgekehrt, als er den Imperator Avitus zur Ablegung des Purpurs unter Umständen zwang, welche keinen Beistand von seinen gothischen Verbündeten erwarten ließen. Der Gedanke war, ihn zu einem Bischof von Placentia zu machen. Avitus fand sich in sein Schicksal; doch ehe er seine Bestimmung erreichte, wurde er, den der römische Senat zum Tode verurtheilt hatte, entweder durch Gift oder durch die Hand des Nachrichters

aus der Reihe der Lebendigen gestoßen, und die einzige Achtung, die man ihm, um seines Ranges willen, bewies, bestand darin, daß man seine Leiche nach Brivas oder Brioude, seiner Vaterstadt, brachte, wo sie zu den Füßen seines Schutzheiligen, des Martyrers Julian, beigesetzt wurde.

Nach der Absetzung des Avitus regierte Ricimer die Halbinsel Italien — denn weiter erstreckte sich seine Herrschaft nicht, obgleich Gallien und Spanien noch nicht gänzlich verloren waren — unter dem Titel eines Patriciers. Den Imperatortitel anzunehmen, trug er Bedenken, weil sich aus seiner Abkunft kein Geheimniß machen ließ; dagegen glaubte er sich durch die Annahme des Patriciertitels selbst über den Imperator stellen zu können, gleichsam als der Urquell der Imperatur. Vermöge dieses Titels war Ricimer nicht das Mitglied des Patricierstandes, wohl aber der Repräsentant desselben, und zwar so, daß er alle Vorrechte des Senats in seiner Person vereinigte. Eine ganz neue Regierungsform sollte also versucht werden.

Dieser Umstand gab zunächst Veranlassung zur Erhebung eines wahrhaft tugendhaften Mannes auf den Thron der Cäsarn: denn, wie verderbt ein Zeitalter auch seyn möge, so fehlt es doch nie an großen Charakteren in demselben; und wenn die Rettung, welche sie bringen möchten, nicht gelingt, so ist nur das Schicksal anzuklagen, das seine Bahn beschreibt, ohne des Unterschiedes zu achten, der zwischen Tugend und Laster Statt findet.

Majorian, der nächste Imperator, stammte von einem vornehmen Beamten gleiches Namens ab, welcher die Einkünfte von Gallien mit eben so viel Geschicklichkeit als Rechtschaffenheit verwaltet und die Freundschaft des Ätius den Lockungen eines triegerischen Hofes vorgezogen hatte. Als Jüngling widmete sich Majorian dem Waffenhandwerk, und entfaltete als Krieger alle die großen Eigenschaften, welche ein Anrecht auf Oberbefehl geben. Er folgte der Fahne des Ätius, und theilte oder überstrahlte den Ruhm desselben, bis die Eifersucht der Gemahlin des Oberfeldherrn ihn zwang, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Nach dem Tode des Ätius zurückberufen und befördert, bahnte er sich durch seine Verbindung mit Ricimer den Weg zum Throne. Denn, nachdem er einige Monate General der Reiterei und des Fußvolks für Italien gewesen war, und, als solcher, einen Sieg über die Allemannen erfochten hatte, bedurfte es nur eines Vorschlags von Seiten des Patriciers, um Senat und Volk zur Wahl des Majorian zu bestimmen.

Was dem neuen Imperator so sehr zur Ehre gereicht, ist, daß er den Abgrund, der vor ihm geöffnet war, ermaß, und dennoch nicht vor demselben erschrak; seine tugendhafte Gesinnung sagte ihm, daß ein fester Wille, der nur das Gute bezweckt, viel vermöge. „Ich habe, sagte er in seinem Antwortsschreiben an den Senat, mich dem gefährlichen Amte unterzogen, zu welchem ihr mich berufen habt; denn ich würde meinen Bürgerpflichten ungetreu geworden seyn, wenn ich mich aus Selbstsucht geweigert hätte, die Last der Arbeiten

zu tragen, welche das Gemeinwesen auflegt. Unterstützt den Fürsten, den ihr geschaffen habt; nehmt Theil an den Pflichten, die ihr empfehlt! Und mögen unsere gemeinschaftlichen Bemühungen das Glück eines Reiches fördern, das ich aus euren Händen erhalten habe! Davon seyd versichert, daß die Gerechtigkeit in unseren Zeiten ihre alte Kraft wiedergewinnen und die Tugend nicht bloß unschuldig, sondern auch verdienstlich seyn soll." Vorsätze dieser Art konnten nur aus einem Herzen quellen, welches, von keinem bösen Beispiele verderbt, eigenen Antrieben folgt, und das Gute um des Guten willen liebt.

Zu Ravenna mit dem Purpur bekleidet, begann Majorian seine Regierung mit Gesetzen, welche das öffentliche Einkommen betrafen. Die Bürger des römischen Staats waren mit Steuern und Nachsteuern (Indictionen und Superindictionen) belastet; die größte Plage aber waren die Rückstände, welche eigennützige Steuerbeamten einzutreiben nicht ermüdeten. Dieser Plage nun machte Majorian dadurch ein Ende, daß er die Rückstände durch einen Federstrich niederschlug, damit der Unterthan neue Hoffnung schöpfen, und nicht länger mit der Verzweiflung ringen möchte. Diese große Wohlthat erhöhete er durch Aufhebung der außerordentlichen Commissionen, und durch die Zurückgabe der Jurisdiction an die Provinzial-Obrigkeiten. Jene, von den Imperatoren selbst, oder auch von den prätorianischen Präfecten eingeführt, hatten alle Unverschämtheit und Härte, welche Lieblingen eigen ist; und in so fern sie vorzüglich zur Beitreibung von Rückständen benutzt

benutzt wurden, begnügten sie sich selten mit dem doppelten von Dem, was sie in den öffentlichen Schatz ablieferten. Die von ihnen ausgeübten Erpressungen würden zum Theil unglaublich seyn, wenn Majorian selbst sie nicht in seinen Verordnungen zur Sprache gebracht hätte. Nicht damit zufrieden, daß sie die ganze Steuer-Summe in Gold forderten, weigerten sie sich auch, die im Umlauf befindliche Münze anzunehmen, und verlangten Goldstücke, die unter den Antoninen geprägt waren, ohne damit irgend eine andere Absicht zu verbinden, als die, daß der Steuerpflichtige sich mit ihnen abfinden möchte. Solchen Bedrückungen konnte nur dadurch ein Ende gemacht werden, daß die im Umlauf befindliche Münze für gültig erklärt wurde, indem zugleich die außerordentlichen Commissionen verschwanden.

Nichts aber lag dem Imperator so sehr am Herzen, als die Wiederherstellung der Municipal-Verfassungen, die in der größten Auflösung begriffen waren. Er selbst betrachtete sie als das Herz der Städte, und als die Sehnen der Republik. Gelähmt durch den Druck, welchen die prätorianischen Präfecten und deren Werkzeuge auf sie ausübten, waren sie unempfindlich geworden gegen die Ehre; und obgleich die Mitglieder der Curia in der Regel begüterte Leute waren, so fürchteten sie doch das Stadtamt wegen der damit verbundenen Verantwortlichkeit, und gaben oft lieber Alles Preis, als daß sie sich hätten zu Henkersknechten für ihre Mitbürger machen lassen. Um ihre Lage zu verbessern, übertrug Majorian ihnen die Einsammlung der Steuern, ohne

sie verantwortlich zu machen für die ausgeschriebenen Summen; und damit sie sich aller Bedrückungen enthalten möchten, gab er den Gemeinden Vertheidiger, welche, von ihnen selbst gewählt, die Bestimmung erhielten, den Armen gegen die Tyrannei der Reichen zu beschützen, die Vorrechte der Gemeinden zu vertreten, und den Imperator von allen den Mißbräuchen zu unterrichten, welche in seinem Namen begangen würden.

Da die Bevölkerung Italiens unter dem Finanzdruck nicht wenig gelitten hatte, und die Ehelosigkeit immer allgemeiner wurde: so blieb der Imperator nicht bei den Erleichterungen stehen, welche seine Finanzgesetze enthielten; er gab, zur Beförderung der Ehen, positive Gesetze, welche freilich den Fehler hatten, ein wenig tyrannisch zu seyn. Den Jungfrauen wurde untersagt, vor dem vierzigsten Jahre in den Nonnenstand zu treten; Wittwen, welche dies Alter noch nicht erreicht hatten, mußten sich nach fünf Jahren wieder verheirathen, oder die Hälfte ihres Vermögens entweder an ihre nächsten Verwandten oder an den Staat abgeben; ungleiche Ehen wurden für null und nichtig erklärt, und auf den Ehebruch stand Vermögensverlust und Verbannung, ja sogar Todesstrafe, wenn der Verbannte nach Italien zurückkam.

Durch ein besonderes Gesetz verbot Majorian die Abtragung alter Gebäude; wie es scheint, mehr aus Liebhaberei für das Alterthum, als aus einem hinreichenden Grunde, da es in der Natur der Sache lag, daß mit dem Reiche zugleich die Hauptstadt verfallen mußte, und die Materialien von so vielen überflüssigen

Tempeln und anderen öffentlichen Gebäuden nicht besser angewendet werden konnten, als zum Aufbau von neuen Häusern.

Höchst selten haben Reformatoren den Beifall ihrer Zeitgenossen; wie könnten sie ihn haben, da sie den Gewohnheiten, Neigungen und Leidenschaften der großen Menge entgegen wirken müssen! Auch Majorian hatte ihn nicht; denn sonst würde das Stillschweigen, welches die gleichzeitigen Schriftsteller in Hinsicht seiner beobachten, ganz unerklärlich seyn. Ein sehr nachtheiliger Umstand für ihn war unstreitig, daß die Autorität zwischen ihm und dem Patricier Ricimer getheilt blieb; wenigstens gewannen alle Mißvergnügten dadurch einen Stützpunkt. Das Einzige, wodurch er sich geltend machen konnte, war ein großes Unternehmen; und an einem Gegenstande für dasselbe fehlte es nicht, so lange Genserich die italiänischen Küsten durch seine Räubereien beunruhigte. Das Vandalenreich in Afrika zu zerstören, ward bald der Lieblingsgedanke Majorian's. Er hatte im Jahr 457 die Vandalen und Mauren im gegenwärtigen Königreiche Neapel geschlagen, und ihnen eine unermeßliche Beute abgenommen, als er den Entschluß faßte, nach Afrika selbst zu gehen, und den Vandalenkönig in seiner Hauptstadt anzugreifen. Doch, wie war dies zu bewerkstelligen, da es eines Heeres und einer Flotte bedurfte! Die Bewohner Italiens hatten längst aufgehört, den Krieg zu lieben; und da Majorian über seine Zeitgenossen auf der Halbinsel nichts vermochte: so blieb ihm, wie so vielen seiner Vorgänger, nichts

Anders übrig, als seine Zuflucht zu Barbaren zu nehmen. Der Ruf seiner Tapferkeit und Freigebigkeit versammelte bald eine Masse von Hunnen, Gepiden, Ostgothen, Rugiern, Burgundiern, Sueven und Alanen, welche in den Ebenen von Ligurien zusammenströmten. Mit ihnen ging Majorian über die Alpen. Seine Erscheinung in Gallien mochte dem westgothischen Könige sehr unangenehm seyn; da er aber an der Spitze eines zahlreichen Heeres kam, so mußte Jener sein Bündniß suchen. Beim Übergang über die Pyrenäen schlossen sich auch die Bagauden an ihn an. So drang er in Spanien ein, und schlug sein Hauptquartier zu Carthagena auf. Inzwischen war man auf den Werften von Ravenna und Misenum mit der Ausrüstung einer Flotte beschäftigt, welche sich auf dreihundert Galeeren und eine angemessene Zahl von Transportschiffen belaufen sollte. Italien und Gallien wetteiferten mit Beiträgen zur Unterstützung des nahen Krieges. Schon langten die Schiffe in dem geräumigen Hafen von Carthagena an; schon befeuerte Majorian seine Truppen durch die Hoffnung des Sieges; schon war das große Unternehmen, wodurch er unsterblichen Ruhm zu erwerben glaubte, seiner Zeitigung nahe, als ganz unerwartet Alles rückgängig wurde.

Genserich nahm seine Zuflucht zu gewohnten Tücken: er heuchelte Furcht, bat um Frieden, und bat um so dringender, je weiter Majorians Landungsanstalten vorrückten. Auf solche Vorschläge konnte Majorian nicht eingehen, da ihm Alles daran lag, der Hauptstadt des westlichen Römerreiches die afrikanische Küste zurück-

zugeben; doch, indem er sich Genserichs Lage schwieriger vorstellte, als sie wirklich war, vernachlässigte er, wie es scheint, die nöthige Vorsicht. Von Majorians heimlichen Feinden über alles, was in Carthagena vorging, auf's genaueste unterrichtet, fiel Genserich, mitten in den Friedensunterhandlungen, über die römische Flotte her, nahm oder verbrannte oder versenkte die versammelten Schiffe, und machte so ein Unternehmen rückgängig, welches eine dreijährige Anstrengung krönen sollte. Erhaben auch über dieses Unglück, bewilligte Majorian nur einen Waffenstillstand, während Genserich fortfuhr, um Frieden und Bündniß zu bitten. Des Imperators Vorsatz war unstreitig, die Zerstörung des Vandalenreiches mit eben dem Eigensinne zu betreiben, womit der römische Senat die Zerstörung Carthago's betrieben hatte; doch er vergaß hierbei, daß dem Einzelnen nicht Alles erlaubt ist, was eine Körperschaft wagen darf. Ein verunglücktes Unternehmen wirkt auf die öffentliche Meinung um so gefährlicher zurück, je größer der Zweck desselben war. Mochte Majorian noch immer derselbe Held seyn: in dem Urtheil des großen Haufens galt er nicht mehr dafür. Seine Feinde, durch seinen Unfall ermuthigt, erklärten sich lauter, und fanden den Beistand Ricimers, der sein Nebenbuhler geworden war. Kaum war also Majorian nach Italien zurückgekommen, als eine, im Lager von Tortona ausgebrochene, Empörung ihn zur Zurückgabe des Purpurs zwang; und fünf Tage nach seiner Abdankung wurde berichtet, er sey am Durchfall gestorben.

So endigte einer von den merkwürdigsten Männern

des fünften Jahrhunderts, von seinen Zeitgenossen verkannt, wahrhaft groß, zugleich aber auch unglücklich durch den Gegensatz, worin er zu Erschlafften stand, denen die öffentliche Tugend fremd geworden war. Erst späterhin wagte ein griechischer Geschichtschreiber zu sagen: „Majorian habe alle seine Vorgänger in jeder Tugend übertroffen, gütig gegen seine Unterthanen, furchtbar den Staatsfeinden.“ *)

Nach Majorians Tode (461) kehrte die höchste Macht zu dem Patricier Ricimer zurück. Dieser, den man als den ersten neueren Condottiere von Italien betrachten kann, begriff den Fehler, den er in der Wahl Majorians begangen hatte. Da zwei Machtmenschen, welche gleiche Berechtigungen haben, einander nur bekämpfen können: so wünschte er sich unstreitig Glück zu dem Untergange seines Collegen; und um nicht dieselbe Gefahr noch einmal zu laufen, veranlaßte er den römischen Senat zu der Wahl des Libius Severus, eines Mannes, der, auf den Thron der Cäsarn erhoben, so unbedeutend blieb, daß die Geschichte sich damit begnügen muß, seinen Namen zu nennen, ohne über seine Geburt, seine Erziehung, sein Leben und

---

*) Procopius de bello Vandal. Lib. I. c. 7. Seine Worte sind: Μαιοριανος ξυμπαντας τους πωποτε Ῥωμαιων βεβασιλευκοτας ὑπεραιρων ἀρετῃ πασῃ — ἀνηρ τα μεν ἐις τους ὑπηκοους μετριος γεγωνος, Φοβερος δε τα ἐις τους πολεμιους.

seinen Tod das Mindeste aussagen zu können. Selbst das Jahr seines Todes ist unbekannt geblieben: für so unbedeutend wurde er geachtet. Dennoch scheint sein Verhältniß zu Ricimer bis ins sechste Jahr fortgedauert zu haben, und nach der Aussage des Sidonius Apollinaris starb er eines natürlichen Todes.

Man kann bei Erscheinungen dieser Art immer nur die Wendung betrachten, welche die Dinge im römischen Reiche nahmen. Um sich gegen das Militär zu sichern, führten die Imperatoren die zusammengesetzten Formen des persischen Hofes ein: Formen, bei welchen der Fürst, als Gegenstand einer allzu weit getriebenen Verehrung, aufhören mußte, menschlich zu denken und zu empfinden, und überhaupt eine menschliche Bestimmung zu haben. Im Grunde war ein von Eunuchen umgebener und geleiteter Imperator ein Widerspruch in sich selbst, weil seine Bestimmung die höchste Persönlichkeit in sich schloß, die ihm unglücklicher Weise durch die Eunuchen genommen wurde. Als nun das Eunuchen-System erschöpft war, nahm man seine Zuflucht zu dem weiblichen Geschlecht; und so wurde der Thron zu Constantinopel auf ein Nonnenkloster, zu Ravenna auf die Vormundschaft einer Mutter gestützt. Doch die Übel vermehrten sich; und, indem man fortdauernd auf neue Mittel denken mußte, auf der einen Seite den Staat, auf der andern die Seele desselben (den Monarchen) zu erhalten, konnte man leicht auf den Gedanken gerathen, die höchste Macht zu einer Zusammensetzung von Patriciat und Imperatur zu machen. Der Patricier stellte den Kopf, der Imperator den Arm vor;

und indem man auf diese Weise zwei Machtmenschen erhielt, fühlte man sich angenehm getäuscht durch die Zurückerinnerung an das alte Consulat. Allein der Gedanke war deswegen nicht weniger falsch, und wir werden sogleich sehen, welche Verlegenheiten er herbeiführte.

Es war unmöglich, daß Ricimer zu gleicher Zeit eine Macht ausüben, und diese Macht auf einen Imperator übertragen konnte, der noch etwas mehr war, als ein bloßer Namens-Imperator. Eben deswegen mußte das Umgekehrte von Dem Statt finden, was die neue Anordnung, als Gesetz genommen, mit sich brachte. Ricimer also, der den Imperatortitel von sich ablehnte und sich mit dem eines Patriciers begnügte, mußte der Imperator, und Libius Severus, welcher den Imperatortitel führte, mußte in sich eine Null seyn. So war es denn auch wirklich; und vor den Augen der sämmtlichen Bewohner Italiens sammelte Ricimer Schätze, um Heere besolden und Bündnisse unterhalten zu können. Da er ein Mann von Kopf war, so hätte dies glückliche Folgen haben können, doch nur wenn die Täuschung, die er durch Libius Severus zu bewirken suchte, nicht so grob gewesen wäre, daß sie beleidigen mußte.

Zwei römische Generale erklärten sich gegen eine Regierung, an deren Spitze ein Fremdling stand, der mehr *seyn*, als *scheinen* wollte. Der Name des Einen war Marcellinus; der Name des Andern Ägidius. Beide hatten unter dem Ätius gedient; Beide waren Freunde des Imperators Majorian, und

Beide warfen sich in die Empörung, weil sie mit dem Sueven Ricimer, in welchem sie zugleich den Mörder eines Tugendhaften sahen, nichts zu schaffen haben wollten. Marcellinus beschützte Sicilien gegen die Angriffe der afrikanischen Seeräuber, als ihm die Wahl gelassen wurde, entweder auszuscheiden, oder Ricimers Unterthan zu werden. Er zog zwar das Erstere vor; aber indem er sich mit einem Gefolge von treuen Anhängern nach der Küste von Dalmatien begab, und daselbst alte Freunde fand, wurde es ihm nicht schwer, den Patriciertitel anzunehmen, eine Flotte zu bauen und mit derselben bald die italiänischen, bald die afrikanischen Küsten zu beunruhigen. Ägidius, General des Fußvolks und der Reiterei von Gallien, durfte sich um so offener gegen Ricimer erklären, da er durch die Alpen beschützt wurde; und ob ihn gleich die Nähe der Westgothen von einem Marsch nach Italien zurückhielt, so behauptete er sich doch in seiner Unabhängigkeit sein ganzes Leben hindurch, welches auch dadurch ausgezeichnet war, daß er, vier Jahre lang, an Chilperichs Stelle, König der Franken war: eine Würde, die er gelassen zurückgab, als die Franken sich mit ihrem Königsstamm aussöhnten.

So verflossen die sechs Jahre, in welchen Libius Severus den Thron der Cäsarn verunehrte.

Unter Ricimers Feinden war der Vandalenkönig Genserich der furchtbarste und gefährlichste. Mit jedem

Frühling wiederholte er seine Streifzüge; und wiewohl er sich bereits in einem vorgerückten Alter befand: so befehligte er doch noch immer in eigener Person. Unerforschliches Geheimniß blieben seine Plane, bis er an Bord gegangen war; und fragte der Steuermann, wohin er den Lauf richten sollte, so war Genserichs Antwort: „das überlassen wir den Winden, die uns an die schuldige Küste bringen werden.“ Die schuldige Küste war aber nur die, wo Beute zu machen war; und so wurden die Küsten von Spanien, Gallien und Italien abwechselnd heimgesucht, und die Räubereien der Vandalen erstreckten sich von den Säulen des Herkules bis zu dem Ausflusse des Nil. Sardinien, im Mittelpunkte des großen Beckens gelegen, das man das mittelländische Meer nennt, reizte die Eroberungssucht Genserichs; nicht weniger Sicilien. Seine Entwürfe fanden die Unterstützung aller Derjenigen, welche in diesen Zeiten der Auflösung Beschäftigung und Unterhalt suchten; und unter seinen Raubgenossen spielte der Römer seine Rolle neben dem Mauren und dem Vandalen. Die Grausamkeit, womit er zu Werke ging, wurde seinem entferntesten Nachkommen zum Vorwurf gemacht, und nie vergaßen die Bewohner von Zakyntos, daß er fünfhundert von ihren vornehmsten Mitbürgern hatte ermorden und in das ionische Meer werfen lassen. Seinem Verfahren, wie scheußlich es auch seyn mochte, fehlte es nicht an einem Vorwande. Da in jener Unglückszeit, wo er, nach der Plünderung Roms, Valentinians Wittwe mit ihren Töchtern nach Karthago geführt hatte, Eudoxia,

die älteste von diesen Töchtern, gegen ihren Willen die Gemahlin seines ältesten Sohnes Hunnerich geworden war: so verlangte er eine angemessene Ausstattung für dieselbe; und um sich unbeschränkter an dem weströmischen Reiche halten zu können, gab er die Mutter und die jüngere Schwester an den Hof von Constantinopel zurück. Das ganze Verhältniß zu dem Vandalenreiche war also für Ricimer ein Gegenstand der Verzweiflung, so lange es an einer Flotte fehlte, die man der vandalischen entgegensetzen konnte; und wollte er das Königreich Italien — denn auf dieses Land beschränkte sich das weströmische Reich — nicht vor seinen Augen zu Grunde gehen sehen: so mußte er durch bedeutende Opfer den Beistand des oströmischen Imperators zu gewinnen suchen.

In Constantinopel hatten die Dinge eine Wendung genommen, welche eine nur allzu auffallende Ähnlichkeit mit Dem hatte, was im westlichen Römerreiche geschehen war. So lange Pulcheria's Vormundschaft über ihren Bruder dauerte, lag es in der Natur der Sache, daß die Verfügung über die bewaffnete Macht einem Einzelnen anvertraut werden mußte, der eben dadurch zu dem höchsten Ansehn emporstieg und nur allzu viele Mittel hatte, seine Würde zu vererben. Dies dauerte selbst nach Pulcheria's Tode fort, und der Ricimer von Constantinopel war kein Anderer, als eben der Aspar, welcher gemeinschaftlich mit seinem Vater Ardaburius den weströmischen Thron der Familie des Theodosius erhalten hatte. Nach Marcians Hintritt, den seine jungfräuliche Gemahlin nur vier Jahr über-

lebte, würde Aspar sich haben die Krone aufsetzen dürfen, wenn er] es nicht für sicherer und bequemer gehalten hätte, dem Hofe und der Hauptstadt durch seine Truppen zu gebieten. Mit derselben Schlauheit, die dem römischen Condottiere eigen war, brachte er einen von seinen Tribunen oder Obersten in Vorschlag, indem er sich das Ansehn gab, als könne er wegen seines Glaubens nicht zu dem Besitz des Purpurs gelangen. Der Name dieses Tribunen war Leo: derselbe, den man in der Folge den Großen nannte. Aus den Diensten eines Generals gelangte er zur höchsten Würde; und je bedenklicher die Umstände waren, unter welchen dies geschah, desto nothwendiger schien es, der Krönung eine besondere Weihe zu geben. Der Diener Aspars empfing also die Krone aus den Händen des Patriarchen oder Bischofs in der Hauptkirche von Constantinopel; und dies war das erste Beispiel im römischen Reiche, daß ein Geistlicher die Stelle der Gottheit vertrat. *)

Bald zeigte sich, daß Aspar sich in der Person Leo's geirrt hatte; denn, als der General die Stelle eines Präfecten der Hauptstadt mit einem von seinen

---

*) Man sieht hier aufs Neue, wie schmutzig manche Dinge in ihrem ersten Ursprunge sind. Wer hätte glauben sollen, daß aus der Handlung des Bischofs von Constantinopel spätere Päbste das Recht, über Kronen zu verfügen, herleiten würden! Aber in den scheinbar gleichgültigsten Handlungen geschieht immer mehr, als man bezweckt, wenn folgerechter Ehrgeiz sie zu benutzen versteht.

Günstlingen besetzen wollte, und auf Leo's Weigerung es wagte, den Imperator an sein früheres Verhältniß zu erinnern, vernahm er die trockene Antwort: „es schicke sich nicht, daß der Fürst sein Urtheil und das öffentliche Wohl dem Verlangen eines Unterthans aufopfere.“ Von diesem Augenblick an war der Bruch zwischen dem Imperator und dem Patricier — denn diesen Titel führte Aspar, wie Ricimer — für immer erklärt. Um dem General leichter widerstehen zu können, wurde ein Heer von Isauriern angeworben und in Constantinopel eingeführt. Die Politik des Hofes veränderte sich gleichzeitig, wie es zu geschehen pflegt. So lange Aspar den Ausschlag gegeben hatte, war die Sache Genserichs vertheidigt worden. Jetzt fanden die Klagen der Italiäner geneigtes Gehör; und da Ricimer sich so bereitwillig unterordnete, so durfte etwas Außerordentliches erwartet werden.

Ricimer hatte sich nämlich anheischig gemacht, den Imperator des Westen der Wahl des östlichen Imperators zu überlassen, wenn dieser sich mit ihm zur Zerstörung des Vandalenreiches vereinigen wollte; und Leo hatte diesen Vorschlag um so lieber angenommen, weil er sich dadurch von einem gefährlichen Nebenbuhler befreiete. Dieser war kein Anderer, als der Schwiegersohn des Imperators Marcian. Sein Name war Anthemius. Väterlicher Seits abstammend von dem Patricier Procopius, der seinen Ursprung von jenem Procopius herleitete, welcher unter der Regierung des Valens, als naher Verwandter des flavischen Geschlechts, sich empört hatte, führte Anthemius den Namen seines

mütterlichen Großvaters, der, wie wir gesehen haben, die Nachkommenschaft des jüngeren Theodosius mit so vielem Erfolg beschützte. Als Enkel desselben, mit Euphemia, der Tochter Marcians, vermählt, hatte er, wenn ein Erbrecht Statt finden sollte, unstreitig die gültigsten Ansprüche auf den Thron von Constantinopel. Zurückgedrängt durch Aspar, blieb er noch immer gefährlich für Leo; und wollte dieser Imperator freiere Hand bekommen, so mußte Anthemius auf eine glänzende Weise entfernt werden. Er selbst mochte das Bedürfniß fühlen, aus einer unsicheren Lage in eine minder unsichere zu kommen. Von Leo zum Regierungsgehülfen angenommen, ging also Anthemius unter einer Bedeckung, welche beinahe einem Heere gleich kam, von Constantinopel nach Rom; und sobald er von dem Senate, dem Volke und den barbarischen Verbündeten Italiens anerkannt war, vermählte er seine Tochter mit dem Patricier Ricimer, um dem Verhältniß, worin er zu diesem stand, größere Sicherheit zu geben. Eine Festlichkeit verdrängte bei dieser Gelegenheit die andere, und viele Senatoren vollendeten den Umsturz ihres Haushalts, um ihre Armuth zu verschleiern. Wie gern beredete man sich, daß das oströmische Reich aufs Neue mit dem weströmischen vereinigt sey, und daß die Wiedereroberung Afrika's, Spaniens und Galliens nicht ausbleiben könne!

Wirklich wurden von Seiten Leo's die ernstlichsten Anstalten zu diesem Endzweck getroffen. Der Comes Heraklius eröffnete den Feldzug, indem er die Truppen von Ägypten, Thebais und Lybien zusammenzog und

einschiffte. Mit ihren Kameelen und Pferden zogen die Araber durch die Wüste, um sich an ihn anzuschließen, sobald er an der Küste von Tripolis angelangt seyn würde. Von hier wollte man, in Vereinigung mit der Hauptmacht, welche zu Schiffe von Constantinopel nach Afrika ging, nach Karthago vordringen. Diese Flotte bestand aus nicht weniger, als elfhundert und dreizehn Schiffen, und die Zahl der Land- und Seetruppen belief sich auf hunderttausend Mann. Eine unermeßliche Anstrengung hatte gemacht werden müssen, um die Kosten des ganzen Unternehmens bestreiten zu können; nicht weniger als ein hundert und dreißig tausend Pfund Gold (ungefähr 5,200,000 Pf. Sterl.) waren dazu erforderlich gewesen. Den Oberbefehl über die ganze Heeresmacht führte Basiliskus, ein Bruder der Kaiserin Vorina. Marcellinus war für den Anthemius gewonnen, den er nicht bloß nach Rom begleitete, sondern auch mit seiner Flotte unterstützte. Für Genserich war alles zu befürchten, und das Vandalenreich schwebte auf einer gefährlichen Spitze, wenn das Schicksal nicht die Rettung desselben beschlossen hatte. Genöthigt, alle seine Truppen in Afrika zu vereinigen, gab der Vandalenkönig Raum zur Wiedereroberung von Sardinien und Sicilien, welche größten Theils in seine Hände gerathen waren.

Inzwischen näherte sich die furchtbare Flotte des Basiliskus der Küste von Afrika. Sie ging bei dem Vorgebirge des Merkurius (Cap Bona), in geringer Entfernung von Karthago, vor Anker, und indem Basiliskus seine Truppen ans Land setzte, sah er sich durch

den Comes Heraklius verstärkt. Im Vandalenreiche herrschte die größte Bestürzung; und hätte der Oberbefehlshaber der römischen Truppen dieselbe benutzt, um ungesäumt auf Karthago los zu gehen, so würde es um die Herrschaft Genserichs geschehen gewesen seyn. Doch Basiliskus hatte nicht die Entschlossenheit eines Generals, durch welchen die Gestalt der Dinge verändert werden soll. Da Genserich Unterwerfung versprach und nur um einen fünftägigen Waffenstillstand bat, um die Bedingungen derselben festzustellen: so nahm der römische Oberbefehlshaber diesen Vorschlag an. Inzwischen wurden die Winde dem Vandalenkönig günstig; und fest entschlossen, das bei Carthagena erprobte Kunststück noch einmal zu versuchen, raffte er seine muthigsten Vandalen und Mauren zu einem Angriff auf die römische Flotte zusammen. In einer Nacht geschah dieser Angriff; und kaum waren einzelne Schiffe in Brand gerathen, als sich unter dem römischen Heer die größte Verwirrung verbreitete. Basiliskus entfloh zuerst mit der Hälfte seiner Flotte und seines Heeres; Heraklius machte seinen Rückzug durch die Wüste; Marcellinus ging nach Sicilien, wo er bald nach seiner Ankunft, auf Ricimers Veranstaltung, umgebracht wurde. Nie war ein großes Unternehmen vollkommener fehlgeschlagen. Genserich war wieder Herr zur See; die Küsten Griechenlands und Italiens empfanden seine Rache; Tripolis und Sardinien kamen aufs Neue in seine Gewalt, und ehe er starb, erlebte er noch den Untergang des weströmischen Reiches.

Ein

Ein Unternehmen von so großem Umfange, wie das der Wiedereroberung Afrika's war, konnte nicht fehlschlagen, ohne neue Risse im westlichen Römerreiche zu verursachen. Auf die Erweiterung seines Machtgebiets bedacht, hatte der westgothische König das Narbonnensische mit Aquitanien vereinigt, als er, aufgemuntert von Ricimer, auch die Provinzen anfiel, in deren Besitz Ägidius war; doch, bei Orleans geschlagen, war er nach Toulouse zurückgegangen. Ägidius starb bald darauf, und Theodorich wurde von seinem Bruder Eurich erschlagen. Dieser nun, die Schwäche der römischen Regierung benutzend, drang, um die Westgothen nicht erschlaffen zu lassen, über die Pyrenäen in Spanien ein, eroberte Pampelona und Saragoza, besiegte die Edlen der tarragonischen Provinz in einer glücklichen Schlacht, trug das Schrecken seiner Waffen bis nach Lusitanien, und gestattete den in Gallicien übriggebliebenen Sueven kein anderes Daseyn, als in der Abhängigkeit von den Königen der Westgothen. Der größte Theil von Spanien wurde von jetzt an mit Aquitanien vereinigt.

Nicht unbedeutender waren Eurich's Fortschritte in Gallien. In dem Lande, welches sich von den Pyrenäen bis zum Rhone und der Loire dehnt, waren Berry und Auvergne die einzigen Abtheilungen, welche, von einem Nachkommen des Avitus, Namens Ecdicius, vertheidigt, die gothische Herrschaft nicht anerkannten. Unfähig, seine unglücklichen Unterthanen jenseits der Alpen zu vertheidigen, mußte Athemius sie ihrem Schicksal überlassen. Das Einzige, was er für sie that,

bestand darin, daß er einen von Britanniens Königen bereden ließ, ihnen mit zwölftausend Mann zu Hülfe zu eilen; doch dieser war kaum erschienen, als er von den Westgothen wieder verjagt wurde. Gallien war allzu groß, um die ausschließende Beute von den Westgothen werden zu können: die Franken mußten es verschlingen helfen; und dies geschah nach wenigen Jahren.

Zwischen Ricimer und seinem Schwiegervater Anthemius entstand sehr bald dasselbe Verhältniß, worin Leo und Aspar zu Constantinopel lebten; und nichts war natürlicher, da Beide eine Gewalt üben wollten, die nur für Einen von Beiden vorhanden war. Die friedliche Regierung, welche Anthemius den Italiänern bei seiner Ankunft in Rom verheißen hatte, war also nicht von Dauer. Unfähig, das Ansehn eines Imperators zu ertragen, begab sich Ricimer nach Mailand, dem Vorwande nach, Italien zu beschützen, der wahren Absicht nach, sein Heer zu verstärken. Italien selbst zerfiel also in zwei unabhängige und feindliche Königreiche. Schon war der Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe, als die Vornehmen Liguriens sich dem Patricier zu Füßen warfen, mit der Bitte, ihr unglückliches Land zu verschonen. Um sich zu rechtfertigen, stellte Ricimer seinen Schwiegervater als stolz und unverträglich dar; aber dies war dieselbe Beschwerde, welche Anthemius über seinen Schwiegersohn führte. Die Ligurier schlugen den Bischof von Pavia, Epiphanius, als einen Mann vor, der die beiden Souveräne versöhnen würde, wenn er einen solchen Auftrag erhielte; und da Ricimer

einwilligte, so unterzog sich der Geistliche dem Versöhnungsgeschäft mit um so größerer Bereitwilligkeit, je weniger er begriff, was den Anthemius und Ricimer zu unversöhnlichen Feinden machte. Jener gab den Bitten des Bischofs nach, der frohlockend über die zu Stande gebrachte Versöhnung nach Pavia zurückkehrte. Inzwischen eilte Ricimer nicht, nach Rom zu kommen. Nicht alles war für seine Plane reif. Er brauchte die Unterstützung des Hofes von Constantinopel, wenn er den Anthemius mit Erfolg absetzen wollte; er brauchte vor allen Dingen ein zahlreiches Heer. Im Besitz von beiden kehrte er über die Apenninen nach Rom zurück.

Kaum war er bei der Hauptstadt angelangt, als der Senator Olybrius in seinem Lager erschien. Dies war der neue Imperator, den er dem westlichen Römerreiche zu geben gedachte. Olybrius, von der anicinischen Familie, hatte die jüngste Tochter Valentinians des Dritten geheirathet, nachdem sie von Karthago mit ihrer Mutter nach Constantinopel zurückgekommen war; und so wie dieser Hof sich des Anthemius entledigt hatte, um keinen Nebenbuhler fürchten zu dürfen, eben so wünschte er sich auch des Olybrius zu entledigen, der, als Gemahl einer Enkelin des zweiten Theodosius, noch furchtbarer schien. Förmlich wurde nun um die Oberherrschaft in den Ringmauern Roms gekämpft. Der Tiberstrom trennte eine Zeit lang die beiden Heere, während in Rom selbst Hunger und ansteckende Krankheiten wütheten. Wenige Senatoren ausgenommen, die sich zur Parthei des Olybrius schlugen, waren Senat und Volk auf Seiten des Anthemius, und Gothen ver-

theidigten die Brücke des Hadrian. Endlich erstürmte Ricimer diese Brücke, und unaufhaltsam strömten seine Leute in das Innere der Stadt. Anthemius, aus seiner Verborgenheit hervorgeschleppt, wurde auf Befehl seines Schwiegersohnes niedergehauen; Rom selbst geplündert. (412.)

Sechs Wochen nach diesem scheußlichen Auftritt, starb Ricimer an einer schmerzhaften Krankheit, und überließ seinem Neffen Gundobald, einem burgundischen Fürsten, den Befehl über das Heer. Zwei Monate später starb auch Olybrius.

So lösete das Schicksal den Knoten, der durch schlechte organische Gesetze geschlungen war.

Da der Mensch unter allen Umständen das Schicksal lieber selbst machen, als den Willen desselben erkennen mag: so darf man sich nicht darüber wundern, daß Gundobald die Rolle Ricimers fortzuspielen suchte. Der Imperator, den er nach dem Tode des Olybrius den Römern gab, hieß Glycerius: ein gemeiner Soldat, der kein Vertrauen einflößte, und vereinzelt blieb. Bei dem Zusammenhange nun, worin der römische Senat mit dem Hofe von Constantinopel stand, war nichts natürlicher, als daß der letztere aufgefordert wurde, einen zweiten Imperator zu ernennen; und die Kaiserin Vorina, mit der Erhebung ihrer Familie beschäftigt, brachte den Julius Nepos in Vorschlag, der, als Gemahl einer von ihren Nichten, seinem Oheim Marcellinus in der Suveränetät von Dalmatien gefolgt

war. Ihr Vorschlag wurde zwar angenommen; doch ehe der Hof von Constantinopel seine Wahl unterstützen konnte, verstrichen noch mehrere Monate. Endlich setzte sich Julius Nepos in Bewegung, um Besitz zu nehmen von der ihm zugedachten Würde. Es war jetzt an dem Patricier Gundobald, den Glycerius zu unterstützen; doch der burgundische Fürst befand sich in häuslichen Angelegenheiten jenseits der Alpen, und blieb so unbekümmert um die Sache seines Clienten, daß dieser sich glücklich schätzen mußte, das römische Scepter gegen den Bischofssitz von Salona vertauschen zu können. (474.)

Julius Nepos wurde von dem Senat, von den Italiänern und den Provinzialen Galliens anerkannt; aber je unglücklicher die Zeiten waren, in welchen seine Verwaltung begann, desto ausschweifender waren die Erwartungen, die man sich von ihm machte. Die Umwälzungen, welche Italien in dem letzten Jahrhundert gelitten hatte, waren so zerstörend gewesen, daß ein ganz neues Verwaltungs-System eintreten mußte, wenn es überhaupt gerettet werden sollte; der Verlust der Nordküste von Afrika, der Inseln des mittelländischen Meeres und so großer Provinzen, wie Spanien und Gallien waren, ließ sich nur unter dieser Bedingung ertragen. Schon seit den Zeiten des Tiberius war der Ackerbau in Verfall; die städtische Betriebsamkeit aber war seitdem nicht minder zerstört worden. Die Bevölkerung der schönen Halbinsel war so vermindert, daß es ganze Strecken gab, wo man Mühe hatte, eine

bewohnte Hütte zu finden. Von allen Seiten gelähmt und den unverschämten Forderungen der Barbaren Preis gegeben — was hätte Julius Nepos wohl thun können, um neue Umwälzungen abzuwenden! Um sich Ruhe zu verschaffen, trat er Auvergne an die Westgothen ab; denn retten konnte er es nicht, und die Klagen der treuen Gallier mochten nicht wenig beschwerlich seyn. Dies aber war das erheblichste Ereigniß seiner ruhmlosen Regierung, welche ein einziges Jahr dauerte.

Bald nach demselben erfolgte seine Absetzung. In Rom brach eine Empörung aus, die, wie es scheint, in nichts so sehr gegründet war, als in dem Mißvergnügen des Militärs. Ein gewisser Orestes, der sich an die Spitze stellte, marschirte gegen Ravenna, dem gewöhnlichen Aufenthalt des Imperators, der, um nicht das Opfer der allgemeinen Unzufriedenheit zu werden, sich sogleich nach der Küste von Dalmatien einschiffte. (475.) Hier lebte er noch fünf Jahre, halb als Imperator, halb als Verbannter, bis er zu Salona von dem Bischof Glycerius ermordet wurde, der zur Belohnung für eine solche Schandthat das Erzbisthum Mailand erhielt.

Orestes war der Sohn des Tatullus, eines pannonischen Gutsbesitzers. Er hatte sich an Attila angeschlossen, als dieser, von Pannonien aus, die Römerwelt beherrschte. Mehr als Einmal war er nach Constantinopel gesendet worden, um die Befehle des Hunnenkönigs zu überbringen, und in dem Kriege gegen

das westliche Römerreich hatte er als Geheimschreiber gedient. Nach Attila's Tode durch die Ostgothen aus seinem Eigenthum verdrängt, wollte er sich lieber nach Italien wenden, als den Söhnen Attila's in die scythische Wüste folgen; und als einem Manne von Kopf und Kenntnissen konnte es ihm nicht schwer werden, sich empor zu schwingen. Von dem Julius Nepos zum Patricier und zum General der Reiterei und des Fußvolks ernannt, richtete er seine Kraft gegen den Imperator, weil dieser nichts für ihn thun konnte. Den Wünschen des Heeres zufolge, sollte er nach der Flucht des Julius Nepos den Purpur annehmen; doch dessen weigerte er sich aus Gründen, die sich unschwer errathen lassen. Dagegen willigte er ein, daß sein Sohn Augustulus zum Imperator des Westen ernannt wurde; er wollte also Ricimers Rolle fortsetzen.

Doch Orestes sah nur allzu bald ein, daß die Aufgabe, die seine letzten Vorgänger nicht hatten lösen können, auch von ihm ungelöst bleiben werde. Zwei Dinge vereinigten sich zu seinem Sturze: die Unmöglichkeit, den Truppen einen regelmäßigen Sold zu zahlen, und das Glück, welches so viele barbarische Völker im Römerreiche gemacht hatten. Voll Neid gegen die, welche in Afrika, Spanien und Gallien durch ihre Waffen ein bleibendes und unabhängiges Erbe errungen hatten, forderten die Soldaten des Orestes den dritten Theil aller italiänischen Ländereien als Belohnung für ihre Dienste; und schwerlich gab es ein Mittel, dieser Forderung zu widerstehen. Zwar gereicht es dem Orestes zur Ehre, daß er lieber Würde und

Leben wagen, als das Verderben eines unschuldigen Volkes genehmigen wollte; doch seine Weigerung beförderte nur die ehrgeizigen Plane Odoacers, eines Barbaren, welcher seine Mitsoldaten beredete, sich seinem Oberbefehl zu unterwerfen, um ihre gerechte Bitte — so nannte er ihre Forderungen — erfüllt zu sehen.

Bald strömten aus allen Lagern und Städten Italiens die sogenannten Bundestruppen zu den Fahnen Odoacers. Orestes sah keine andere Rettung ab, als sich nach Pavia, dem Sitze des heil. Epiphanius, zu begeben, den Julius Nepos vor Kurzem gebraucht hatte, einen Vertrag mit den Westgothen abzuschließen. Aber es stand zu viel auf dem Spiel, als daß die Beredtsamkeit eines frommen Bischofs, von welchem seine Zeitgenossen rühmten, daß er die Klugheit der Schlangen mit der Offenheit der Tauben vereinige, irgend etwas vermocht hätte. Als die Festungswerke von Pavia erstürmt waren, da konnte der Unwille der Soldaten nur durch eine Hinrichtung des Orestes besänftigt werden; und diese erfolgte auf dem Markt von Pavia. Der Bruder des Orestes war in einem Gefecht bei Ravenna geblieben, und der Imperator Augustulus, gänzlich verlassen und jedem Schicksal Preis gegeben, konnte nur das Erbarmen des Siegers anflehen.

Orestes hatte die Tochter des Comes Romulus geheirathet, der seinen Wohnsitz zu Petovio in Noricum hatte. Nach ihm wurde der Sohn des Orestes Romulus genannt. Augustus war in eben diesen Gegenden ein gewöhnlicher Zuname, nur daß man ihn, wie bei Kindern zu geschehen pflegt, eine verkleinernde

Endigung gab. Da nun der Sohn des Oreſtes dieſen Zunamen führte, um ihn von ſeinem mütterlichen Großvater zu unterſcheiden: ſo wollte der Zufall, daß die Benennungen der beiden großen Stifter von Rom und von der römiſchen Monarchie ſich in dem letzten Imperator vereinigten. Von der größten Bedeutung war hierbei die Verkleinerungsendigung des Namens Auguſtus in Auguſtulus, weil dadurch der letzte Imperator ſelbſt in ſeiner Benennung zum Repräſentanten eines zuſammengeſchwundenen Reiches wurde; und ſo iſt es unſtreitig geſchehen, daß man ſich an dem Namen Romulus Auguſtulus zu allen Zeiten ergötzt hat.

Der Sohn des Oreſtes war aber allzu jung, um nicht unſchuldig zu ſeyn, und allzu ſchön, um nicht Mitleid zu erregen. Odoacer, der nichts von ihm zu befürchten hatte, ſchenkte ihm nicht bloß das Leben, ſondern ſorgte ſogar dafür, daß er einen anſtändigen Unterhalt erhielt, ſobald er den Palaſt verlaſſen hatte. Ein Einkommen von ſechstauſend Goldſtücken, ſchien nicht zu viel für einen Jüngling, der mit dem Purpur bekleidet geweſen war; außerdem aber wurde ihm die Villa des Lucullus auf dem Vorgebirge von Miſenum zum Aufenthalt angewieſen. Marius hatte dieſe Villa erbauet und Lucullus dieſelbe für eine bedeutende Summe an ſich gebracht; ſeit den Zeiten der Monarchie hatte ſie zu den Luſtſchlöſſern der Imperatoren gehört, und ihre an ſich feſte Lage war die Veranlaſſung geworden, daß man ſie gegen die vandaliſchen Seeräuber noch mehr befeſtigt hatte. Hier lebte alſo der letzte weſtrömiſche Imperator, in einer bezaubernden Ausſicht auf Land

und Meer, so weit der Dunstkreis reichte, unter den Siegeszeichen des cimbrischen und armenischen Krieges — vielleicht ohne jemals zu fragen, was dieselben bedeuteten. Er erreichte kein hohes Alter; denn schon zwanzig Jahre nach seiner Versetzung wurde die Villa des Lucullus in eine Kirche und ein Kloster verwandelt, welche die Gebeine des heil. Severinus aufbewahrten und jede Erinnerung an Marius und Lucullus verdrängten. Die Tugend-Scala hatte sich im Verlaufe der Zeiten umgekehrt; und was früher ein Gegenstand der Bewunderung und Verehrung gewesen war, stand jetzt als Gegenstand des Abscheues und des Mitleids da.

Seit dem Tode Valentinians des Dritten waren, in dem Zeitraum von zwanzig Jahren, neun Imperatoren emporgekommen und wieder verschwunden. Die Ursache dieses schnellen Thronwechsels mußte in Dingen liegen, welche über jede Persönlichkeit, die gebietendste gar nicht ausgenommen, den Ausschlag gaben. Erklärt ist die ganze Erscheinung, wenn man bedenkt, daß jeder geborne Römer auf dem Thron der Cäsarn eine vorherrschende Neigung hatte, durch die hergebrachten Mittel zu regieren, während diese Mittel nicht mehr dieselben waren. Jene Geldwirthschaft, durch welche die stehenden Heere Daseyn und Fortdauer erhalten hatten, war nicht länger fortzusetzen, weil das, worauf sie beruhete, verschwunden war; und wenn es gleichwohl eine öffentliche Macht geben sollte, so mußte man auf eine neue Grundlage für dieselbe bedacht seyn. Was

nun die Weisheit des römischen Senats nicht zu ergründen vermochte, das wurde durch den schlichten Verstand und den Eigennutz der barbarischen Truppen ins Klare gesetzt; und was die Rechtlichkeit römischer Imperatoren empörte, das war für einen Barbarenchef, der nur die Verhältnisse seines Vaterlandes kannte, ein Kinderspiel. Das weströmische Reich in seiner bisherigen Eigenthümlichkeit ging also nicht unter, weil es von einem Romulus Augustulus regiert wurde; denn wir haben gesehen, daß Romulus Augustulus nur der Bestimmung und dem Namen nach römischer Imperator war. Es ging vielmehr unter, weil es nicht länger fortdauern konnte.

Odoacer war der Sohn Edecon's, der als Gesandter Attila's am Hofe zu Constantinopel seine Rolle gespielt hatte. Nach dem Tode des Hunnenkönigs vertheidigte Edecon die Sache seines Beschützers, bis er im Kampfe mit den Ostgothen sein Leben einbüßte. Seine beiden Söhne, Onulph und Odoacer, verließen hierauf Pannonien; und während jener sich nach Constantinopel wendete, führte dieser unter den Barbaren von Noricum das Leben eines Abenteurers. Der heilige Severinus, welcher in dieser Gegend mit der Leichtgläubigkeit der Menschen sein Spiel trieb, gab ihm die erste Richtung nach Italien. Als nämlich der riesenmäßige Odoacer in seine Zelle trat, um durch ihn das Schicksal zu erforschen, war seine Antwort: „verfolge deine Plane; geh nach Italien; dort wirst du den schmutzigen Pelz gegen glänzende Kleider vertauschen, und dein Reichthum wird der Großmuth deiner Gesinnungen

entsprechen.“ Odoacer nahm diese Prophezeiung an. Um seiner Gestalt willen in die Leibwache des Imperators aufgenommen, fand er bald Gelegenheit, sich die Achtung seiner Kameraden zu erwerben.

In den Streitigkeiten des Militärs mit dem Patricier Orestes zum König ausgerufen, nahm er nur den Titel, nicht den Purpur und das Diadem an; unstreitig, um die übrigen Heerführer weniger zu beleidigen. Das, wozu er sich anheischig gemacht hatte, war leicht durchzuführen: denn, Einmal gab es in Italien viel herrenloses Eigenthum, wie immer nach anhaltenden Kriegen; zweitens blieben die kleinen Eigenthümer, wie sich ganz von selbst versteht, verschont, weil das Drittel, welches sie abgeben konnten, von keiner Bedeutung war; drittens konnten sich alle großen Gutsbesitzer glücklich schätzen, daß ihnen nicht mehr als ein Drittel genommen wurde, da sie sich einmal in den Händen von Barbaren befanden. Auch scheint es nicht, daß Odoacers Maaßregel, wie durchgreifend sie auch seyn mochte, irgend ein Mißvergnügen erregt habe; so gut war sie vorbereitet durch alles, was ihr vorangegangen war. In einem Schreiben an den oströmischen Imperator Zeno, den Schwiegersohn und Nachfolger Leo's, erklärte der römische Senat, „daß er mit der Verlegung des Sitzes der Regierung von Rom nach Constantinopel einverstanden sey, und daß er auf das Vorrecht, den Monarchen zu wählen oder zu bestätigen, Verzicht geleistet habe — da der Staat sich auf die bürgerlichen und kriegerischen Tugenden Odoacers verlassen könne.“ So machte also Odoacer den ersten Anfang

mit dem neuen Königthume, welches, unabhängig von aller Wahl, sich seine eigenen Gesetze vorschreiben mußte. Nicht ungern lieferte er die Zierden des Throns und des Palastes an den oströmischen Imperator aus, welcher in ein freundschaftliches Vernehmen mit ihm trat.

Der König von Italien — denn dies war der Titel, welchen Odoacer annahm — war durch Einsichten und Gesinungen des hohen Standorts, auf welchen Tapferkeit und Glück ihn geführt hatten, nicht unwürdig. Er ehrte die Einrichtungen und selbst die Vorurtheile seiner Unterthanen. Nach den ersten sieben Jahren stellte er das Consulat des Westen her, wenn gleich mit Verzichtleistung auf diese Würde, sey es aus Bescheidenheit, oder aus Stolz. Den römischen Magistraten blieb das verhaßte Geschäft, das öffentliche Einkommen einzusammeln; aber es war erleichtert durch vermindertes Bedürfniß, und Odoacer fand Freude an Nachsicht und Güte. Obgleich ein Arianer, blieb er doch entfernt von allem Verfolgungsgeiste, und das Stillschweigen der sogenannten Rechtgläubigen giebt einen unzweideutigen Beweis für seine Duldung. Zur Erleichterung des Volkes verbot er der Geistlichkeit, ihre Grundstücke zu veräußern, und kräftig trat er ins Mittel, so oft eine streitige Bischofswahl den Frieden der Hauptstadt zu erschüttern drohete. Selbst im Auslande war sein Ansehn so groß, daß die Gränzen Italiens von den Gefolgen der Germanen und den unruhigen Bewohnern Galliens unberührt blieben. Um die Mörder des Julius Nepos zu bestrafen und die Küste von Dalmatien wieder zu erobern, ging er über

das adriatische Meer, und um die Überreste von Noricum gegen die Angriffe des Königs der Rugier, der seinen Wohnsitz jenseits der Donau aufgeschlagen hatte, zu vertheidigen, überschritt er die Alpen. So regierte er vierzehn Jahre, bis er von dem größeren Genius des ostgothischen Königs Theodorich besiegt wurde.

Auf diese Weise endigte das weströmische Reich; und mit demselben das ganze Römerthum, weil das, was sich davon nach dem Osten verpflanzt hatte, immer nur ein Schatten des eigentlichen Römerthums war, welches seine Wurzeln wesentlich in der Antimonarchie hatte.

Das Einzige, was uns zur Vollendung dieser Untersuchungen noch übrig bleibt, ist, die Ursachen des Untergangs der Römerwelt zusammen zu stellen und unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zu vereinigen.

Zehntes Kapitel.

Betrachtungen über den Verfall und Zusammensturz des westlichen Römerreichs.

Schwerlich lehrt die Geschichte irgend eines anderen Volks Das, was zur Bildung eines guten politischen Systems erforderlich ist, vollständiger erkennen, als die Geschichte der Römer. Die größte aller Erfahrungen, welche jemals über das Staatsleben gemacht sind, ist uns in dieser Geschichte mitgetheilt; und wer die einzelnen Erscheinungen der Römerwelt so durchdringt, daß er in ihrer Mannichfaltigkeit ihre Einheit wiederfindet, für Den ist der feste Boden gewonnen, auf welchem er sich zu einer untrieglichen Theorie der politischen Welt erheben kann.

Während der Periode, welche die königliche genannt wird, finden wir von den Grund-Charakteren, welche das Wesen jeder Regierung ausmachen sollten, nur Einen; nämlich den der Einheit. Zwar giebt es in dieser Periode eine Körperschaft, Senat genannt; allein, da sie nicht auf die Verrichtungen beschränkt ist, welche ihr zukommen, d. h. da sie, gegen ihre Bestim-

mung, Theil nehmen muß an der Verwaltung, und von der Theilnahme an der Bildung des öffentlichen Willens oder des Gesetzes geschieden wird: so empört sie sich gegen das Königthum; und die Folge davon ist, daß dieses untergeht in dem Mangel an Gesetzen, welche den zweiten Charakter der Regierung, die Gesellschaftlichkeit, verbürgen.

Während der zweiten Periode, welche die republikanische genannt wird, weil die organischen Gesetze des Staates den Charakter der Einheit aus der Regierung verbannt haben, muß das römische Volk, um den Bürgerkrieg von sich abzuwenden, von einer Anstrengung zur andern übergehen und sich zum allgemeinen Feind des menschlichen Geschlechts, so weit dies erreichbar ist, aufwerfen. Es verstärkt sich durch ein Bundesgenossensystem; es macht mit jedem Jahre neue Eroberungen; es steht nach Jahrhunderten als Sieger da, der die kultivirte Welt unter seine Füße gebracht hat. Zugleich aber ist die Gränze seiner Kraft gefunden; und weil unübersteigliche Hindernisse seinem Vergrößerungstriebe Schranken setzen, so kommt der bisher zurückgehaltene Bürgerkrieg zum Ausbruch, und die Antimonarchie, Republik genannt, geht unter in dem Mangel an Gesetzen, welche den ersten Charakter der Regierung, die Einheit, verbürgen.

Nach dem Untergange der Antimonarchie bedurfte es für die Römerwelt eines neuen politischen Systems. Aus der Stadt war im Verlauf der Jahrhunderte durch

durch glückliche Eroberungen ein Reich geworden, welches nach anderen organischen Gesetzen regiert seyn wollte, als ein bloßes Stadtwesen geben konnte; und die Aufgabe war, diese Gesetze so zu bilden, daß die Fortdauer des Reiches in ihnen gesichert blieb.

Eigentlich waren diese Gesetze ausgesprochen in den Schicksalen, welche Rom in dem Laufe der ersten sieben Jahrhunderte gehabt hatte; denn wer diese gehörig durchdrang, mußte sich zu der Ansicht erheben, „daß, da für die Erhaltung von Staaten und Reichen alles von der organischen Beschaffenheit der Regierung abhängt, diese aber nur in so fern vollständig ist, als sie den Charakter der Einheit mit dem der Gesellschaftlichkeit vereinigt, alles darauf ankomme, dem römischen Reiche eine Regierung zu geben, welche weder absolut monarchisch, noch absolut antimonarchisch, sondern aus Monarchie und Antimonarchie, aus Einheit und Gesellschaftlichkeit, zusammengesetzt sey.“

Doch die Geistesart der römischen Staatsmänner war zu allen Zeiten darin abgeschlossen, daß sie die Erscheinungen der sittlichen Welt lieber beherrschen, als begreifen wollten; sie kannten die Natur allzu wenig, um zu wissen, daß man sich ihrer nur dadurch bemächtigt, daß man kein Bedenken trägt, sich ihr zu unterwerfen. Es läßt sich daher mit Sicherheit annehmen, daß, nach dem Untergange der Antimonarchie, welcher Rom seine Größe verdankte, die beste Regierungsform eben so wenig ein Gegenstand des Nachdenkens für die römischen Staatsmänner war, als in jener Zeit, wo der Staat gegründet wurde,

oder in jener, wo er die antimonarchische Regierungsform annahm. Man ließ den Zufall walten, wie er bis dahin gewaltet hatte; und man konnte nicht anders, weil man keine Formel in sich trug, nach welcher man im Stande gewesen wäre, die Güte der organischen Gesetzgebung zu bestimmen.

Wäre dem aber auch nicht so gewesen, so würde die Verwirklichung der besten Regierungsform auf unüberwindliche Schwierigkeiten gestoßen seyn. Die bedeutendste lag in der Größe des Reiches, welche sich nicht mit der Anlegung einer Centripetal-Kraft vertrug. Eine nicht geringere war die Verschiedenheit der das Reich ausmachenden Völker in Sprache, Sitten, Gesetzen und Religionen. Kaum geringer muß man diejenige achten, welche daraus entsprang, daß Rom, nachdem es durch glückliche Eroberungen unermeßlich bereichert war, das ganze Reich zwar auf sich, sich selbst aber nicht auf das Reich beziehen wollte, um keinen von den Vortheilen einzubüßen, welche die Unterordnung großer Provinzen unter das Interesse der römischen Bürger gewährte; befangen in einem Stadt-Aristokratismus, konnten weder die Senatoren, noch die Imperatoren, wenn sie geborne Römer waren, das Reich mit denjenigen Gedanken und Gesinnungen umfassen, welche diesem eine lange Dauer gegeben hätte. Aus allen diesen Gründen zusammengenommen mußte das römische Reich despotisch regiert werden; und nun sollte man, anstatt zu fragen: wie ein Reich von diesem Umfange und dieser natürlichen Stärke habe untergehen können? sich viel-

mehr darüber wundern, daß es so lange bestanden hat.

Mit einem die Erscheinungen der Römerwelt durchdringenden Blicke gelangt man leicht dahin, daß man in der Geschichte der Imperatur bis zum Untergange des westlichen Reiches drei Perioden genau unterscheidet. Die erste umfaßt den Zeitraum von Augustus bis auf Commodus, und hat ihren Charakter darin, daß die Imperatoren ein bestimmtes Verhältniß zu dem römischen Senate zu gewinnen suchen, um für ihre Wirksamkeit freieren Spielraum zu erhalten; wobei nichts so sehr entscheidet, als die Persönlichkeit jedes einzelnen Imperators, und das Maaß von Einsicht, das er an seine Bestimmung bringt. Die zweite umfaßt den Zeitraum von Commodus bis auf Diocletian, und hat ihren Charakter darin, daß die Imperatoren, aus Mißtrauen gegen den guten Willen des Senats, sich gänzlich von demselben trennen, das Heer zu ihrem ausschließenden Stützpunkt machen, und, ohne dadurch das Mindeste für sich zu gewinnen, das Reich durch Erpressungen zerstören. Die dritte endlich umfaßt den Zeitraum von Diocletian bis auf Romulus Augustulus, und hat ihren Charakter darin, daß die Imperatoren, indem sie durch persisches Ceremoniel sich den Einwirkungen des Senats und des Heeres gleich sehr entziehen, zwar ihr Leben retten, aber in der Zurückgezogenheit des Hoflebens alle persönlichen Eigenschaften einbüßen und die Sklaven ihrer Eunuchen und Minister werden.

In keiner von diesen drei Perioden fand der

römische Imperator-Thron diejenige Unterstützung, die seine Nützlichkeit und Wohlthätigkeit verbürgt haben würde; und wenn man den Ursachen dieser Erscheinung nachspürt, so macht man leicht die Entdeckung, daß sie sammt und sonders in dem Fundamentalgesetz zusammentreffen: „Daß der Wille des Imperators die Kraft des Gesetzes haben soll.“ Mag die Größe des Reiches immerhin ein solches Fundamentalgesetz nothwendig gemacht haben, so lag in demselben doch nichts, was die Größe des Reiches beschützen konnte.

Die Wirkungen der drei Regierungssysteme, welche wir so eben bezeichnet haben, mußten wesentlich verschieden seyn. So lange die Imperatoren mit dem Senat kämpften, und entweder niederschmetterten, oder niedergeschmettert wurden, befanden sich die Provinzen in einem sehr erträglichen Zustande; und dies rührte wesentlich daher, daß das Municipalsystem bei diesem Kampfe unerschüttert blieb: ein System, dessen Wohlthätigkeit von den einsichtsvollsten Imperatoren am meisten anerkannt wurde.

Dies mußte ein Ende nehmen, als die Imperatoren das Heer zu ihrem einzigen Stützpunkte gemacht hatten; denn von diesem Augenblick an ordnete sich das ganze Reich den Bedürfnissen des Heeres unter, und von dem Glück der Unterthanen konnte nicht weiter die Rede seyn. Inzwischen wurde dies Reich noch immer durch seine Größe gerettet, die es mit sich brachte, daß die von ihr ausgehenden Zerstörungen nur partiell seyn konnten.

Allgemein wurde das Verderben erst von dem Zeit-

punkt an, wo der Sitz der Regierung zu Constantinopel aufgeschlagen war, und Constantins Staatshierarchie das Municipalsystem mit einer Gewalt angriff, die sich mit keinem Widerstande vertrug. Von jetzt an kam nur das Bedürfniß der Regierung in Betracht, keineswegs aber die Fähigkeit der Regierten, dies Bedürfniß zu befriedigen: die letzteren hatten keine Ansprüche auf Glück und Wohlseyn; sie waren nur Mittel zum Zweck, und den Municipalbeamten blieb in der unglücklichen Mitte, worin sie zwischen der Regierung und ihren Mitbürgern standen, nichts anderes übrig, als diese zu foltern, wenn sie nicht selbst gefoltert werden wollten. Auf diese Weise starb der römische Staatskörper unten und oben zugleich ab: unten in der Verzweiflung seiner Bürger; oben in der Fühllosigkeit seiner von Eunuchen regierten Imperatoren. Und hierbei ist die Progression nicht zu übersehen, welche sich jedes Mal einstellt, sobald die Natur der Dinge anhaltend verletzt wird. Die Bedürfnisse der Regierung vermehrten sich in eben dem Maaße, in welchem die Zahlungsfähigkeit der Regierten abnahm; und indem der Druck verstärkt werden mußte, konnte eine gänzliche Sprengung nicht ausbleiben.

In ihrem ersten Anfange wurde die Monarchie überall als eine große Wohlthat empfunden. Dies zeigte sich in den Huldigungen, welche Augustus und Tiberius von allen Seiten her erhielten: Huldigungen, die zum Theil sogar in Verlegenheit setzen mochten, weil sie übertrieben waren. Befreiet von den Bedrückungen und Quälereien proconsularischer Statthalter, konnten

die Bewohner des Römerreiches nicht anders, als sich glücklich schätzen, einer Vielherrschaft entronnen zu seyn, deren größte Plage der ewige Wechsel war. Doch über den Geist der römischen Imperatur entschied nichts so sehr, als das besondere Verhältniß, worin der Imperator zu dem römischen Senate stand. Unfähig, zu vergessen, daß die Weltherrschaft von ihm herrührte, und eben so unfähig, zu begreifen, daß diese Weltherrschaft nur durch eine Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie zu behaupten war, nachdem das Bundesgenossensystem in Italien seine Endschaft erreicht hatte, blieb der Senat ein Feind des Imperators; und indem dieser für sein freies Wirken keine andere Stütze fand, als die eines ihm ergebenen Militärs, konnte es gar nicht fehlen, daß das Recht durch die Gewalt bestimmt wurde, daß die monarchische Verfassung keine Stätigkeit gewinnen konnte, daß sie sehr schnell in Despotismus und Tyrannei ausartete, und daß folglich alle die Einrichtungen, welche auf Erhaltung und Beglückung abzweckten, die entgegengesetzte Wirkung hervorbrachten. Denkt man sich den römischen Senat mit seinen unsterblichen Anmaßungen weg, so nimmt die römische Monarchie einen ganz anderen Charakter an: es sind keine Majestätsgesetze nothwendig; der Imperator braucht nicht fortdauernd für sein Leben zu zittern; das Militär gewinnt nicht die Oberhand; der Friede im Innern braucht nicht durch wiederholte Zerstörungen gesichert zu werden. Der Umsturz des Römerreiches war also von dem Augenblick an entschieden, wo der erste Imperator sich kein Geheimniß daraus machen konnte, daß

er allenthalben sicherer leben werde, als zu Rom; und da Tiberius dieser erste Imperator war, so darf man den Verfall des Römerreiches von seiner Regierung an datiren, wie wesentlich sie auch auf Erhaltung abzweckte. Die Verwirrung, welche im dritten Jahrhunderte aus dem unstäten und flüchtigen Leben der Imperatoren hervorging, konnte freilich nur durch Diocletians Schöpfung beendigt werden; allein, wenn dieser Imperator an die Stelle der Freigelassenen, womit sich seine Vorgänger hatten behelfen müssen, Verschnittene brachte: so kann man darin nur einen Beweis von der Unmöglichkeit guter organischer Gesetze für das Römerreich sehen, wenn gleich nicht ohne das Eingeständniß, daß da, wo einmal Alles im Zuschnitte verdorben ist, das Unnatürliche auf das Fehlerhafte geimpft werden muß, damit dieses noch länger bestehen möge.

Alle die Schicksale, welche das Römerreich in den ersten fünf Jahrhunderten trafen und sich mit dem Untergange des westlichen Theiles endigten, müssen also auf die organischen Gesetze bezogen werden, welche der römischen Monarchie eigen waren. Nichts aber entschied so sehr, als das oben angeführte Fundamentalgesetz, nach welchem der Wille des Fürsten die Kraft des Gesetzes haben sollte. Vielleicht stellte der römische Senat diesen Grundsatz in keiner anderen Absicht auf, als um durch die Zurückführung der Antimonarchie alle die Vortheile wieder zu gewinnen, welche durch das Daseyn der Monarchie verloren gegangen waren; doch da die Größe des Reiches die Monarchie fortdauernd nothwendig machte, so gewann jener dadurch nichts

weiter, als daß die Monarchen wechselten, während die Monarchie unerschüttert blieb. Wo auch immer derselbe Grundsatz seine Anwendung finden mag — die Folge davon kann keine andere seyn, als Schwäche und Empörung: jene in der Regierung, diese in den Regierten; denn was die Willkür auch für den Augenblick leisten möge, so vermag sie doch nie etwas über die Gemüther, und, wo in der Bildung des Gesetzes keine Rücksicht auf den Vortheil der Gesellschaft genommen wird, da folgt aus der Nichtachtung des Gesetzes zuerst der Ungehorsam, und dann, bei Verstärkung des Drucks, Empörung. Die ersten Imperatoren ließen sich jenes Fundamentalgesetz gefallen, weil sie dasselbe nicht entbehren zu können glaubten; und doch flossen ihre widrigen Schicksale aus demselben eben so unmittelbar ab, wie die Schicksale des Reiches.

Was man nun auch als einzelne Ursache von dem Untergange der Römerwelt im Westen anführen mag, so wird es sich immer in die allgemeine Ursache, die wir so eben angegeben haben, verlieren, so daß nichts gegründeter ist, als die Behauptung: das römische Reich habe nie die Verfassungsgesetze gehabt, die es allein erhalten konnten, und sey demnach nothwendig untergegangen in dem Mangel solcher Gesetze.

Wenn also angeführt wird, die Nichterblichkeit der höchsten Magistratur, und der daraus entspringende allzu rasche Regentenwechsel sey die Ursache des zunehmenden Verfalls und des endlichen Untergangs der Römerwelt gewesen: so hat man in dieser Behauptung die Wahrheit ganz unstreitig auf seiner Seite. Allein

es bleibt die Frage übrig: worin lag es denn, daß die Erblichkeit der höchsten Magistratur nicht Statt fand? Geht man nun auf diese Untersuchung ein, so macht man sehr bald die Entdeckung, daß jene Erblichkeit nicht Statt finden konnte, weil der Thron nicht beschützt war durch Einrichtungen, welche den Vortheil der Fürsten vertheidigten. Ein Reich von dem ungeheuren Umfange des römischen in immer gleicher Kraft zu erhalten — diese Aufgabe ließ sich am wenigsten durch den Einzelnen lösen, in dessen Hände alle Gewalt gelegt war. Die natürliche Folge davon war ein häufiger Regentenwechsel, bei welchem der vorherrschende Gedanke vernünftiger Weise kein anderer seyn konnte, als die schwächere Eigenthümlichkeit des Einen durch die stärkere des Anderen zu ersetzen. Da man in diesem Gedanken ewig fehlgreifen mußte, weil kein Einzelner durch seine besondere Kraft stark genug war, das Verdienst der gesellschaftlichen Körperschaften zu ersetzen: so begreift sich, wie die höchste Magistratur im Römerreiche durchaus nicht den Charakter der Erblichkeit gewinnen konnte. Die Nichterblichkeit derselben dauerte also nach der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie nothwendig fort; und, so wie die letztere sich nur auf dem Wege der Gewalt hatte feststellen können, so mußte sie sich auf demselben auch zu erhalten suchen, wiewohl dies immer nur auf Kosten der Monarchen geschehen konnte. Erblich, im eigentlichen Sinne des Wortes, wurde der römische Thron nie, ob er gleich in dem einen und dem anderen Geschlecht auf Sohn und Enkel überging; denn alle Erblichkeit und Rechtmäßig-

keit beruhet auf Gesetzen, Gesetze aber bleiben nur da in Ehren, wo die Macht um des Rechtes willen, nicht aber das Recht um der Macht willen, vorhanden ist: ein Zustand, von welchem sich behaupten läßt, daß er im Römerreiche nie geahnet worden sey. Weil in diesem Reiche alles Recht von der Gewalt ausging, so mußte die Usurpation in demselben unsterblich seyn. Der Besitz des Thrones war dem Kampfe der Kraft mit der Kraft Preis gegeben: ein Kampf, der sich ganz unfehlbar da entwickelt, wo es an guten organischen Gesetzen fehlt. Zugegeben also, daß die Erblichkeit des Throns, wenn sie hätte Statt finden können, dem Römerreiche eine längere Dauer gegeben haben würde, muß doch vorher untersucht werden, warum sie nicht Statt finden konnte; und bei dieser Untersuchung entscheidet nichts so sehr, als die gesetzmäßige Unumschränktheit der Imperatoren, wie absurd dieselbe auch seyn mochte.

Wenn man ferner anführt, die schlechte Staatswirthschaft, welche von den meisten Imperatoren getrieben worden, habe den Verfall und endlichen Untergang des Römerreiches zu Wege gebracht: so hat man in dieser Behauptung wieder die Wahrheit auf seiner Seite, nur daß man auf die Ursache dieser schlechten Staatswirthschaft zurückgehen muß. Ein Caligula, ein Claudius, ein Nero, ein Commodus, ein Caracalla u. s. w. würden im römischen Reiche ganz unmöglich gewesen seyn, hätte in der römischen Regierung der Charakter der Gesellschaftlichkeit neben dem der Einheit bestehen können. Die Finanzen eines Reiches entsprechen genau

der Güte der organischen Gesetze in diesem Reiche; und da, wo diese den einen oder den andern der angegebenen Grundcharaktere von dem Wesen der Regierung ausschließen, ist eine dem Vortheil der Gesellschaft entsprechende Finanzverwaltung, wo nicht undenkbar, doch wenigstens äußerst ungewiß und schwankend. In dem antimonarchischen Rom half man sich damit, daß man nach und nach alle Völker der cultivirten Welt ausplünderte und in Unterwerfung erhielt; in dem monarchischen Rom, wo dieses Mittel wegfiel, würde es in der That bewundernswürdig gewesen seyn, wenn Regenten, deren Gutbefinden über Alles entschied, nicht, der Mehrzahl nach, verschwenderisch und grausam zugleich gewesen wären: beides, um sich aufrecht zu erhalten, ohne jemals zum Zwecke gelangen zu können. Es verträgt sich nicht mit irgend einem Zweifel, daß die meisten römischen Imperatoren ihren Untergang in dem Mangel an Geldmitteln gefunden haben. Dies ging sehr natürlich zu. Wollten sie die Forderungen der Soldaten befriedigen, so mußten sie ihre Zuflucht zu Erpressungen nehmen; da man aber auf dem Wege der Erpressungen niemals große Fortschritte macht, so bleibt das Bedürfniß unbefriedigt, und rächt sich zuletzt an Demjenigen, der es angeregt hat. Wäre man bei der Bildung der römischen Monarchie von dem Grundsatze ausgegangen: die Beschränkung des Monarchen mache die Stärke desselben aus, diese Beschränkung aber müsse sich gerade darin offenbaren, daß sein Wille nicht das Gesetz, wohl aber das Gesetz sein Wille sey; — ich weiß nicht, wie viel man dadurch in dem ungeheuren

Römerreiche ausgerichtet haben würde: nur das ist erwiesen, daß, wenn man auf diesem Wege in den Gebrauch der Machtmittel irgend eine Regelmäßigkeit gebracht hätte, das Leben sehr vieler Imperatoren gerettet und nebenher unermeßliches Leiden erspart worden wäre. Wo das Gesetz Unumschränktheit gestattet, und die Beschränkung von dem freien Entschlusse des Monarchen ausgehen muß, wenn sie überall Statt finden soll: da wird man sich in den meisten Fällen den Zügel schießen lassen; und mehr bedarf es nicht, um einen Zustand hervorzubringen, der zuletzt unheilbar ist.

Wenn man zunächst anführt, daß der Untergang des alten Militärwesens den des Reiches beschleunigt habe, so mag auch daran etwas Wahres seyn; nur, daß man nicht vergessen darf: Einmal, daß das alte Militärwesen nicht fortdauern konnte, sobald aus der Stadt ein Reich von ungeheurem Umfange geworden war; zweitens, daß das beste Militärwesen mit der besten Staatsverfassung in einem so engen Zusammenhange steht, daß beide gar nicht von einander getrennt werden können. In seinem Ursprunge war Rom ein Militärstaat, der, um fortdauern zu können, anhaltend auf die Erweiterung seiner Gränzen bedacht seyn mußte; was über diesen Gegenstand in der ersten Abtheilung unserer Untersuchungen gesagt worden ist, verträgt sich schwerlich mit einer Widerlegung. Als Militärstaat nun hatte Rom diejenigen Conscriptionsgesetze, die einem Militärstaat angemessen sind: Gesetze, bei welchen es nicht auf eine Vermittelung des Bürgerlichen

mit dem Miliärischen angelegt werden konnte. Jene sechzehn Jahre, welche jeder Römer der Vertheidigung des Vaterlandes weihen mußte, machten ihn zu jedem bürgerlichen Gewerbe um so unfähiger, da sie die Blüthenzeit seines Lebens umfaßten, nämlich die Periode vom zwanzigsten bis zum sechs und dreißigsten Jahre. Die natürliche Folge davon war, daß die Bewohner Roms nur Krieger, keinesweges aber Bürger in dem Sinne waren, worin dies Wort gegenwärtig genommen wird. Da die Fortdauer des Staates auf Eroberungen beruhete, so mußte die Entwickelung für den Krieg eine außerordentliche seyn. Die Politik kam zu Hülfe, und es ist wahrlich zweifelhaft, ob die den Römern erreichbare Welt mehr durch das Bundesgenossensystem oder durch die Tapferkeit der Römer erobert wurde. Sobald nun aus der Stadt mit einem mäßigen Gebietsumfange ein ungeheures Reich geworden war, dessen Gränzen sich, wie wir oben gesehen haben, nicht erweitern ließen, mußten Conscriptions- und Föderativsystem in sich selbst zusammenfallen, weil der Gegenstand, um dessentwillen beide vorhanden waren, sich verändert hatte: die Bundesgenossen waren Unterthanen geworden; und hätte man sämmtliche Unterthanen den alten Conscriptionsgesetzen unterwerfen wollen, so würde dies bei der großen Bevölkerung des römischen Reiches nur zur Vernichtung desselben gedient haben. Jetzt also wäre es an den Imperatoren gewesen, ein neues Conscriptionssystem zu schaffen, das sich von dem alten am meisten dadurch unterschieden hätte,

daß es ein Vermittler des Bürgerlichen mit dem Militärischen gewesen wäre. Zufolge eines solchen Systems würde zwar jeder freie Bewohner des Reiches in die Vertheidigung des Vaterlandes verflochten und zu derselben verpflichtet gewesen seyn; doch nur auf diejenige Zeit, die eine Rückkehr zum bürgerlichen Betrieb nicht unmöglich gemacht hätte. Wäre es zu Stande gekommen, so ist zu glauben, daß die Römerwelt noch jetzt bestände. Indeß stand ihm nicht weniger als Alles entgegen: einmal die unvollkommene Kenntniß des Wesens der Gesellschaft, welche das Alterthum auszeichnet; zweitens das besondere Interesse der Imperatoren, die, da ihr Daseyn nur in der Gewalt, nicht im Rechte, begründet war, nie der gesetzlichen Freiheit vertrauen konnten; endlich — und dies gereicht am meisten zur Entschuldigung — die entschiedene Abneigung der Bewohner des Römerreiches von allen Opfern, welche ein Vaterland heischte, das sie nicht für das ihrige erkannten. Dies Alles entschied für stehende Heere, in welchen man das Mittel sah, den Gehorsam der Unterthanen zu sichern und die Gränzen des Reiches zu vertheidigen. Für diese stehenden Heere nun dauerten die alten Conscriptionsgesetze fort, nach welchen der Dienst auf sechzehn Jahre berechnet war; und indem man sie an die Gränzen bannte und dadurch jeden Einzelnen von dem Vaterlande, das ihn hatte entstehen sehen, gewissermaßen abschnitt, läßt sich leicht berechnen, welches der Erfolg für die Vertheidigung des Reiches seyn konnte. Aus den ehe-

maligen Kriegern waren Söldner geworden, welche höchstens das leisteten, was die Disciplin zu geben pflegt. Es ist gewiß keine Täuschung, wenn man die Römer, welche den Barbaren Widerstand leisten sollten, für sehr schwach hält; denn welches Gemüth konnten diese Söldner, welche größten Theils der Abschaum der Gesellschaft waren, an die Vertheidigung des Reichs bringen! Noch schlimmer stand es um diese Vertheidigung, seitdem man angefangen hatte, die Barbarenwelt zu derselben zu benutzen; denn die Barbaren im Dienste der Römer fuhren fort, ihren Landsleuten anzugehören, und waren folglich nur ein Stützpunkt für diese. Es ist wahrlich auffallend, daß ein Reich, welches, bei guten Einrichtungen, sich durch eine Million der tapfersten Krieger vertheidigen konnte, nach und nach ein Raub der germanischen Gefolge wird; doch verschwindet das Auffallende, sobald man erwägt, wie unmöglich gute Einrichtungen in diesem Reiche waren, dessen Fundamentalgesetz einen ewigen Regentenwechsel, und eben dadurch jede Art von Unstätigkeit, in sich schloß. Alarich und Attila — würden sie je einen Namen in der Geschichte erhalten haben, wenn es um die Zeit ihrer Erscheinung noch einen Marius und Sulla, einen Pompejus und Cäsar hätte geben können? Diese großen Heerführer gehörten der Republick an; und dies beweiset, daß die Antimonarchie einen Geist giebt, gegen welchen man sich nie verblenden sollte. Kleinmeister, in Vergleichung mit ihnen, waren alle Generale der Monarchie, die besten gar

nicht ausgenommen. Würden sie es aber gewesen seyn, wenn in dieser Monarchie nicht Alles auf Unumschränktheit berechnet gewesen wäre? und würden unter dieser Bedingung nicht auch die Heere von einem edleren Geiste beseelt worden seyn? In den Erscheinungen der Römerwelt hängt alles zusammen. Was die Freiheit und das Bürgerthum zerstörte, dasselbe zerstörte auch das Militärwesen; und obgleich die Bedrückungen, welchen der Unterthan ausgesetzt war, den Zweck haben mochten, die Brauchbarkeit und Ergebenheit des Militärs zu sichern: so zeigte doch der Erfolg, daß man sich in der Wahl des Mittels geirrt hatte. Das Reich ging unter, weil man sich Alles erlaubte, um dasselbe zu retten, d. h. weil von Recht und Gerechtigkeit gar nicht mehr die Rede war. Was durch stehende Heere geleistet wird — darüber entscheidet vor Allem die Geschichte des römischen Reiches. Nothwendig als Stütze der Unumschränktheit, sofern dieselbe einmal Statt finden sollte, waren sie nichts weniger, als Erhalter derselben; und sie waren es nur deshalb nicht, weil die Unumschränktheit ein Wahn ist, der sich durch sich selbst zerstört. Und so glauben wir gezeigt zu haben, daß die schlechte Beschaffenheit des römischen Militärs nach der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie ihren Grund in der Staatsgesetzgebung hatte, deren Unheilbarkeit eine ansteckende Kraft in sich schloß.

Da man aber auch die Einführung des Christenthums zu den Ursachen des Verfalls und Untergangs der Römerwelt gerechnet hat: so können wir nicht umhin, auf diesen Punkt noch besonders einzugehen.

Wenige

Wenige Bemerkungen werden hinreichen, um das auszudrücken, was wir über diesen Gegenstand nachzuholen haben.

1. Ein Reich, das die Bürgschaft seiner Fortdauer nicht in seinen organischen Gesetzen hat, wird diese Bürgschaft nie in seinem Cultus erhalten, wäre dieser auch noch so vollkommen. Die Ursache ist keine andere, als daß jeder Cultus blos eine Hülfsmacht in sich schließt, auf deren Wirksamkeit nur so lange zu rechnen ist, als sich die Hauptmacht stark beweiset. Was sind alle kirchlichen Systeme, sie mögen genannt werden, wie sie wollen? Inbegriffe von rein speculativen Meinungen, welche man Dogmen nennt. In dieser Beziehung nun sind alle ohne Ausnahme philosophische Systeme, und als solche mehr oder minder verwegen, mehr oder minder der weisen Zurückhaltung einer gesunden Logik zuwider. Alle verbinden mit ihren Dogmen eine mehr oder weniger vollständige Sittenlehre; wenn diese aber auch noch so untadelhaft wäre, so würde sie doch die Fehler haben, nicht auf der gesunden Vernunft und auf unerschütterlichen Beweggründen, sondern auf gewagten Meinungen zu beruhen: ein Umstand, der ihr allen Werth zu rauben vermag. Unstreitig kann man unter den vielen kirchlichen Systemen, welche zum Vorschein gekommen sind, das eine oder das andere minder verwerflich finden; dann aber wird man auch zugeben, das beste von allen sei dasjenige, welches keine besondere Macht ausüben will: denn dieses beste kirchliche System würde mit dem besten politischen System zusammenfallen, und folglich gar nicht für sich selbst

vorhanden seyn. Dies Alles auf das römische Reich angewendet, ergiebt sich, daß, wenn es seinen Untergang nicht in seinen schlechten organischen Gesetzen gefunden hätte, der neuen Cultus, den es mit der Monarchie erhielt, jenen gar nicht hätte herbeiführen können.

2. Das Christenthum, so wie wir es noch jetzt in den Urkunden wiederfinden, war unstreitig als Dogma ganz untadelich; da es aber nicht auf römischem Grund und Boden gewachsen war, so paßte es auch nicht zu dem politischen System, mit welchem es in Verbindung zu treten wünschte. Es blieb ihm daher nichts anderes übrig, als nach und nach seine Natur zu verändern, um passend zu werden. Dies geschah in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, und die Verwandelung, der es sich unterwarf, bestand darin, daß es übernatürliche Lehren in sich aufnahm, wodurch die unbeschränkte Macht an Berechtigung gewann. Hierüber weitläufig zu werden, verbietet der Raum am Schlusse eines Werks. Wir bemerken also nur Folgendes. Alle religiösen Meinungen haben, als übernatürliche, das Besondere, daß sie ihren Verkündigern eine unbeschränkte Macht über Diejenigen gewähren, welche von ihnen glauben, daß sie wirklich die Bewahrer und Ausleger des göttlichen Willens seien. Was diese für die Zukunft verheißen, ist unermeßlich; keine weltliche Macht kann es ihnen hierin gleich thun. Die Folge davon aber ist auf der einen Seite, daß die Priester, um der bürgerlichen Obrigkeit nicht gefährlich zu werden, oder auch, um sich des Beistandes derselben

erfreuen zu können, alle Mißbräuche heiligen und unabläßlich auf die Aufopferung aller Rechte dringen; auf der anderen, daß eine Regierung, welche unterdrücken will, sich die Priester zu eigen macht und ihre Gewalt vermehrt, damit sie ihr desto nachdrücklicher dienen können. Ohne diese gegenseitige Hülfsleistung der Priester und weltlichen Gewalthaber würde das Christenthum schwerlich zu der Ehre gelangt seyn, die Staatsreligion in dem unermeßlichen Römerreiche zu bilden; um aber dahin gelangen zu können, mußte es sein ganzes Wesen verändern. Es läßt sich nicht sagen, was aus der Lehre von dem gemeinschaftlichen Vater des menschlichen Geschlechts geworden seyn würde, wenn unter den mannichfaltigen Veränderungen, welche das politische System der Römer litt, irgend eine der Natur der Gesellschaft gemäß gewesen wäre; aber nichts ist gewisser, als daß wir sie alsdann in einer ganz anderen Gestalt würden kennen gelernt haben: denn die ewige Bestimmung alles Cultus ist, sich dem politischen Systeme anzuschließen.

3. Das christliche Kirchenthum überlebte den Untergang des Römerreiches, nicht in Folge seiner Lehre, wohl aber in Folge seiner Hierarchie. Der Grund zu einer besonderen Regierung der christlichen Gemeinen wurde sehr früh gelegt; und auf diesem Grunde ist fortgebauet worden, bis es, nach mehreren Jahrhunderten, endlich bis zu einer Erhebung der Kirche über den Staat gedieh. Nur in dieser Hinsicht läßt sich behaupten, daß das christliche Kirchenthum zum Untergange des Reichs beigetragen habe, nämlich insofern

dieses nicht zwei Regierungen zugleich aushalten konnte. Die große Lehre, welche die Geschichte des römischen Reiches in dieser Hinsicht giebt, würde demnach so ausgedrückt werden müssen: „Eine gute bürgerliche Gesetzgebung ist die erste Stütze des Sittengesetzes, das seine Reinheit bewahren will, so wie das Sittengesetz wiederum eine vortreffliche Stütze der bürgerlichen Gesetzgebung ist; doch greift das Eine in den Wirkungskreis des Andern, und bewaffnet sich das Sittengesetz mit der Macht, um freiere Wirksamkeit zu erhalten: so ist die Auflösung der Gesellschaft so gut als vollendet.“ Nicht unwahr ist daher der Ausspruch Montesquieu's: „daß das Gedeihen des Kirchenthums verschieden sei von dem Gedeihen des Reichs“; *) der Grund liegt darin, daß alles Kirchenthum nur auf der Trümmern der weltlichen Herrschaft groß und glänzend werden kann. Der Untergang des römischen Reichs war entschieden von dem Augenblick an, wo Theodosius der Große sein an den Einwohnern von Thessalonika begangenes Unrecht unter der Leitung des heil. Ambrosius im Staub und in der Asche büßte; denn in dieser beklagenswerthen Handlung lag das Geständniß, daß man nicht mehr wußte (wenn man es je gewußt hatte), durch welche Mittel Reiche erhalten werden. Nicht darin (wie Einige gemeint haben) bestand das Elend, daß man die Gränzen der geistlichen und weltlichen Macht nicht zu finden vermochte, sondern darin, daß man eine von

---

*) Considerations sur les causes de la grandeur etc. des Romains. Ch. XXII.

der weltlichen Macht verschiedene geistliche Macht gestattete; darin also, daß man nicht einsah, warum die Macht eine einige seyn muß. Hierdurch stellte man sich auf Eine Linie mit den Barbaren, welche nicht seyn würden, was sie sind, wenn sie fähig wären, gute organische Gesetze zu schaffen und dieselben zu einer Quelle guter bürgerlicher Gesetze zu machen.

Als mitwirkende Ursache des Untergangs des westlichen Römerreichs war also das christliche Kirchenthum — denn nur von diesem, nicht von dem Christenthume schlecht weg kann die Rede seyn — in der Hauptursache begriffen, von welcher wir bisher gehandelt haben, nämlich in der Fehlerhaftigkeit der Staatsgesetzgebung.

Wir haben jetzt nur noch Eine Bemerkung hinzuzufügen, die, wie es uns scheinen will, eine Formel für alle politischen Schöpfungen in sich schließt. Es ist folgende. Indem die Antimonarchieen untergehen in dem Mangel an Gesetzen, welche die Einheit verbürgen, die Monarchieen aber untergehen in dem Mangel an Gesetzen, welche Gesellschaftlichkeit sichern, ist die Todesart beider freilich sehr verschieden: denn jene sterben an einem Übermaaß von Kraft, welche das natürliche Erzeugniß der Leidenschaftlichkeit ist, die aus der Gleichheit des Anspruchs entsteht; diese hingegen sterben an der Schwäche, welche die Ertödtung aller Leidenschaften mit sich führt. Hieraus aber läßt sich abnehmen, wie ein politisches System beschaffen seyn muß, welches das Prädikat eines guten verdienen will. Es muß nämlich aus Antimonarchie und Monarchie, d. h. aus Vertretung und Verwaltung, oder aus Gesellschaft-

lichkeit und Einheit, zusammengesetzt seyn, und zwar so, daß beide als Kraft und Gegenkraft von einander abhangen, ohne sich zu bekämpfen.

Hätte es mit dem politischen Systeme der Römer diese Bewandniß gehabt, so würde das Römerreich noch jetzt vorhanden seyn, und die Weltgeschichte nichts von einem Mittelalter wissen. Größe und Untergang des römischen Reiches sind demnach vollständig erklärt, wenn man beides auf die organische Gesetzgebung dieses Reiches bezieht. Die Antimonarchie verwandelte die Stadt in ein Reich; da sie dieses aber nicht erhalten konnte, so mußte sie der Monarchie Platz machen. Diese würde das Reich wirklich erhalten haben, wenn ihr die Größe desselben nicht hinderlich gewesen wäre. Vermöge derselben zur Ungesellschaftlichkeit und Unumschränktheit fortgezogen, büßte sie nach und nach ihre ganze Kraft ein, und das Reich ging unter, nicht weil es an Erhaltungsmitteln fehlte, sondern weil man von denselben keinen Gebrauch zu machen verstand. Die ganze römische Geschichte ist demnach ein Beweis, daß die Römer weder über die Natur der Gesellschaft, noch über das Wesen der Regierung tief genug nachgedacht hatten, um zu wissen, woran sie mit sich selbst waren. So wie sie instinktmäßig eroberten, so wollten sie auch instinktmäßig erhalten. Ohne festen Plan, ohne bestimmte Absicht, gelangten sie in einer Art von politischem Taumel zu ihrer Größe. Als diese errungen war, wünschten sie zwar, sie zu erhalten; da es ihnen aber gänzlich an Principien fehlte, so mußte die so eben

eingeführte Ordnung immer wieder zu einem Chaos werden, bis sich endlich ihre Kraft erschöpfte.

Dies ist in wenigen Worten die Geschichte ihrer Monarchie.

Um die Zeit, wo Odoacer sich zum König von Italien machte, kämpften die Sachsen mit den Eingebornen von Britannien um den Besitz dieser Insel. Gleichzeitig wurde Gallien ein Raub der Franken; Spanien unterwarf sich den Waffen der Gothen, und Afrika sah sich durch die Gewalt der Vandalen erdrückt. Nebenrollen spielten: in Gallien die Burgundier, in Spanien die Sueven, in Afrika die Mauren; doch keinesweges zum Vortheil dieser Länder. Das sogenannte Mittelalter hatte seinen Anfang genommen. Von dem römischen Wesen blieb nichts weiter übrig, als das christliche Kirchenthum, welches sich in den letzten Jahrhunderten mit unwiderstehlicher Macht entwickelt hatte. Ein ganz neues Regierungssystem verbreitete sich über Europa; der Vorzug, durch welchen es sich auszeichnete, bestand darin, daß es minder künstlich und kostspielig war. Nur die oströmischen Imperatoren fuhren fort, sich Nachfolger des Augustus zu nennen und in ihrem Gebiete, welches die Länder zwischen der Donau und dem Tigris umfaßte, ging die bürgerliche Freiheit nicht gänzlich unter. Sie vermochten die gothischen und vandalischen Königreiche in Italien und Afrika zu zerstören; doch nur allzubald ging von Arabien eine Umwälzung aus, welche das christliche Kirchenthum auf die härtesten Proben brachte, und

damit endigte, daß Muhameds Nachfolger ihren Wohnsitz in Constantinopel aufschlugen.

Auch die lange Periode von dem Umsturze des westlichen Römerreiches, bis zum Umsturze des östlichen, hat sehr viel Anziehendes; und wer zu wissen verlangt, wie der gegenwärtige Gesellschaftszustand von Europa entstanden ist, muß begierig seyn, die Bahnen kennen zu lernen, worin das menschliche Geschlecht sich während des Mittelalters bewegt hat.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Philosophische Untersuchungen über die Römer

Bd.: 3

1819
Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB N 65(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421230-4